Die Waldhexe.

Historische Erzählung aus den bayerischen Bergen

von

Max Fuchs.

(Historisch.)

Nachdruck verboten.

Druck von G. Schuh & Cie., München, Herrenstraße 34.

Die Waldhexe.

Historische Erzählung aus den bayerischen Bergen

von Max Fuchs.

(Historisch.)

I.

An der Benediktenwand.

„In die Berge hinein, in das liebe Land!
In der Berge dunkelschattige Wand!
In die Berge hinein, in die tiefe Schlucht,
Wo der Waldbach tost in wilder Flucht!
Hinauf zu der Matten warm duftigem Grün,
Wo sie blüh'n
Die rothen Alpenrosen!"

Freundlicher Leser! Wenn der Winter mit seinen langen Nächten, seinen bleigrauen Wolken, seinem Schnee und Eis endlich hinter uns liegt und der Odem des Frühlings durch das Land zieht, dann kommt über den Menschen auch eine eigene Sehnsucht, die ihn hinaus treibt, aus den dumpfen Mauern der Städte, um wenigstens einige Zeit in Gottes herrlicher Natur zu verweilen, die reineren Lüfte einzuathmen, sich an Wiesengrün und Waldesduft zu erfreuen, dem Murmeln der Quellen, dem Tosen der Wasser=

fälle zu lauschen, oder die Fluthen des Sees zu durchfurchen und von den Bergen herab den trunkenen Blick hinaus in das Land schweifen zu lassen, das wie ein aufgeschlagenes Buch zu seinen Füßen liegt.

So ergeht es auch mir. Ein Wonnetag ist es jedesmal für mich, wenn ich der dumpfen Zimmerluft entrinnen und den Staub der Stadt von meinen Füßen schütteln kann, wenn die Thürme Münchens immer mehr und mehr meinen Blicken entschwinden, Wald und Flur mich aufnehmen, die Berge mir immer näher kommen und ihren duftenden Schleier ablegen, der sie umhüllt.

Ja die Berge! Das ist immer das Ziel und die Sehnsucht meiner Wünsche, meines Begehrens und wenn es auch nur wenige Tage sind, die ich in ihnen verleben kann, jederzeit kehre ich neugestärkt und frohbewegt aus ihnen zurück, zu des Lebens alltäglicher Last und Mühe.

Und selten, daß ich nicht noch etwas anderes mitbringe, als Stärkung und frisches Leben. Wenn ich so die Thäler und Schluchten durchschweife, da begegnet mir wohl manchmal ein alter Mann, der von des Tagwerkes Mühen in sein friedliches Heim zurückkehrt und gar freundlich den einsamen Wanderer grüßt. Er geht den gleichen Weg mit mir und so schließe ich mich ihm an und bald ist das Gespräch im Flusse, und während ich nach Diesem und Jenem frage, erzählt er mir von der Vergangenheit und Gegenwart, was er selbst erlebt oder noch von seinen Vorfahren gehört hat. Oder ich suche gastliche Aufnahme in einem einzelnen Gehöfte und lausche dann am Abende den Gesprächen der Bewohner, welche gar seltsame Sagen und Geschichten zu berichten wissen. Es hört sich so traulich zu bei dem Schnurren der Spinnräder in der wohldurchwärmten Stube, oder draußen auf der Bank bei dem Scheine der Abendsonne, wenn die Heerden heimwärts ziehen und das Ave von den Thürmen über Wald und Flur tönt. Gar Manches hört man da aus dem verborgenen Schatze der Volkspoesie, oft wahrhafte Goldkörner, die werth sind, gesammelt und der Vergessenheit entrissen zu werden.

So wandelte ich auch heuer wieder, als alle Knospen sprangen,

hinein in die Berge. Ich war aber um Wochen zu früh gekommen, denn während draußen im Unterlande schon alles grünte, lag hier noch überall Schnee und nur höhere freie Stellen, welche der Sonne besonders ausgesetzt waren, zeigten den ersten Anflug von Grün. Ich wollte wieder einmal den Kochel- und den Walchensee im Frühlingskleide sehen, dafür konnte ich sie im Wintergewande bewundern, was jedoch meinen guten Humor und meine Wanderlust nicht beeinträchtigte. Als ich den steilen Kesselberg hinaufstieg, gesellte sich zu mir ein steinaltes Männchen, eingewickelt in einen Mantel und eine übergroße Pelzmütze auf dem Kopfe. Er schmauchte behaglich aus seiner kurzen Pfeife, jedenfalls keinen Varinas, das bestätigten mir meine Geruchsnerven, sah mich aber freundlich und neugierig an, als wollte er sagen: Verirrt sich da jetzt schon eine Stadtschwalbe zu uns herein. Ich fragte ihn nach treuherzigem Gruße um das Wohin und nun erfuhr ich, daß er nach Walchensee gehe, wo am anderen Vormittage der Jahresgottesdienst für seinen verstorbenen Ahnl*) abgehalten werde.

„Das mag wohl schon lange her sein," meinte ich. „Habt Ihr ihn noch gekannt?"

„S'wird sein so a Jahrl funfzig," gab er zur Antwort, „und ob i ihn kennt hab? War net übel, bin i wie er g'storben is, scho zwanzig g'wesn und hab bald drauf mei Weib g'nommen."

So marschirten wir gemüthlich weiter und als es abwärts ging, den See vor uns, lud ich ihn ein, mit mir beim Jäger am See einen Imbiß einzunehmen.

Er sah mich ob dieser Einladung etwas verwundert an, meinte jedoch, heute ginge es nicht, er dürfe sich keinen Aufenthalt gestatten, wenn er rechtzeitig zu den Schmalznudeln bei seinen Verwandten eintreffen wolle, die heute extra für ihn gebacken würden. Wenn der Herr, nämlich ich, am andern Abend noch in Urfeld anwesend sei, so wäre es ihm schon recht, denn er höre gar gerne den Stadtleuten zu, die so viel zu erzählen wüßten, was er eigentlich gar nicht verstehe.

---

*) Großvater.

Ich versprach seiner zu warten. Es dunkelte am Abende des anderen Tages noch nicht, so steckte er auch schon seinen Kopf zu der Thüre des Gastzimmers herein und war sichtlich erfreut, mich hinter dem warmen Ofen und dazu noch allein sitzen zu sehen. Die Tagesneuigkeiten, wie es ihm ergangen, waren bald berichtet und schon schien die Unterhaltung in das Stocken zu gerathen, als ich mit meinem Rauchapparate meine Pfeife aus der Tasche zog, auf deren Kopfe die Sendlingerbauernschlacht gemalt war. Aufmerksam betrachtete er diese und die Folge davon war, daß wir auf den sagenhaften Schmied von Kochel zu sprechen kamen und dann immer weiter herab, bis auf die Erhebung der Tiroler und deren Einfälle in das bayerische Gebiet im Jahre 1809.

„Davon wißt Ihr aber nichts mehr?" fragte ich.

„I nit, aber mei Vater und mei Ahnl haben die Geschichte mit g'macht," erwiderte er.

„Wißt Ihr was davon zu berichten?" fragte ich.

„G'nug," meinte er.

So erzählte er mir denn folgende Geschichte aus dieser Zeit, die ich natürlich nur in andere Rahmen kleide, damit sie für deu Leser volle Form und Gestalt gewinne.

* * *

Zwischen der Loisach und Isar erhebt sich neben dem Heimgarten und Herzogstand, getrennt durch den schmalen Samweg, Kesselberg genannt, die wuchtige Masse der Benediktenwand, ein mit vielen Kanten und Absätzen versehener, sich lang hinziehender Berg, von tiefen Schluchten und senkrecht abfallenden Felsenwänden durchzogen. Seine eigenthümliche, wilde, zerklüftete Gestalt zieht schon von Weitem die Aufmerksamkeit des Wanderers auf sich, der seine Blicke immer wieder zu ihm emporrichtet, je näher er demselben kommt und die dunkeln Wälder, die ihn bis zur Hälfte bedecken und dazwischen die hellgrünen Matten betrachtet. In Manchem steigt auch wohl der Wunsch auf, da oben zu stehen und hinauszuschauen in das Land, aber dazu gehören tüchtige Füße und ein schwindelfreier Kopf, dazu ein kundiger Führer, sonst läuft man Gefahr, wohl hinauf, aber nicht wieder herabzukommen. Es

liegt eine düstere Majestät über diesem Bergriesen ausgebreitet, er steht gleichsam als Wächter jener großartigen Alpenwelt da, die sich hinter seinem Rücken, wie mit einem Zauberschlage erschließt.

Stolz kann er sein auf seine Umgebung, denn nicht leicht findet sich Lieblichkeit der Natur mit solcher Erhabenheit vereint. Rechts von ihm windet sich die Isar durch das breite Thal, noch ganz die Wildheit des ungebändigten Bergstromes bewahrend, bis sie weiter draußen außerhalb Tölz, in ruhigere Bahnen lenkt, gleichsam ein Mann werdend, der die Flatterhaftigkeit der Jugend nun abgelegt hat. Es ist eine reizende Landschaft mit seinen Kirchlein und Einzelhöfen, die malerisch zerstreut an den Vorbergen liegen, bis sie dann mit dem Dorfe Lenggries und dem dahinter liegenden Schlosse Hohenburg ihren Abschluß erreicht. Ein biederer, offener, wenn auch rauher Menschenschlag wohnt hier, das bedingt die Natur, in der er aufgewachsen ist und seine tägliche Arbeit als Holzfäller oder Flößer, der immer mit Gefahren zu kämpfen hat, die nur durch Kraft und Muth überwunden werden können.

Links von ihm liegen zwei der schönsten Seen des Alpenlandes, der Kochel- und Walchensee. Der Erstere liegt hinter dem Dorfe Kochel, woher er auch seinen Namen hat und man kann von ihm sagen, daß er an Lieblichkeit wohl von keinem der kleineren Gebirgsseen übertroffen wird. Nach drei Seiten hin umgeben ihn die Wände und Abhänge der Berge, während er selbst erscheint wie ein dunkelgrüner Smaragd in silberner Fassung. Neben der Felswand des Sonnenspitzes und Stirnsteins steigt die saftig grüne Jocheralpe in die Höhe, rechts davon starren die Gipfel und Zacken des Herzogstandes in die Wolken und daneben breitet der grüne Heimgarten seinen Rücken aus. Gegen Norden schließt sich an den eigentlichen See ein Zwitterding von Moos und See, mit Gräsern und Rohr bedeckt und nur von Sumpfvögeln und zur Sommerszeit von giftigen Nattern und Sumpffliegen belebt. Wenn die Sonne recht heiß niederbrennt und es recht trocken wird, kann man auf der grünbraunen Decke, die sich bildet, diese unheimliche Gegend zu Fuß überschreiten. Nach vorhergehendem Regen, bei Nacht oder Nebel steht dem Wanderer ein sicherer Tod vor Augen. Menschliche

Hilfe gibt es hier keine mehr, denn ein Jeder würde mitversinken, der sich hineinwagt.

Von dem Kochelsee in den Rücken der Benediktenwand führt der Kesselberg mit seiner steilen Straße an den herrlichen Wasserfällen vorbei, an den Walchensee. Wald- und Bergeinsamkeit umgeben hier den Wanderer. Mächtige Tannen und Föhren, ungeheure Felsblöcke begleiten ihn, von allen Seiten rauschen die Wasser nieder und nur hin und wieder huscht ein Vogel über den Weg oder man hört das gleichförmige Hämmern des Spechtes, der hier leichter, wie anderswo seine Nahrung findet. Hat man den höchsten Punkt der Straße erreicht, so geht es steil abwärts und nach kaum hundert Schritten steht man an den Ufern des Walchensees. Ruhe und Stille lagert auf den bald tiefdunklen, bald hellgrünen Wassern, in denen sich die Spitzen des Altlachberges und Hochkopfes und des Wettersteingebirges wiederspiegeln. An seinem rechten Ufer führt die Straße durch viele Buchten und Krümmungen nach dem kleinen Dorfe Walchensee, dem gegenüber auf einer Halbinsel das Klösterl sich befindet, die Kirche und das Pfarrhaus so genannt. Weiter hinein führt die Straße nach Wallgau, in das Isarthal und Mittenwald.

Auf der Ostseite des Sees liegt der Weiler Sachenbach, ebenfalls in einer Seebucht, nach welchem das langgestreckte, hochromantische Jachenauerthal beginnt, das in entgegengesetzter Richtung in das Isarthal ausmündet.

Dieses ist der theilweise Schauplatz der Erzählung, daher es nothwendig war, diesen zuerst vor die Augen der Leser zu führen.

An der Straße von dem Dorfe Kochel an den Kesselberg liegt die Mühle am Joch und von dieser führte über der Straße ein Fußweg hinein in den dichten, dunklen Wald, über moosiges Gestein, anf denen die purpurnen Alpenrosen blühten und die wilde Rebe sich emporrankte. Er wand sich immer höher aufwärts und brachte der Benediktenwand näher, die nun in ihrer Zerklüftung immer mehr hervortrat und ihre grauenvolle Schönheit sehen ließ. Einzelne lichte Strecken breiteten sich dazwischen aus, dichtbesäet mit gelben und rothen Wiesenblumen und saftigen Pflanzen. Nach

ungefähr einer halben Stunde öffnete sich mit einem Male ein enges, kleines Waldthal, das hier, so nahe dem Berge, wohl Niemand gesucht hätte. Ein klarer Bach, der von der nahen Wand herabstürzte, durchrieselte dasselbe, rings war es von mehr als hundertjährigen Tannen eingeschlossen, mit denen sich Gruppen von Eichen und Buchen mischten und fast schien es, als ob es keinen Ausgang hätte und man auf dem gleichen Wege, den man gekommen, wieder zurückkehren müßte, um wieder zu Menschen zu gelangen. Nur ein Waldweg führte am Fuße des Berges hinüber nach dem Isarthale, wer ihn aber nicht genau kannte, lief Gefahr, sich zu verirren und konnte stundenlang umhersteigen müssen, bis er endlich einen Ausweg fand.

Mitten in dem Thale fand der überraschte Wanderer, im Schatten von Wallnuß- und Apfelbäumen gelegen, ein einsames Gehöfte, in der Gegend der Romanihof genannt. Es war zwar kein großes Besitzthum, doch nährte es die Familie, die auf ihm hauste, schlicht und recht und mehr bedurften die genügsamen Bewohner nicht. Woher es eigentlich den fremdklingenden Namen hatte, wußte kein Mensch anzugeben, vielleicht saßen in dieser Abgeschiedenheit länger als droben am Walchensee die Nachkommen der Römer, die einst das Land eroberten, später aber dem Schwerte der Bayern unterliegen mußten, welche die Ueberwundenen aber nicht aus ihren Wohnsitzen vertrieben, sondern sie nur sich leibeigen machten. Die ganze Gegend spricht dafür, daß sich hier die Römer länger, als draußen im Flachlande erhielten, wie die Namen Walchensee, Wallgau, hinlänglich beweisen und noch zur Zeit Karls des Großen hier die wälsche Sprache vorherrschte.

Wie schon der alte Bayer die Bäume zu seinem Wohnhause umhieb und die Stämme dann übereinanderfügte, die Dielen zu der Kammer selbst zimmerte, den Tennboden legte, das Dach mit Schindeln schützte und mit Steinen beschwerte, so ist es die Jahrhunderte geblieben bis heute noch. Der Romanihof hatte die ganz gleiche Bauart, nur war er bis zur Mitte gemauert und erst von dort an begann das Holzwerk. Die Mitte des Hauses umgab die Lauben, die mit Blumenstöcken auf ihrem Geländer dicht besetzt war, in welchem

Levkoyen, Nelken und Geranium blühten. Die Fenster des Hauses waren klein, wie die Räume niedrig, die Stallungen und der Stadel mit dem Wohnhause verbunden, die Tenne der Letzteren lag erhöht und führte zu demselben eine Einfahrt hinauf. Vor dem Hause plätscherte ein Brunnen, dessen Wasser in einen langen Trog lief, der zum Tränken des Viehes diente, ihm gegenüber befand sich ein kleines Gärtchen, in dem die nothwendigsten Küchengewächse gepflanzt wurden, die jedoch bei der hohen Lage nicht immer nach Wunsch geriethen. Rosmarin und Gelbveigelstöcke fehlten jedoch nicht und an dem Zaume rangten sich die breiten Blätter des Kürbis empor, der als besondere Zierde eines Gartens betrachtet wird.

Den umliegenden Anwohnern war aber das Aussprechen des Romanihofes viel zu lang, und deßhalb hatten sie ihn kurzweg in Romihof umgetauft, immer noch genug, um seinen wirklichen Namen erkennen zu lassen.

Die Bewohner bestanden aus dem Romanibauern, seinem Weibe, einem Sohne und einer Tochter. Paul war des Besitzers Taufname, dessen hohe und kräftige Natur den Sohn der Berge auf den ersten Blick erkennen ließ. Eine freie offene Stirne, dichtes dunkles Haar, ein Schnurrbart von gleicher Farbe und offene gutherzige Züge machten einen angenehmen Eindruck auf Jeden, der mit ihm in Berührung kam. Sein Weib Rosi war ihm an Größe fast gleich, ebenso gutmüthig, nur verliehen ihr die scharfgeschnittenen Züge, etwas gebogene Nase und das schwarze Haar etwas Fremdartiges, das in der ganzen Gegend sonst nicht vorkam. Sollte sie vielleicht noch von römischem Blute abstammen? Fast sollte man es glauben, wenn man dazu noch beobachtete, wie stolz sie ihren Kopf trug und ihre Bewegungen eine eigene Anmuth verriethen. Der Bube Martl, jetzt ungefähr achtzehn Jahre alt, schlug dem Vater nach, das Mädchen, um einige Jahre jünger, der Mutter. Man sah es ihr aber nicht an, daß sie noch so jung war, so ausgewachsen war das Monei schon, und daß sie hübsch, sehr hübsch war, konnte sie alle Tage in dem Brunnentroge sehen, wenn sie ihr Gesichtchen, wie Milch und Blut in demselben wusch.

Ein schwüler Augustabend lagerte über dem Thale. Man sah wie die Luft zitterte und wie begierig die Wiesen die Feuchtigkeit aufsogen, die der Brunnen verbreitete. Kein Vogel ließ sich hören, sie hatten sich in dem dichtesten Laubwerke verborgen, nur hin und wider brummte eine Wespe vorüber, als sei auch sie ungehalten über die Hitze, die nicht einmal der kommende Abend zu mildern vermochte. Einzelne Wolken lagerten auf den Absätzen der Benediktenwand, die gerade nicht sehr gefährlich hersahen, für den Kundigen jedoch als der Vorbote eines Gewitters betrachtet wurden.

Martl und Monei kamen soeben aus dem Walde hervor und zogen einen kleinen Handwagen nach sich, der hoch mit duftendem Heu beladen war. Als sie vor dem Hause standen, wischten sie sich den Schweiß von der Stirne und ruhten auf der Bank aus, aber nicht lange, denn Martl hatte sich nach allen Seiten umgesehen und die drohenden Wolken bemerkt.

„Wir dürf'n nit so lang dasitz'n," munterte er dann die Schwester auf, „da schau nauf, die Kaputzn, die d'Wand auf hat, die wird was ander's r'unterschick'n. 's wär schad für dös gute Heu, dös wir mit so vieler Müh' herzogn ham, wenn's no naß würd. S'thät mi selber reu'n."

Monei, dadurch aufmerksam gemacht, blickte jetzt auch empor, dann band sie rasch wieder das rothe Tuch, das sie vor einigen Minuten abgenommen hatte, um den Kopf.

„Meiner six, es ist so," stimmte sie bei, „'s wird was ordentlis kommen, is aber auch kei Wunder bei der Hitz. D'Bremen*) ham heut scho narrisch thun, daß ma glaubt hat, aus is mit ihnen."

Nun half sie dem Bruder das Heu in die Tenne ziehen, und Beide gingen auch gleich daran, es an seinen bestimmten Platz zu bringen.

„Heuer können wir z'friedn sein mit unserm Heu," meinte das Mädchen während der Arbeit, „heuer is alles grad g'wachsn, daß nur a Freud is. I möchts gar nit zähl'n, wie oft wir scho rein-

*) Bremsen.

g'fahrn sind von die Bergwies'n. Jetzt kommt erst 's nächst daran, i glaub, wir bringens gar nit unter. Und riechen thuts, daß nur grad a Stolz is."

„I will seh'n," erwiderte der Bruder, „ob der Vater a Kuh vom Markt z'Tölz mit heimbringt. G'scheidter wärs, er hätt gleich zwei kauft, denn alle sechs fressen dös Zeug den Winter durch doch nit z'samm. Und wer weiß, ob's nit s' nächst Jahr grad wieder so viel gibt. Von vorigs Jahr ham mir ja no in zwei Hütt'n drobn liegen. Dös muß ma zum Futtern scho z'erst hernehmen, sonst wird's hin und da wärs do ewig schad drum."

„Mußt Alles dem Vatern sagen, wenn er kommt," antwortete die Schwester, „nit daß nachher wieder heißt, man hätt's ihm vorher sag'n soll'n. Kennst's ja, daß in der G'schicht nit viel z'mach'n is, wenn er a sonst die gut Stund sell is."

„Dös is wahr, da brauchst nix z'red'n, nur wenn er a Bißl hitzig wird, muß ma ihm halt auß'n Weg geh'n, bis rum is," bestätigte Martl.

Unter diesen Gesprächen waren sie mit ihrer Arbeit fertig geworden. Martl hängte die Rechen und Gabeln an ihren bestimmten Platz, seine Schwester zog den Wagen weg und stellte ihn auf die Seite, daß er im Aus- und Eingehen nicht hinderlich war. Man sah daraus, daß in dem Stadel, also wohl auch im Hause die größte Ordnung herrschte, was zu damaliger wie heutiger Zeit nicht von allen Oekonomen gerühmt werden kann.

Wenn man so die beiden Geschwisterte betrachtete, bemerkte man auch sofort einen Unterschied. Die Natur hatte die Rollen vertauscht. Martl war mehr still und ruhig, ihm fehlte das aufbrausende Feuer der Jugend, dagegen war er nachhaltiger, wenn er einmal etwas begriffen hatte, oder irgend etwas zugethan war. Schon als Knabe hatte er seine größte Freude an den Büchern und wenn er eines erwischen konnte, oder zum Lesen erhielt, so setzte er sich halbe Tage unter den großen Nußbaum des Gartens und ließ sich nicht eher davon vertreiben, als bis er vollständig damit fertig war. Der Herr Pfarrer von Kochel hatte wohl gemeint, der Romanibauer solle seinen Buben studiren lassen, allein

dieser war hiezu nicht zu bewegen; denn zu Hause sei er nothwendiger und man könne doch nicht wissen wie die Sache ausfalle. Ein verstickter Student tauge aber gar nichts mehr. Der Martl schien trotz seines Lerneifers auch keine große Freude daran zu haben, als er hörte, daß er dann seine Wälder und Berge verlassen, und Jahrelang in der Stadt sitzen müsse. Das leuchtete ihm gar nicht ein und so wurde nicht mehr darüber gesprochen.

Das Mädchen dagegen war die Lebendigkeit und Lebenslust selbst. Sie konnte noch nicht recht gehen, als sie schon versuchte, an allem emporzuklettern, was ihr eine Stütze bot und mehr als einmal fiel sie von der Bank, oder einem Stuhl herab. Anstatt aber dann wie andere Kinder zu weinen und zu schreien, ließ sie keine Silbe hören und probirte das Wagestück gleich wieder. Als sie heranwuchs war sie die Flinkeste von allen in der Schule, in die die Kinder überhaupt nur im Sommer kommen, denn im Winter waren oft Wochenlang alle Wege mit haushohem Schnee bedeckt. Sie war oft schon lange zu Hause, ehe ihr Bruder die Hälfte des Weges zurückgelegt hatte und lachte ihn dann aus, wenn sie mit einem Stücke Butterbrod vor der Hausthüre saß und ihn erwartete. Ihr war kein Baum zu hoch und oftmals konnte man sie in den höchsten Zweigen einer Tanne erblicken, wo sie neugierig ein Vogelnest untersuchte. Hüpfen und springen war ihre zweite Natur und wenn sie von Felsblock zu Felsblock setzen oder einen tiefen Bach durchwaten konnte, so war ihr dieses die liebste Unterhaltung. Dabei war sie die Gutmüthigkeit selbst und gegen die anderen Kinder immer liebreich und gefällig. Nur wenn sie sah, daß einem Unrecht geschah, wurde sie wild; dem half sie, und wenn der größte Bube ihr Gegner war, sie fürchtete ihn nicht und fast jedesmals trug sie den Sieg davon. Man nannte sie deshalb nur die Waldhexe, doch durfte sie dieses nicht hören, denn dann war es mit ihrer Freundschaft auf lange Zeit vorbei. Sie wollte nun einmal keine Hexe sein, das seien die alten Weiber, behauptete sie, und kein junges Dirndl. Jetzt als sie schon groß, waren diese kindlichen Eigenheiten alle verschwunden, nichts destoweniger aber blieb sie doch die Waldhexe, nun von de n

jungen Burschen so genannt, welche ein Auge auf sie hatten, von dem sie jedoch nichts zu bemerken schien. Gar Mancher von der Umgegend kam jetzt in den Heimgarten auf den Romanihof, den man früher dort nicht gesehen hatte und gewiß nicht des Martl wegen, oder der schönen Lage des Hofes. Doch alle diese Besuche kamen vergebens, Monei lachte und scherzte mit ihnen, uud wenn sie fort waren, dachte sie an Keinen mehr. —

Martl verschloß sorgfältig die Scheune und blickte wieder zu der Benediktenwand empor. Aus der Kapuze hatte sich aber jetzt schon ein dunkles Gewölk entwickelt, das den halben Berg bedeckte und sich immer weiter an diesem herabzog. Dazu schien die Sonne so grell, daß die Färbung der übrigen Berge, die noch sichtbar waren, ein auffallendes Gelb zeigten, das als höchst ungünstiges Anzeichen betrachtet wurde.

„Dös wird bös," äußerte sich Martl wieder. „s'darf nur der Wind dazu kommen, dann ist's auch glei da."

„Wenns nur den Vatern nit unterwegs trifft," antwortete die Schwester besorgt. „I glaub, er müßt doch scho bald z'Kochel sei. Er hat doch versprochn, no bei Tag z'Haus z'kommen."

„Wenn er z'Kochel is, kann er's ja abwart'n, versicherte Martl. „G'sehn hat er's scho lang und da richt er si scho darnach. Jetzt gehn wir aber nei zu der Muttern in d Kuchel, s'Essen muß a scho bald fertig sei und i kann di versichern, i bin froh, wenn i mi a halbes Stündl niederlegen kann, i bin ordentli müd wordn heut."

Das Geprassel heißen Schmalzes, das bei ihrem Eintritte hörbar war, rechtfertigte die Vermuthungen Martls, denn soeben hatte die Romanibäuerin die letzte Nudel aus der Pfanne gezogen und diese selbst auf den Boden gestellt.

„S'habts gewiß Hunger, meinte sie, weil's d'Nudeln gar so anschauts. Nur Geduld, wir können glei essen, denn auf'n Bauern brauchen wir nit z'wartn, dös ist doch unbestimmt, wann der heim kommt. Sei Sach stell i derzeit auf's Röhrl, da bleibts schö warm. So, jetzt geht's, i bin ferti."

Monei nahm die Schüssel unter den Arm, während ihre Mutter den Kasten öffnete und dann mit einer Schüssel Milch nachkam. Nachdem das abendliche Tischgebet verrichtet war, ließen es sich die drei trefflich schmecken. Dabei wurde wenig gesprochen, nur der besorgte Martl sah zuweilen nach dem Wetter und auf den Fußweg hinüber, auf dem der Vater zurückkehren mußte.

Da begannen die Spitzen der Bäume sich unruhig hin und her zu bewegen, in der Luft wurde jenes eigenthümliche Sausen hörbar, das jedesmal dem Sturme voranzugehen pflegt. Die Sonne war von dem eilenden Gewölke verdeckt, die Wolken senkten sich tiefer, und frühzeitiger wie sonst trat die Dunkelheit ein. Einzelne Tropfen fielen schon, es war kein Zweifel mehr, in wenigen Minuten war das Unwetter da.

Die Bäuerin langte von der Nische oberhalb des Tisches, in welcher das Kruzifix zwischen dem heiligen Joseph und der Muttergottes stand, den geweihten Palmbüschel herab, nahm einen Zweig davon und warf ihn in der Küche in die noch vorhandene Glut, damit der Blitz nicht einschlagen konnte und zündete dann den Wachsstock an, der ebenfalls gegen alle Gefahren des Gewitters Schutz bot.

Martl stand am Fenster und schaute immer der Richtung des Waldes zu. Im letzten Momente aber, ehe der Platzregen niederrauschte, sah er den Vater kommen und richtig zog er an einem Stricke eine Kuh hinter sich mit.

„Er kommt," rief er den Seinen zu. „Monei mach schnell d'Stallthür auf, er bringt wirkli eine mit."

Während er dem Bauern entgegeneilte, um das Thier zu schnellerem Schritte anzutreiben, richtete das Mädchen alles im Stalle zurecht und kaum hatte sich die Thüre hinter ihnen geschlossen, so brach auch das Wetter mit aller Macht los. Der Regen stürzte in Strömen hernieder und schlug so heftig auf dem hölzernen Dache auf, daß man sein eigenes Wort kaum verstehen konnte. Blitz auf Blitz folgte, der Donner rollte unaufhörlich, denn das Echo gab ihn von allen Seiten zurück und dabei wurde es so finster, daß sie in dem Stalle kaum die nöthige Arbeit ver-

richten konnten. Erst als das Thier versorgt war, kehrten alle in die Wohnstube zurück.

„Bist glücklicherweis grad noch recht reinkommen," begrüßte die Bäuerin ihren Mann. „Wenn Di' dös Wetter auf der Straß oder im Wald erwischt hätt, wars grad kei Spaß g'wesn. 's thut ja so schiech*), wie an ganzen Sommer no nit."

„Hab mir's scho in der Früh denkt, daß heut was kommt," erwiderte Paul. „D'Berg ham so an eignen Nebel g'habt und der See hat so g'schäumt, dös san allwei die best'n Wetterpropheten. Drum hab i g'macht, daß i fertig word'n bin und recht heimkomm. Habts alls gut g'schloss'n?"

„Brauchst kei Sorg z'habn, Vater," erwiderte Martl, „alls ist g'schehn. Aber a schöne Kuh hast mitbracht, dös ist g'wiß, aus dera ko was werd'n."

„Kost a schöns Stück Geld a," entgegnete Paul, „aber lieber glei was richtigs, als was halbs."

„Hast gar nix mitbracht vom Markt," fragte jetzt Monei. „S'war doch aus, wann mir vergessn worden wärn."

„Hab kei Sorg, Deandl, s'wär s'erstemal, daß i leer heimkommet," erwiderte der Bauer. „I weiß scho, daß Kirchweih vor der Thür is und daß ma da sie zeig'n will. Aber z'erst will i was z'essen, nachher pack i aus."

Monei war schnell in der Küche und ebenso schnell wieder zurück und setzte nun dem Vater die noch immer heißen Nudeln vor. Dabei aber betrachtete sie das Packet, das auf der Bank lag, nach allen Seiten und man sah es ihr an, daß sie ihre Neugierde kaum mehr zügeln konnte.

Endlich war doch die Mahlzeit beendet, die Schüssel aber wurde nicht mehr in die Küche hinausgetragen, sondern nur schnell auf den großen Kachelofen gestellt, der fast die Hälfte der Stube einnahm.

Der Bauer langte endlich nach dem Packete und nun stunden

---

*) Wild, abscheulich.

alle drei um den Tisch, auch die Romanibäuerin war neugierig geworden.

Zuerst zog er ein Stück blauen Merino hervor und übergab es seinem Weibe.

„So Rosl, da hast Deinen Theil, 's ist was Rares, hams s'Tölz g'sagt und wird Dir nit schlecht ansteh'n,“ sprach er zu ihr.

„Hast's gut troff'n, Paul, i hätt so ein neues Kleid hab'n müss'n,“ entgegnete sie. „Wies Monei auf d'Welt kommen is, hab i mir 'sLetzt kauft und i mein, dös ist scho lang her.“

Nun kam ein schwerseidenes blaues mit Blumen untermischtes und mit goldenen Borten besetztes Halstuch zum Vorschein und dazu noch eine silberne Schnürkette mit einem nagelneuen Frauenthaler behängt.

„Dös is für Dich, Deandl,“ fügte der Bauer bei. „I mein, an der Kirta kannst die scho seh'n lass'n.“

Das Mädchen hüpfte vor lauter Freude in die Höhe, probirte gleich Halstuch und Kette vor dem kleinen Spiegel und wußte vor Stolz gar nicht mehr, wie sie sich wenden und drehen mußte.

Auch Martl war nicht leer ausgegangen. Eine silberne Uhr an ebensolcher Kette war ja schon lange sein Wunsch und diesen sah er jetzt befriedigt.

Jedes war zufrieden und deßhalb sah der Romibauer auch nur heitere Gesichter um sich. Unterdessen hatte auch die Gewalt des Wetters etwas nachgelassen. Die Blitze wurden seltener und des Donners Schall kam schon vom Unterlande herein, ein Beweis, daß das Wetter sich an der Isar hinabzog.

Paul trat unter die Hausthüre und sah sich nach allen Seiten um, dann setzte er sich auf die Bank und rief den Seinigen. Die Wälder sandten jetzt einen so harzigen Duft herüber, die Luft war so kühl und angenehm, daß es wirklich eine Sünde gewesen wäre, wenn man die Abendstunde in der dumpfen Stube zugebracht hätte.

„'s hat Gottlob keinen Schaden g'macht,“ versicherte der Bauer den Seinen, „und auf die Dürre nauf, wird's die Wies'n wohlthun.“

Er stopfte wieder seine Pfeife und setzte sie mit Hilfe von Feuerstein und Schwamm in Glut.

„Du hast mir aber no gar nit g'sagt, was d'Kuh kostet, die D' bracht hast," fing nun sein Weib an. „Wenns so gut is, wie's aussieht, na is scho recht."

„S'ist a schön's Stück Vieh," erwiderte nun der Bauer, „hat aber sieben Karolin a kost."

„Heil'ge Mutter Anna," rief Rosl aus. „Da hast ja heut Geld ausgeb'n, dös is nit zum sag'n."

„Was sei muß, muß sei," war seine trockene Antwort. „Heu können wir nit essen, also muß a Vieh her. Milch und Butter rechnest für nix. Es seids so scho, es Weibsleut. Und wenn is wieder verkauf, sind weng'st vier bis fünf Karolin d'ran g'wonnen. Und die Kinder muß ma a a Freud mach'n. Kommen 'sganz Jahr nirgends nit hin und arbeit'n müssens g'rad wie wir. Wärs besser, wennst Ehehalten haben müßt? Die kosten natürli nix? I mein, 'sist besser so."

Diesen Gründen gegenüber, die die Bäuerin wohl einsah, mußte sie verstummen. Es war ihr auch gar nicht einmal ernst gewesen, denn sie war so stolz auf ihre Kinder, wie der Bauer.

„Was bringst sonst Neus mit vom Markt?" fragte nun Martl. „Da hört ma doch allerhand, dös ein auffallt."

Der Romanibauer kratzte bedenklich hinter den Ohren. „Dös is nit so gut," entgegnete er, „wie dös, wo i mitbracht hab. Beim Bruckbräu hab i einkehrt, s'Bier is dort sakrisch gut, aber d'Nachrichten, di i g'hört hab, taugen nix. I mein halt allweil, 'swird bald wieder losgehn. Der Napoli und d'Franzosen geb'n kei Ruh, der will, scheint's mir, die ganz Welt hab'n. Da sind's wo im Preußischen, oder sonst wo, i kann mir die Namen nit so merken, beisammen g'wes'n all die Potentaten. Sie ham zwar g'sagt, sie woll'n kein Krieg nit mehr, aber dös is nur Flunkerei; wenn die so sag'n, so is g'wiß anders. Und s'Tirol drinn, da soll's erst recht nit sauber sei. Den Küni von Bayern mögens a mal nit die Tyroler und d'Bayern könnens gar nit ansehn. Da gibt's nix als wie Reibereien zwischen de Beamten und die Leut

und es werds seh'n, eines schönen Tag's heißt's, d'Tiroler ham die ganz Musi zum Land naus g'jagt."

„Na gibts ja ganz bestimmt wieder an Krieg," meinte sein Weib, „und so nah bei uns. 's wird doch uns nix g'scheh'n."

„Natürli gibt's an Krieg," versicherte Paul, „und dös derzu gar kein gut'n. Meinst, der Küni läßt sie dös so g'falln und der Napoli a. G'wiß nit, dös derfst g'laubn. Aber hart wird's gehn, wenn's drauß san, bis wieder einikommen. 's wehrt sie halt a Jed's um sei Haut und wir thätens a so mach'n, wenn wir auf amal mir nix, dir nix, kaiserlich müßtn wern. Die drin wolln halt nit boarisch sei, obwohl sie's besser hätt'n, wie so, moan nämli i. Was rauskommen anlangt, da hat's gute Weg. Wie d'Tiroler ham wir a Berg und und uns're Stutzen trag'n so weit, wie die ihrigen. Da san wir in allem gleich, und überhaupts, d'Bayern und d'Franzosen gehen scho nei, da hab i kei Angst. Aber besser mein i, wärs scho, wenn's mit der G'schicht bald a End nehmet. Lang genug hätt's dauert."

„Wer treibt denn dös all's so durcheinander?" meinte Monei. „Wenn ma den weg thät, müßt glei alls vorbei sei."

Der Bauer lachte hell auf. „Du hätt'st s'recht scho troff'n," gab er zur Antwort, „dös war s'Einfach'st. Dös is aber grad s'Unglück, daß die ganz Welt nach der Pfeif'n von ein allein tanz'n muß und die andern nix z'sag'n ham. Aber zu dem kannst halt nit komma, der muß's mit dem Gottseibeiuns hab'n, sonst käm er nit allweil so gut durch. I glaub aber halt, sei Stündl schlagt a no und na möcht i grad nit in seine Schuh steck'n. Unser Herrgott ist a langsamer, aber a sicherer Zahler. Warten wir's ab, was kommt, wir können's nit anders mach'n."

Schon wollte Monei den Eltern gut Nacht sagen, als sie sich erinnerte, daß sie ja gar noch nicht wisse, was es am andern Tage Alles zu thun gäbe.

„Was gibt's morgen Vater," fragte sie deßhalb. „s'Heu ist all's herin. Willst vielleicht s'Mah'n an der großen Wies'n anfang'n?"

„Du denkst a nit lang, dös sich i," war die Antwort. „Morg'n ist doch Bartolmä."

„Bartolmä?" wiederholte bedenklich das Mädchen.

„Nu ja doch," fiel jetzt der Bauer rasch ein. „Braucht's da vielleicht lang was z'denk'n. Wird morgen nit der See g'weiht? Wir ham doch alle Ursach, hinz'gehn und z'bitten, daß wir von so an Unglück verschont bleiben, denn wir war'n die Erst'n, dies dran krieget."

„Ja so", errinnerte sich jetzt das Mädchen, „mit lauter Wetter und Kuh hätt' i bald nimmer dran denkt. Geh'n wir alle hinter in's Klösterl?"

„Eins muß z'Haus bleib'n und s'Haus hüt'n," befahl der Bauer. „Ma kann nit wiss'n, was auskommt."

„I bleib z'Haus," erklärte die Bäuerin, „es drei könnt's gehn. Na grüßt's ma s'Lieserl schö z'Walchensee, und sagts no zu ihr, sie sei die recht Schwester, auf sie könn ma was halt'n, die si s'ganz Jahr nit einmal sehn läßt."

„Der geht's dann grad wie Dir," erwiderte lachend Paul, „Du steigst nit aufi und sie nit abi und da ist s'Best dabei, daß in kein Streit kommt's mitsamm."

Das Gewölke hatte sich verzogen, der Mond beleuchtete herrlich die ganze Landschaft, die Benediktenwand strahlte wie in silbernem Lichte. Dafür hatten aber jetzt die Bewohner des Romanihofes keine Blicke, sie gingen in das Haus zurück, die Thüre schloß sich hinter ihnen und bald zeigte die Stille, die nun herrschte, daß alle in tiefem Schlafe lagen.

Das Weihen des Sees, von dem Paul sprach, hatte seinen Grund in den Sagen, welche dem Walchensee einen so romantischen Reiz verleihen. Schon seit den ältesten Zeiten wurde behauptet und geglaubt, daß der See einmal den Kesselberg durchbrechen und dann die ganze Gegend bis München hinab überschwemmen werde. Bei dem Klösterl steht am nördlichen Gestade eine einsame Kirche. Schon der heilige Rupert soll sie für die dort umher zerstreuten Christen erbaut und eingeweiht haben. Früher war in ihrer Nähe eine Klause, von einem frommen Ere-

miten bewohnt. Nun ruderte eines Abends ein junger Fischer in seinem Kahne dem Kirchlein zu. Es war schon dunkel geworden, die Sterne spiegelten sich in dem ruhigen See, von dem Ufer drüben ermahnte das Glöcklein zum Gebete. Darauf gab aber der Schiffer nicht acht, er starrte unverwandt in das Wasser. Da ward es plötzlich helle in dem geheimnißvollen Grunde und mit Angst und Entsetzen sah der Schiffer ein Ungethüm von einem Fische tief unten. Es hielt mit scharfem Gebisse seinen eigenen Schweif im Rachen und umspante mit dem Riesenleibe im weiten Bogen den ganzen Felsenkessel. Seine Augen glichen rollenden Feuerrädern und mit drohendem Blicke schaute das scheußliche Ungethüm nach Oben. Dem Schiffer wurde es Nacht vor seinen Augen, seine Sinne schwanden, er fiel in die Flut, allein die Wellen warfen den Ohnmächtigen an das Ufer, wo ihn der Einsiedler fand. Er wurde zwar in das Leben zurückgerufen, erzählte was er gesehen hatte, dann starb er.

Später soll sich ein muthiger Mann in einer Taucherglocke in die Tiefe gewagt haben. Als er einige hundert Fuß hinabgesunken, erblickte ihn das Unthier, und öffnete schon den ungeheueren Rachen, um den Verwegenen zu verschlingen. Noch zu rechter Zeit konnte dieser das Zeichen zum Aufziehen geben und entkam so. Aus den Fluten aber drang der Ruf: „Erzürnd'st Du mich, so schluck ich Dich!“ Läßt nun einmal das gewaltige Thier im See seinen Schweif los, so ist die Katastrophe da, das Gestein den Kesselberges spaltet sich und die ungeheure Wassermenge stürzt in die Ebene.

Am anderen Tage war der Kesselberg, das Dorf Walchensee und das Klösterl belebt, wie sonst im ganzen Jahre nicht. Von allen Seiten strömten die Landleute herbei, um der frommen Handlung beizuwohnen, welche die Gefahr des Sees beseitigen sollte. Die Kochler und Schlehdorfer wallfahrteten truppweise den Berg hinauf und beteten dabei andächtig den Rosenkranz. Die Benediktbeurer kamen mit dem Kreuze, wie es zu Klosterzeiten Sitte war, denn der Walchensee war einst Eigenthum der frommen Väter, bis vor fünf Jahren das Kloster aufgehoben und die meisten seiner

Besitzungen veräußert wurden oder an den Staat fielen. Auch von weiter her hatten sich Andächtige eingefunden, von Heilbrunn und Tölz, ja sogar von Murnau herüber, denn wenn der See ausbrach, vernichtete er auch diese Gegenden. Daß die Jachenauer nicht fehlten, war bei ihrem frommen Sinne nicht anders zu erwarten und die Wallgauer und Mittenwalder ebenso wenig, denn es war ja heute dazu noch ein halber Feiertag und da versäumte man nichts. Vor dem Wirthshause in Walchensee war ein kleiner Markt aufgeschlagen, ohne einen solchen ging es nun einmal nicht, damit die günstige Gelegenheit Keinem fehlte, etwas und sei es auch nur um ein paar Kreuzer, mit nach Hause bringen zu können.

Paul mit den Seinen hatte sich schon am frühesten Morgen auf den Weg gemacht. Monei trug zum ersten Male das G'schnür mit dem Frauenthaler, Martl zog alle Minuten seine Uhr heraus, angeblich um zu sehen, ob sie auch genau gehe, seine Schwester wollte aber bemerken, daß dieses jedesmal geschehe, wenn sie Bekannte einholten, oder an ihnen vorübergingen. Als sie den See erreichten, war derselbe mit Kähnen und Einbäumen bedeckt, die alle einem Ziele zusteuerten, dem Klösterl. Unverdrossen wanderten die drei auf der schmalen Straße dahin, mußten aber oft über Haufen von Kies und Felsstücken, Schlamm und herabgestürzten Bäumen steigen, die das Unwetter vom Abend vorher von den Bergen hiehergeführt hatte.

„Hat daherin ärger g'haust, wie bei uns drunt'n," sagte der Bauer, als er die Zerstörung gewahr wurde. „Meiner Six, da möcht i wirkli kei Heimat hab'n, da war ma kei Stund nit sicher, wanns nit weggschwemmt wird."

„S'ist a recht trauri am ganz'n See," meinte Monei dazu. „Im Winter muß ma glei wochenlang nit auß'm Haus kommen."

„Weil's bei uns drunt so lusti zugeht," entgegnete Martl. „Da ist s'ganze Jahr Tanzmusi und Kirta."

„Brauchst nit spötteln, Martl," gab sie ihm zur Antwort, „aber eher siehst doch an Mensch'n. Da schau, von Urfeld bis in's Dorf nit an einzigen Hof, nix als Wasser, Felsen und Bäum."

„War a Kunst, da was herz'baun," mischte sich der Vater

jetzt ein. „Müßt höchstens a Heuhütt'n sei und die hätt nit Platz.“

„Und wie dös Wasser dunkel ist, da schauts nur hin, ma könnt grad glaub'n, es sei a Tinten,“ machte das Mädchen aufmerksam.

„Dös macht sei Tief'n,“ erklärte der Bauer, „auf'n Grund is ma ihm no net kommen, sagens.“

„S'ist merkwürdi, was all's auf der Welt gibt,“ schloß jetzt Monei das Gespräch, „i möcht nit seh'n, was all für Zeug da unten liegt.“

Sie waren wieder an eine Ueberschüttung der Straße gekommen und da der Raum zwischen der Felswand und dem See sehr enge war, so mußte man bei dem Uebersteigen besonders vorsichtig sein. Am Leichtesten überwand das Mädchen dieses Hinderniß, wie eine Gemse hüpfte sie von einem Steine zum andern und schon lange war sie wieder auf der Straße, ehe Vater und Bruder in der Mitte angekommen waren. Mit herzlichem Lachen schaute sie ihnen zu, wie sie bedächtig herabkamen und besonders war es Martl, der sich nun allerlei Spötteleien gefallen lassen mußte, die er jedoch ruhig über sich ergehen ließ.

Die Sonne war nun hinter den Bergen heraufgestiegen und veränderte die ganze Landschaft, wie mit einem Schlage. Was vorher dunkel erschien, erglänzte nun in prachtvollem Lichte, die Berge und Wälder schienen Leben zu gewinnen, die Wellen des Sees glitzerten wie goldn'e Säume und selbst die Stille wurde durch den Gesang der Vögel, oder das heisere Geschrei der Raben unterbrochen, welche die Spitzen der Tannen verließen und auf die Wiesen herabkamen, wo sie ihr tägliches Futter zu finden hofften. Es war ein zauberhafter Anblick und selbst die an solche Reize Gewöhnten, konnten ihre Bewunderung nicht verbergen und ließen ein lautes Ah hören.

Nur noch wenige Schritte und sie hatten das Dorf erreicht.

„Woll'n wir glei' über'n See in's Klösterl 'nüber fahren, oder zur Bas Lisei vorher geh'n?“ fragte nun der Romanibauer

seine Kinder, indem er stehen blieb und mit der Hand nach den verschiedenen Richtungen deutete.

„Wie d'willst, Vater, mir is' gleich," meinte das Mädchen.

„D' Meß' is' aber erst um Neuni und jetzt is' no' nit ganz Sieben," erwiderte Martl, „was thun wir denn scho' drüb'n, in's Gras lieg'n? Da is' scho besser, wir geh'n zum Basei, früh kommen wir immer no' g'nug 'nüber."

Auch der Bauer schien dieses für das Bessere zu halten, denn er wandte sich nun rechts an dem Zaune hin, überstieg dann das Trittbrett, das zur Bequemlichkeit der Fußgänger dort zum Uebersteigen angebracht war und ging nun durch einen Garten auf eines der schönsten Gehöfte des Dorfes zu.

Er mußte aber schon von Weitem gesehen worden sein, denn zwei Knaben stürzten plötzlich aus der Thüre auf ihn zu, und riefen ihm schon von Weitem ihr „Grüßgott Vetta" zu. Auch der Besitzer des schönen Anwesens, ein jüngerer Mann wie Paul, und dessen Weib, ein kaum einjähriges Kind auf dem Arme erschienen nun und gingen den Ankommenden einige Schritte entgegen.

„Ja, was is' denn dös," riefen diese fast gleichzeitig „da Schwaga Romanibauer und 's Monei und der Martl a. Dös is a Seltenheit auf'm Waldhof. Na Grüß Gott all' z'samm'."

Die Begrüßungen dauerten noch etliche Minuten, dann schritten die Jungen voraus in die Stube und die Aeltern langsam hinterdrein.

„S' Weib hat natürli' wieder z' Haus bleib'n müss'n," sprach unterwegs 's Lisei, Pauls Schwägerin. „S'ist merkwürdi, daß alle Manna so san, der mein sieht mi a lieber z' Haus, als fort."

„Dös is nit richtig," entgegnete Paul, „i hätt's gern fortgeh'n lass'n und wär i z'Haus blieb'n, aber sie hat nit g'wollt. Aber Botschaft soll i Dir thun, Du sollst amal abi kommen und weil der Kirta nimmer weit weg is, wär's scho schön, wenn's g'schehn würd. Extra einz'lad'n wird nit nothwendi sei, mein i."

„I zu Enk abi," erwiderte ungläubig die Bäuerin, „jetzt wo's die meist Arbeit gibt und von die Kinder weg? Dös wird

so glei nit g'schehn, sag ihr, sie hat mehr Zeit, wie i, und nit a Kleins am Arm."

Dieses wurde nun auch in die Wiege gelegt und ihm eine Klapper in die Händchen gegeben, damit es mit dieser spielen könne. Jetzt ging erst die Bewunderung über Monei und den Martl an, die gerade vor einem Jahr das Letztemal auf Besuch anwesend waren.

„Da kannst gar nimmer red'n, da mußt nur so schaug'n," wandte sie sich an das Monei, „wie groß und stark Du wirst. Dös ist ja außer aller Weis. Und die zweit Mutter wird's, grad so ist Ros'l a g'wes'n in dem Alter, schlagt ihr halt nach. Und dös schö G'schnür, dös is g'wiß a Marktg'schenk vom Vatern?"

„Derrath'n hast's und zwar erst gestern hab is von Tölz mitbracht," erwiderte Monei's Vater. S'hoffärtig Ding hat's aber scho heut zur G'schau trag'n müss'n."

„Zum in Kast'n neileg'n hast mir's nit bracht," war des Mädchens Antwort, „dös weiß i. Also warum soll is nit trag'n?"

„Und wie geht's denn Dir Martl," fragte nun Lisei, „Du schießt ja auf wie a jung's Bäum'l."

„Wie geht's Basei," meinte dieser, „arbeit'n von der Fruh bis in d'Nacht, anders weiß i nix."

„Müß'n ander Leut a thun," belehrte ihn der Waldbauer, „fliegen kein die bratnen Vögel in's Maul. Deßweg'n is ma auf der Welt."

Die Bäuerin trug nun ein anständiges Frühstück für ihre Gäste auf. Es bestand aus Nudeln, Milch, Schnaps und Geräuchertem, das sonst nur selten um diese Zeit gesehen wurde. Allein der Verwandtschaft zu lieb, mußte man eine Ausnahme machen. Vieler Worte bedurfte es auch nicht, um zum Zulangen aufzufordern, denn die frische Morgenluft und der steile Weg hatte den Appetit schon rege gemacht. So wurde dem Vorgesetzten alle Ehre angethan und in kurzer Zeit waren die Schüsseln geleert.

„Jetzt dürften wir aber nimmer z'früh kommen," meinte Paul. „I glaub, sie hab'n scho zweimal g'läut."

„Kommst immer no recht," erwiderte der Waldbauer. „I

fahr' enk selber 'nüber und nachher kommt's ja doch nomal her. Heut' g'schieht do' nix mehr, wenn's heim kommt's und da is' na gleich, ob's a paar Stund' früher oder später is'. S' Wetter halt' a aus, also habt's da a nix zum fürcht'n."

Paul war damit einverstanden, legte seinen Stock in einen Winkel und harrte dann des Schwagers, der seinen Stock und Hut in der oberen Kammer holte, weil er heute doch etwas besser gekleidet sein mußte, wie sonst.

Nun ging es mit raschen Ruderschlägen hinüber die Bucht des Sees, zwischen einer Unzahl von Kähnen hindurch, die alle ein Stückweit am Ufer an das Land gezogen wurden, damit, wenn gerade der See stürmisch würde, was oft ohne vorhergehende Anzeichen geschah, die Wellen das Fahrzeug nicht mit sich nehmen konnten.

Es war ein buntes Gemisch von Landleuten, das um die Kirche lagerte. Alle Trachten der angrenzenden Thäler waren sichtbar, und besonders waren die Jachenauer durch ihre stattlichen Figuren und ihre grünen Röcke und die hübschen Mädchen mit dem grünen Bandhut von Filz und den schweren Goldquasten, die daran hingen, bemerkbar.

Gar viele Bekannte und Verwandte trafen sich hier, welche sich sonst das ganze Jahr nicht sahen und deßhalb hatten sich auch verschiedene Gruppen gebildet, welche die Zeit bis zum Gottesdienste ausnützten, um sich ihre Erlebnisse mitzutheilen.

Endlich läuteten die Glocken zum Letztenmale. Auf dieses hin wurde es stiller unter der Menge und ein Jedes suchte nun ein günstiges Plätzchen vor dem Altar zu gewinnen, der an der Mauer der Kirche errichtet und mit Tannenbäumen, Guirlanden und Blumen geschmückt war. Das Kirchlein konnte bei gutem Wetter die Anzahl der Andächtigen nicht fassen, deßhalb wurde die feierliche Handlung im Freien abgehalten.

Als der Priester, ein früherer Benediktiner von Benediktbeuern, der es nicht über sich brachte, sein lieb gewordenes Ordens-Kleid abzulegen, an den Altar trat, entblößten sich die Häupter der Männer und eine feierliche Stimmung lagerte über die Anwesenden. Als

die Messe beendet war, erschienen die Ministranten mit Kreuz und Fahnen, der Priester segnete vor den Augen des Volkes einen goldenen Ring, benetzte ihn mit Weihwasser und richtete dann ein lautes Gebet an den Schöpfer des Himmels und der Erde, er wolle alle Unbilden von den armen Menschen hinwegnehmen, ihnen ihre Sünden verzeihen und sie vor aller Wassergefahr und Noth verschonen.

Ein lautes Amen des Volkes schloß das Gebet.

Nun tönten wieder die Glocken, dreimal umzogen die Anwesenden mit dem Geistlichen die Kirche, dann eilte Alles den Kähnen und Schiffen zu, denn die Prozession in den See begann nun.

In dem größten der Schiffe, das von sechs stämmigen Burschen gerudert wurde, stand der Priester in vollem Ornate auf goldenem Teller den Ring. Von dem Bug des Schiffes glänzte das Kreuz und links und rechts von ihm wehten die rothen Kirchenfahnen. Allen voraus gewährte dieses Bild einen eigenen feierlichen Anblick. Diesem Schiffe folgten in einem Halbkreise alle andern nach, deren Insassen laut beteten. Als sie nun eine Strecke von der Kirche entfernt waren, hielten sie alle auf ein gegebenes Zeichen, der Priester sprach nochmal ein kurzes Gebet, dann zeigte er den Ring nach allen Seiten und schleuderte ihn mit aller Kraft in die Fluthen. Dazu krachten von einer Anhöhe oberhalb des Dorfes die Böller und verkündeten weit hinüber über der See in die Thäler und die Berge hinauf den Moment, daß nach alter Sitte die Wuth des Sees gehemmt und kein gewaltsamer Ausbruch desselben mehr zu fürchten sei.

Das große Schiff kehrte zur Kirche zurück, die Uebrigen nahmen ihre Richtung heimwär's oder legten am Dorfe an, indem sich nun in und vor dem Wirthshause ein reges, fröhliches Treiben entwickelte.

Auch Paul mit den Seinen, sein Schwager der Waldbauer, hatten sich unter den Bäumen des Gartens ein schattiges Plätzlein ausgesucht und ließen sich den frischen Gerstensaft wohl schmecken. Sie saßen aber noch nicht lange dort, so erhielten sie eine angenehme

Gesellschaft. Der Eckbauer von Länggries, eine martialische Figur, dabei starkknochig und mit Sehnen wie von Eisen, kam auf sie zu und rief ihnen schon von Weitem entgegen: „Dös is a mal sakrisch g'wiß, wenn ma Leut treff'n will, muß ma s'Bartolmä nach Walchsee kommen, da trifft ma d'Vettern und Basein von der ganzen Verwandtschaft!"

„Allweil," bestättigte Klaus, Pauls Schwager, indem ein Jeder dem Angekommenen die Hand zum Gruße reichte. „Di sieht man im Jahr a nur a einzig'smal, denn Du bist immer auf'm Weg hin und her. Entweder z'Münch'n drunt, oder im Tirol drinnen. Mi freut's, daß i Di amol wieder sieh, denkt hab i scho viel dran."

„San dös Deine Kinder, Paul," fragte der Eckbauer diesen, und als dieser es bejahte, fuhr er fort: „Da sieht man's, daß aus die Kinder Leut und wir alt wer'n. Is Dei Bua no in d'Schul ganga, wie i ihn z'letzt mal g'sehn hab und jetzt is er scho a ganzer Bursch und s'Dienei erst, s'is wirkli aus."

„Wo kommst den her Vetta," fragte Paul, „von drinnen raus?"

„Ja und vielleicht bin i z'letztmal z'Innsbruck g'wes'n," entgegnete dieser etwas weniger laut.

„Ja warum denn," fragte Klaus neugierig.

„I hab a scho was läut'n hör'n gestern z'Tölz," meinte Paul.

„Sieht nit gar sauber her, in die Berg drin," berichtete nun der Länggrießer. „S' geht was vor und dös dauert gar nit lang, vielleicht no' vor der Winter kommt, vielleicht a erst im Frühjahr. Tiroler ha'm g'nug an unsere Beamten und der ganzen Wirthschaft und derzu ha'm d' Oesterreicher no' Agenten im Landl, die d' Bauern recht aufhetzen. Anseh'n können's unser ein glei' gar nit mehr, sonst is a G'schäft mit ihnen z'machen g'wes'n, da hat mi sie leicht thun, da war's Geld und da d' Waar', Oesterreicher Zwanz'ger san nit von Blei. Jetzt schlagen's der Thür' vor der Nas'n zu. A Boar sagen's, mit dene woll'n mer nix z' thoan ha'm, san froh, wenn wir's wieder 'nausbringa, g'schrie'n ham wir ihnen dengerscht so nit. Da is a g'wisser Sandwirth von

Passeyrthal, Anderl Hofer schreibt er si', der geht im ganzen Landl 'rum und sagt öffentli' in die Wirthshäuser, d' Bauern soll'n nur ihre Stutz'n ordentli' herricht'n, es gäb' bald was zum auffi brennen. Dös is do' deutli' g'nug g'redt. Und a Kapuziner, der Haspinger, predigt's glei' von der Kanzel 'runter, sie soll'n nur no' a bissl Geduld hab'n, die recht' Zeit werd scho' kommen. I' hab z' Innsbruck selbst g'hört und da hab' i' g'macht, daß i' aus der Kirch'n 'naus kommen bin, denn i' hab' g'laubt, all's sieht mi an und 's steht mir an der Stirn g'schrieb'n, daß i' a Boar bin. I' hab' mei Sach' denn in Ordnung g'richt, dös ist's Best', mi' sehen's nimmer so schnell!"

„Ja und d' Regierung?" fragte der Waldbauer. „Hört und sieht denn die nix?"

„Da laß' mi' aus," meinte der Eckbauer. „Der Kapuziner hat gut predig'n, in d' Kirch' geh'n ja die g'scheid'n, aufgeklärten Köpf' nit nei, also können's nix hören und die anderen sagen nix. Dös is ja der Fehler, daß g'meint ha'm, in a zwei, drei Jahrln haben's Tiroler alle boarisch g'macht, als ob dös ging, wie wenn ma' an Rock abzieht. Und wenn man's no' derzu so treibt, nachher scho' gar. Do is a mal Konskription, die der Tiroler nit verwinden kann, weil's alle im Landl selber dienen, dann haben's Steuern eing'führt, daß di grad schwarz zahl'n mußt und was d' Hauptsach' is, über d' Religion g'spöttelt, Prozessionen ab-g'schafft, Kruzifix aus de Weg weg g'schafft und wenn a Geistlicher was dagegen g'sagt hat, is er no eing'sperrt word'n. Dös wurmt Tiroler und da ham's recht. Die san nit so dumm wie wir und schau'n zu, wann's ihre Klöster aufheb'n wollten, wie da vor fünf Jahrln, die rühren si'. Es ging enk Walchenseer a so, wann am heutigen Tag' d' Seeprozession nit mehr sein dürft'. Es thäts halt a brummen und enk dagegen rühren. Also, sag' i', recht hams, Tiroler!"

„Wenn's nur nit weiter kommt, dös fürcht i," meinte Paul.

„A was," erwiderte der Eckbauer, „uns're Berg san grad wie die ihrigen und uns're Stutz'n a. Uebrigens kommens von hint und vorn in d'Klemm und z'letzt müssens doch wieder nachg'ebn.

Wen's halt trifft, leider, der muß drunter leid'n. Doch i sitz mi daher und plapper in oaner Tour fort und soll scho halbwegs drinn im See sei. Möcht heut auf d'Nacht mit die Flöß no nach München abifahr'n und meine Knecht wart'n auf mi. No b'hüts enk Gott mitsamm und i darf glei sag'n, wann's s'nächst Jahr mögli is und wir san g'sund und is nix derzwisch'n kommen, nachher seh'n wir uns wieder am Bartolmätag. Grüßt's mir a enkere Weiber und wenn grad amal eins zufälli nach Länggries kommt, wo mei Hoamath steht, wißt's und a Thür is a dran, daß eini gehen könnt's."

Obwohl die beiden Vettern bemüht waren, den Redeseligen noch ein Stündchen zum Bleiben zu vermögen, es half nichts und so gaben sie ihm nun den letzten Handschlag, mit dem Versprechen, nächstes Jahr einander wieder auf dem gleichen Flecke zu sehen.

Doch auch Paul und Klaus blieben nicht mehr lange und kehrten in des Letzteren Behausung zurück. Monei und Martl hatten den Kindern einen Markt gekauft, allerlei Näschereien, dann zwei Trommeln, womit sie bei den Buben die größte Freude erweckten. Der kleine Krauskopf wurde von Monei bis zum Mittagessen nicht vom Arme gelassen und das Lisei meinte dazu, es stünde ihr das Kindertragen gar nicht so übel an, sie solle es jetzt nur lernen. In ein paar Jahren könne sie schon heirathen, ein so hübsches Dirndl bleibe nicht über, da liefen sich die Burschen schon die Füße weg. Monei aber äußerte dagegen unter dem herzlichsten Gelächter, daß der wohl am Ende noch gar nicht auf der Welt sei, den sie bekommen sollte, bis jetzt habe ihr Keiner gefallen.

„S' kommt scho noch, wart nur," erhielt sie zur Antwort. „Du wärst die Einzig' auf der Welt, die d' Lieb' verschonet."

Es ging schon dem Abend zu, als die Gäste endlich von dem Waldhofe schieden, noch ein Stück Weges von Klaus begleitet. Einen Haufen Grüße hatten sie an die Mutter auszurichten, jedoch auch gleich die Versicherung mit auf den Weg bekommen, daß es mit dem Besuche auf dem Romanihof nicht eher etwas werde, bis die Schwester nicht in Walchensee gewesen sei.

Es war bereits Nacht geworden, als sie wieder in ihrem

Heim ankamen, sehnlich erwartet von der Mutter, der sie noch lange von den Annehmlichkeiten des Tages erzählten und genau Bericht erstatteten, wie es bei der Schwester droben aussah und zuging und besonders war es Monei, welche von dem netten, lieben Buben gar nicht genug erzählen konnte und der es allein werth sei, daß sie sich einmal einen Tag Zeit nehme, wenn die größte Arbeit vorüber sei. Hätte der Vater nicht an das Bett gemahnt, denn man müsse morgen früh wieder aufstehen, das Mädchen hätte vielleicht erst um Mitternacht seine Erzählung beendigt.

Dem Befehle des Vaters mußte aber Folge geleistet werden, und so war sie genöthigt, ihre noch nicht ausgekramten Neuigkeiten auf den kommenden Tag zu versparen.

II.
Die Kirchweih am Kochel-See.

„Das juchzt und dreht sich ohne Ruh'
Mit Klatschen und mit Stampfen;
Die Alten schauen schmunzelnd zu,
Die kurzen Pfeifen dampfen.
Von dem Gestampf der Nägelschuh'
Erdröhnt das Wirthsgebäude;
Tanzt, juchzt und jubelt immerzu,
Gott segne Eure Freude!"

So vergingen wieder vierzehn Tage in der gewohnten Arbeit und dem täglichen Lebenslaufe. Der letzte Wagen Heu war eingebracht, nach der Kirchweih, die in acht Tagen stattfand, sollten die zwei Getreidefelder geschnitten werden, die weiter drüben auf einem sonnigen Vorberge lagen, vorausgesetzt, daß das Wetter so günstig wie bisher blieb und dadurch die Reife beförderte. Dann war die Arbeit für diesen Sommer vorüber, gedroschen war bald, denn man säete nicht mehr an, als was man zum Hausbedarfe brauchte und man konnte sich gemüthlich auf den langen Winter einrichten. Als tüchtiger Hausvater sorgte Paul für alles Mögliche,

besonders war der Kamin seiner Aufmerksamkeit nicht entgangen und wuchtige Fleischstücke hingen in demselben, um zu Weihnachten und an der Fastnacht eine Abwechslung in die tägliche Kost zu bringen. Allerdings gab es auch hin und wieder zu dieser Zeit ein feines Stückchen Wildpret im Hause, doch war das nur eine Ausnahme und Paul konnte doch nichts dafür, wenn hin und wieder ein Hirsch oder Reh in das einsame Thal sich verirrte, oder gar in Schußweite um seinen Hof herumschlich. Das war ja auf seinem Grund und Boden und da ist im Gebirge alles Wild frei.

So konnten sie auf dem Romanihof mit Ruhe der kommenden Zeit entgegensehen, nur eines mußte die Bäuerin noch besorgen, eigentlich für sie und Monei die Hauptsache, Flachs, von dem sich nur ein kleiner Vorrath im Hause befand und der unter allen Verhältnissen ersetzt werden mußte. Was wäre das an den Abenden für ein trauriges Leben, die wären sicher alle Beide vor Langeweile krank geworden. Deßhalb wurden Monei und Martl nach Tölz geschickt, um dort den nöthigen Vorrath einzukaufen und da es gerade noch eine Woche bis zum Kirchweihfest war, so konnten sie auch gleich am Rückwege die Einladungen bei den Verwandten in Kochel machen. Das war ein willkommener Auftrag für die Beiden, den sie auch nicht säumten, sofort auszuführen. Den schönsten und längsten Flachs, den Monei in Tölz auftreiben konnte, kaufte sie, denn was sie heuer selbst spann, gehörte zu ihrer Aussteuer und da sind die Mädchen sehr wählerisch. Die Verwandten in Kochel waren bald eingeladen, es waren deren nicht viele, die größere Freundschaft befand sich am See oben, und die wußten schon, daß, wenn sie kommen, sie jederzeit angenehme Gäste seien.

Nun ging es die Woche über an ein Scheuern und Putzen, daß man meinen konnte, der König selbst käme auf Besuch. Kein Fleckchen im ganzen Hause gab es, das undurchsucht blieb und nicht mit dem Wasser hätte Bekanntschaft machen müssen. Das Geschirr in der Küche, die Milchtöpfe, die Bänke und Tische glänzten, daß es eine wahre Freude war. Martl's Aufgabe war es, Stall und Scheune in Ordnung zu bringen und da war ein jedes Geräthe gerade an dem Platze, wohin es gehörte. Der Bauer war

diese Tage wenig zu Hause, er liebte diese Unordnung, die in Folge des Aus- und Einräumens war, nicht und hielt sich meistens in seinen Wäldern auf, um nachzusehen, was der Windbruch im Frühjahre für Schaden angerichtet, welche Bäume geeignet zum Fällen waren und wie sie im Winter am Besten herausgeschafft werden konnten. Er war für dieses Jahr mit seinen Beobachtungen sehr zufrieden und dankte im Stillen Gott, der ihm und den Seinen ein so günstiges Jahr geschenkt hatte. Mit der Gegenwart war er also wohl zufrieden, wie sich aber die Zukunft gestalten werde, war etwas anderes, der sah er gerade mit nicht besonderer Zuversicht entgegen. Wenn der Krieg mit den Nachbarn auch ausbrach, so berührte ihn dieses eigentlich gar nichts, denn der Martl hatte immer noch zwei Jahre vor sich, ehe er Soldat werden mußte und was konnte sich in so langer Zeit nicht alles ereignen. Vielleicht war es bis dahin Frieden und dann alle Hoffnung vorhanden, daß er den Sohn frei machen könne. Was er fürchtete, waren die Einfälle der Tiroler, denn die vergalten dann reichlich zurück, was man an ihnen verbrochen. Zwar war sein Hof in der abgelegensten Gegend am Fuße der Benediktenwand und nicht leicht zu finden, allein die Spürnasen der Tiroler hatten schon manchmal den Weg wohin gefunden, wo man es gar nicht gedacht hatte und gerade dort ihren Unwillen am härtesten ausgelassen.

Die Folge dieser Sorge war, daß er auch schon nachgedacht hatte, wie er dann sein Hab und Gut in Sicherheit bringen werde. Den Hof mußte er natürlich ihnen überlassen, aber was an Werth in demselben sich befand, das sollten sie nicht erhalten. Und hiezu war ihm seine Umgebung sehr behilflich, ungefähr dreiviertel Stunden vom Hofe entfernt, befand sich in einem tiefen Einschnitte des Berges eine Schlucht, die selbst wenig Umwohnern bekannt war, da kein Weg und Steg dorthin führte und sie außerdem von allen Seiten mit dichtem Walde umgeben war. Diese hatte er nun vor ein paar Tagen aufgesucht, da ihm die Erzählung des Eckbauern keine Ruhe ließ. Er stieg hinab und durchsuchte sie nach allen Richtungen. Es war wirklich ein Versteck, wie man es sich nicht besser wünschen konnte. Von drei Seiten bildeten steil

abfallende Felsen, die mit Tannen dicht besetzt waren, eine natürliche Schutzwehr, während nach vorne nur ein schmaler Eingang mündete, der leicht zu verdecken war. Die Hauptsache, eine kleine Quelle, fehlte nicht und auf der westlichen Seite bildete ein Felsblock, der vielleicht schon vor tausend Jahren sich losgelöst und herabgestürzt war, ein natürliches Dach, dem man nur nachzuhelfen brauchte, um für kurze Zeit ein ganz anständiges Obdach zu schaffen. So war Paul mit seinen Forschungen zufrieden und beschloß nun, nicht zu säumen, um für alle Fälle in der Zeit der Noth eine Zufluchtsstätte zu haben, die so leicht nicht entdeckt werden konnte. Dabei aber schwieg er sogar den Seinen gegenüber, denn, dachte er sich, mit den Weibsleuten ist es so ein eigenes Ding, man kann nicht wissen, ob sie sich nicht einmal verplaudern und dann wäre alle Mühe und Arbeit umsonst gewesen.

Er fällte nun die nöthigen Bäume, schaffte sie in die Schlucht und baute davon dem Aeußern nach eine Holzhütte. Unweit davon neben dem hervorstehenden Felsen, legte er weitere Stämme zurecht, die dann, wenn nothwendig schnell zu einem Stalle für das Vieh verwendet werden konnten. Hinter der Hütte grub er eine Art Keller und am äußersten Ende zwischen zwei Felsen in einer natürlichen Höhlung, die aber leicht mit Felsentrümmern und Moos unkennbar gemacht werden konnte, beschloß er, seine werthvollere Habe zu verbergen. Auch den Lauf des Baches verbesserte er und zum Schlusse verschloß er den Zugang mit Reisig und Baumstämmen, denen er eine Lage gab, als ob sie von der Natur so hingeworfen worden wären.

Jetzt erst war er vollständig beruhigt. Wenn man ihn zu Hause fragte, denn sein öfteres Spätkommen fiel auf, wo er denn so lange sei, so erwiderte er nur, er müsse mehr denken, wie sie alle und mit dieser Antwort mußten sie sich zufrieden geben.

Kirchweih! Welcher Inbegriff liegt nicht in diesem Worte für das Landvolk. Alle Freuden des ganzen Jahres konzentriren sich auf diesen einen Tag, von dem schon Wochen vorher gesprochen und noch länger nachher erzählt wird. Schmaus und Tanz, wie klingt das den Ohren so angenehm. Die Kinder jubeln und freuen

sich und können die Stunde nicht erwarten, bis die rothe Fahne mit dem weißen Kreuze auf dem Kirchthurme sichtbar wird. Mit welchem Frohlocken wird sie begrüßt und noch einmal so schön läuten dabei die Glocken zusammen. Die ledigen Mädchen haben es nicht minder wichtig und studiren sich fast die letzten Wochen den Kopf weg, ob sie auch alles richtig beisammen haben, nichts zum Staate fehlt und wenigstens ein paarmal in der Woche wird alles wieder aus den Kästen und Truhen gerissen, und betrachtet nach allen Seiten. Die Näherin ist für die Dirndln jetzt die Hauptperson, wehe aber derjenigen, die nicht am Samstag den bestellten Anzug abliefert, sie wird für ewige Zeiten in Acht und Bann gethan. Nebenbei wird aber doch auch noch an anderes gedacht. Kommt er wohl und holt sie zum Tanze ab, oder nicht? Besonders bei erst kurz vorher entstandenen Liebschaften ist dieses zum Tanzholen der Prüfstein der Liebe und ängstlich klopft dem Mädchen das Herz unter dem Mieder, daß sie vergebens auf ihn warte, ja er am Ende gar eine Andere dorthin führe.

Auch die Burschen haben ihre Leiden durchzumachen. Der Eine braucht einen neuen Rock, der Andere eine Hose und da weiß man nicht, welche Farbe man eigentlich wählen soll, die am Besten die anderen Vorzüge zur Geltung bringt. Auch der Hut paßt dann nicht mehr dazu und eine silberbeschlagene Tabakspfeife würde sich gar nicht so übel ausnehmen, wenn man auf den Tanzboden geht. Allein der Geldbeutel hat hier ein gewichtiges Wort mitzusprechen, denn vollständig darf er zu diesem Zwecke nicht geleert werden; es müssen auch noch etliche harte Kronenthaler übrig bleiben, wenn man seinen Schatz zur Musik führt. Keinem der übrigen Burschen kann man nachstehen, das müßte man ja nach einem halben Jahre noch hören und sich spötteln lassen.

Doch auch die Alten freuen sich auf diesen Tag, nicht des Essens und Trinkens wegen allein, sondern der Erinnerung zu lieb, die sich bei gar Vielen an ihre Jugend daran knüpft. Sie sehen ja auch noch den Jungen gerne zu, wie sie tanzen und springen, denn gerade so haben sie es noch gemacht und wenn sie könnten, würden sie es noch thun.

Der Kirchweihschmaus hat ja den Rang gleich nach dem Hochzeitsmahl und in der elendesten Hütte kommt an diesem Tage Fleisch auf den Tisch und Bier in den Krug. Bei den Reicheren ist schon der Vorabend sehr angenehm, denn er bringt einen erquicklichen Imbiß von Kücheln und Nudeln. Am Festtage selbst steht eine Schüssel voll Fleischsuppe mit Würsten auf dem Tisch; ein Frühstück, das im Jahre nur einmal vorkommt. Das reichliche Mittagessen bringt alle Festgerichte des bäuerlichen Küchenzettels an Fleisch- und Mehlspeisen, an Süß und Sauer auf den Tisch und auch der Abendschmaus gestaltet sich nicht weniger luxuriös. Noch am Montag sind die Tafelfreuden nicht zu Ende, er bringt immer noch Knödel, Voressen, Rindfleisch, Kraut, Schweinsbraten und der Abend Kalbsbraten, nebst den obligaten Kirchweihnudeln. Selbstverständlich wird der Maßkrug nie leer und es wäre eine Beleidigung der gröbsten Art, wenn man den dargebotenen Trunk verschmähen würde.

Im höchsten Staat wird Vor- und Nachmittags in die Kirche gegangen, weniger der Andacht wegen, als um sich sehen zu lassen. Da mustern die Weiber und Mädchen einander vom Kopf bis zum Fuße und sogar ein einzelnes Band wird entdeckt, das man vorher noch nicht gesehen hatte. Dann wird zu Hause kritisirt nach allen Richtungen und oft an Mancher kein gutes Haar mehr gelassen.

Auf dem Romanihof ging es die letzten zwei Tage vor dem Feste sehr rührig her. Die Bäuerin kam fast gar nicht vom Herde weg, vor lauter Kochen, denn man konnte ja doch nicht wissen, wie viel Kirchweihgäste kommen würden und eine untilgbare Schande wäre es gewesen, wenn die Vorräthe nicht gereicht hätten. Monei ging selbstverständlich ihrer Mutter hilfreich an die Hand, während Martl fast immer auf dem Wege zwischen dem Hofe und Kochel war, denn bald brauchte man dieses, bald jenes, oder man hatte ein Gewürz vergessen und mußte nun eilends nachgeholt werden. Fleisch und Bier zu besorgen lag dem Bauern ob und obwohl er sonst sparsam war, an der Kirchweih ließ er sich sehen. Ein paar Fässer Tölzer Bier, das er durch den Boten hatte kommen lassen,

lagen im Keller und zudem Kalb= und Schweinefleisch. Durfte eine schöne Anzahl Gäste erscheinen, wenn sie die zwei Tage damit fertig werden wollten.

Alle bis auf die Bäuerin waren an dem Festtage in der Kirche gewesen. Besonders hatte Monei nicht nur die Augen der Weiber, sondern die der Burschen auf sich gezogen, nicht wegen des Halstuches und des G'schnürs, sondern ihrer Schönheit wegen und gar mancher Bursche dachte statt an das Beten, an den Tanz am Nachmittag und wie er es am Klügsten anpacke, gleich mit Monei daranzukommen. Die Frage war nur, ob sie das Wirths=haus im Dorfe besuchen, oder auf die Jochermühle gehen werde und darüber mußte man sich gleich nach der Kirche Gewißheit verschaffen.

Es war so gebräuchlich, daß auf dem freien Platze vor der Kirche nach beendigtem Gottesdienste die Kirchgänger noch eine Zeit lang verweilten, theils, um über die Frauen und Mädchen noch einmal Musterung zu halten, theils auch, um ein wenig über die Ereignisse der vergangenen Woche zu plaudern, da man sich sonst nicht leicht außer dieser Zeit wieder sah. Der weibliche Theil blieb jedoch nicht stehen, sondern ging sofort auf den Friedhof, um nach alter Sitte an den Gräbern der Eltern, Geschwister und Verwandten zu beten und mit Weihwasser zu benetzen.

So hielt auch Monei keinem der Burschen Stand, die sie wegen des Nachmittags fragen wollten und nur ein kurzes: „Weiß nit, ob i zum Tanz geh!" war ihre Antwort. Auch Martl, der nun darum befragt wurde, konnte keine Auskunft geben, darüber war wirklich zwischen ihnen noch kein Wort gesprochen worden. Doch schlug er nicht alle Hoffnung ab und bezeichnete für den Fall, daß sie gehen würde, die Mühle als den Ort, der am Meisten Aussicht habe, da auch er dort erscheinen werde.

Unterdessen hatte die Romanibäuerin das festliche Mittagmahl bereitet. Als die Monei heimkam, deckte sie den Tisch mit einem blendend weißen Tuch, stellte die Teller an ihren Platz, eines aber extra, denn man konnte nicht wissen, ob nicht doch noch ein Gast komme. Als nun Klaus langsam über die Wiese vor dem Hause

dahinschritt, konnte ihm das Mädchen schon von Weitem zurufen, er dürfe schon etwas schneller gehen, alles sei hergerichtet und man warte nur auf ihn.

Nach dem Tischgebete wurde nun die erste Schüssel von Monei aufgetragen, Knödel, die so appetitlich hersahen, daß einem unwillkürlich das Wasser im Munde zusammenlief. Lange dauerte es diesmal das Mittagessen und die alte Wanduhr bei dem Ofen zeigte schon fast auf zwei Uhr, als sie sich endlich erhoben und das Dankgebet sprachen.

Der Bauer durchging noch einmal das ganze Haus, um zu sehen, ob alles in Ordnung sei, dann zog er den Rock an, setzte den Hut auf, stopfte gemüthlich seine Pfeife und fragte dann sein Weib: „Was is Ros'l, gehst mit nach Kochl? Steckst s'ganze Jahr z'Haus, könnst an der Kirta scho a Bissl zu andere Leut geh'n!"

„I? fallt ma nit ei," erwiderte sie, „i bin am Liebsten in meine vier Pfähl, da is mir am wohlsten. Geh nur hin, wo d'willst, komm aber nit gar spät heim. Am End kommt do no a Gast und den müßt i nachher ganz allei unterhalt'n."

„Heut glaub i kaum mehr," erwiderte Paul, „s'thut aber nix, um sieben bin i scho da zum Futtern. Auf dös jung Volk kannst die nit verlass'n. Wenn die amal a Geig'n hör'n, na san's a scho weg."

Damit ging er. Das war aber nun auch das Zeichen für Monei und Martl, sich fertig zu machen. Das Mädchen ging zuerst auf die Lauben und plünderte die Blumenstöcke. Sie band sich dann ein hübsches Sträußchen aus Rosmarin, Geranien und einer Rosenknospe zusammen und steckte es auf den Hut, während einige blutrothe Nelken in das Mieder gesteckt wurden. Martl hatte es einfacher gemacht, er hatte nur für eine brennende Liebe und ein paar Epheublätter Platz auf seinem Hute.

Als sie herunterkam, blieb sie eine Zeit lang vor der Hausthüre stehen. Plötzlich brach sie in ein lautes Gelächter aus, das ihren Bruder herbeilockte.

„Was hast Du denn, narrisch' Dirndl," fragte er sie. „Bist nit recht bei Dir?"

„Fast kommt's mir selber so vor," erwiderte sie, „weil i' da steh', wie wenn i' auf mein' Bub'n wartet, der mi' zum Tanz hol'n soll und hab' doch kein'."

„Gehst' allein, oder mit mir?" fragte der Bruder.

„Gehst Du in's Dorf?" wollte sie aber vorher wissen.

„Nein, auf d' Jochermühl," war die Antwort, „s'is dort schöner und s'tanzt si viel leichter im Freien, als in dem niederen Saal."

„Nachher hast mi a," sagte Monei zu. „Mir is dort a lieber."

Nicht weit entfernt vom Ufer des Kochelsee's liegt die Jochermühle, deren Räder von gesammeltem Quellenwasser getrieben werden. Es ist ein idyllisches Fleckchen Erde und ganz dazu angethan, den Menschen heiter und fröhlich zu stimmen. Schattige Buchen ragen fast über die Mühle herein, das Rauschen der Wellen des See's ist deutlich hörbar und der Bach begleitet sie mit einer eigenen Melodie. Wie eine silberne Fläche lag an diesem Tage der See da, die Felswände, die steil in den See abfallen, glänzten im Sonnenlichte, die Matten blickten so freundlich hernieder, die Gipfel der Berge spiegelten sich in den ruhigen Fluthen und vom andern Ufer herüber winkten die Klostergebäude von Schlehdorf und die malerisch gelegenen Häuser, als wollten sie hinüberrufen: „bei uns geht es heute lustig her, kommt, wenn da drüben euch die Lust vergeht."

Vor der Mühle auf dem freien Wiesenplatze waren Tische und Bänke von roh gezimmertem Tannenholze aufgeschlagen, an deren obern Ende die Bierbanzen, nur überdeckt von einem leichten Bretterdache, standen. Diese primitive Schenke erfüllte ihren Zweck vollkommen, sie war ja auch nur für die beiden Tage berechnet. Sonst gab es da nichts als Bier, Brod, Käse und Würste. Wer besser zehren wollte, mußte in die Mühle hinein, dort standen ihm freilich alle kulinarischen Genüsse der Kirchweih zu Gebote.

Unweit davon war der Tanzplatz, ebenso einfach errichtet. Auf dem Boden waren drei bis vier behauene Stämme gelegt und

auf diese die Bretter genagelt. Das war Alles. An einem Tische saßen vier Musikanten und malträtirten ihre Instrumente auf schauderhafte Weise. Der Geiger schabte, als gälte es das ewige Leben zu erwerben, der Klarinetist nahm die Backen so voll, daß man keine Minute sicher war, wenn sie platzten, der Trompetenbläser glaubte wahrscheinlich, es müßten noch einmal Jerichos Mauern einfallen und der arme Bassist schien Quecksilber in den Füßen zu haben, so hüpfte er an seiner alten Baßgeige auf und ab. Und dazu entfalteten sie einen Fleiß, der an das Unglaubliche grenzte. Ihre ganze Pause bestand darin, daß Jeder nach beendeter Tour einen tiefen Schluck aus dem Kruge machte, dann ging das Gequicke und Gebrumm wieder von vorne an.

Diese ohrzerreißende Musik kümmerte aber die zahlreichen Burschen und Mädchen nicht. Sie tobten und stampften auf dem Tanzboden herum, daß man glauben konnte, sie wollten die Bretter in die Erde hineinbohren uud dazu juchzten und pfiffen sie, daß man es auf der Spitze des Heimgarten hören konnte. Es war ein Lärm, ein Getöse und Schreien, daß einem wirklich Hören und Sehen vergehen konnte.

Da dreht sich das Dirndl
Da dreht sich der Bua
Dann nimmt er's beim Miederl
Und juchzet dazua,

hieß es hier wirklich. Es waren aber auch lauter stämmige, kräftige Burschen beisammen, von Kraft strotzend, denen der frohe Lebensmuth aus den Augen sah. Auch die Deandeln waren schlank gewachsen und gar manches hübsche blühende Gesichtchen darunter, das einem Burschen schon das Herz klopfen machen konnte. Die Alten saßen an einem Tische beisammen, qualmten ihren Knaster in die Luft hinaus und unterhielten sich von früheren Zeiten, wie sie auch noch so springen und juchezen konnten, ließen aber dabei die Jungen doch nicht aus den Augen, damit nicht zuletzt die allgemeine Lustbarkeit in einen Streit ausartete.

„Schau nur den Veri*) an," machte der Kirchenlenz, sogenannt,

---

*) Xaver.

weil sein Anwesen zunächst der Kirche im Dorfe war, seinen Nachbar, den Pfeifenschneider aufmerksam, „wie der dös Deandl in d' Luft wirft, als wenn's grad nur a Feder war. S'is schon a sakrischer Bua dös."

„Sei Vater is grad so in seiner Jugend gwes'n," antwortete dieser. „Der Apfel fallt nit weit vom Stamm. Der hat's mit Jedem aufgenommen, sei's gwes'n wer will, im Raufn, wie im Hackeln, s'ist ihm koaner Herr wordn. Und wenn er ins Arbeitn nei kommen is, na hat er aber glei für drei g'schafft. Jetzt sitzt er z' Haus hinterm Ofn und schnitzelt Spahn, so kanns gehn auf der Welt."

„Glaubst sei Fuß werd nimmer recht?" fragte der Kirchenlenz, „er muß scho bös abi g'fallen sein."

„Bist Du a no so dumm und meinst er sei g'falln," erwiderte der Andere. „Dös war's rechte Falln."

„No is am End do wahr, was d' Leut sag'n," setzte neugierig fragend der Lenz das Gespräch fort.

„S'is a kei G'heimniß mehr, unter uns gredt," mischte sich nun der Bader darein, „der aber für einen solchen zu wohl genährt aussah. Auffi brennt ham ihm d' Jager eins auf'm Herzogstand drobn, aber derwischt habens ihn deßwegen do nit."

„Und d' Gams soll er a no heimbracht ham," versicherte der Schmied, „trotzdem er sein Leib fast nimmer hat tragn können. Der hat an Teuffi im Leib."

„Sei Bub werd grad so wie er," versicherte der Pfeifenschneider wieder. „I wett drauf, der tanzt jetzt bis die g'schlagn Mitternacht und nachher geht er heim, holt sein Stutzn und steigt no auf Berg nauf und wennst Morgen z' Mittag a Rehschlegerl oder a Hirschziemer willst, darfst nur zum Veri kommen, der kann Dir scho aushelfn. Die essen s' ganz Jahr mehr Wildprat, wie i Rindfleisch."

„S' Deandl is a schmucks Ding," bewunderte der Lenz weiter, drahen thut sie sich scho, als wie a Spinnradl und Fürtuch hebts so g'schami, als wenns in der Kirch vorm Altar stund. No san junge Leut, müssen a ihr Freud ham, wir san ja a so gwes'n."

„I dank Dir schö, Monei," sagte der Bursche zu seiner hochgerötheten Tänzerin. „S'freut mi recht, daß D'kommen bist, i hab scho glaubt i wart vergebens."

„Wenns auf den Vatern ankommen war, wärs scho so gangen," erwiderte sie. „Aber d'Mutter hat g'sagt, i soll gehn. S'ganz Jahr hat ma kei Freud, hats g'meint, na soll ma am Kirta a no trauri sei. Und wenn d'Muttern a so redt, dös weißt, na schweigt der Vater. Und daß D'siehst, daß i gern und nur weg'n Dir kommen bin, da hast mein Busch'n."

Damit zog sie das Sträußchen Blumen aus dem Mieder und gab es dem Geliebten. Dieser ließ vor lauter Freude einen Juhschrei ertönen, daß die Vögel in den Bäumen erschrocken davonflogen und Alle den Burschen betrachteten, der zuerst triumphirend die Blumen in die Höhe hob und sie dann am Hut befestigte.

„Wir zwei san also im Reinen," fügte er dann bei. „Jetzt wenn Dei Vatern so red'n thät, wie d'Mutter, wars recht, na könnt nach der Advent Hochzeit sein."

„Ja könnt," meinte das Mädchen, „wenn d'Feindschaft nit zwischen die Alten wär. Da kannst freili Du und i nix dafür, dös is richti. Aber eins gäbs do no zwischen uns zwei, dös erst ins Reine kommen müßt, vorher wars nix."

„Saperlot," erwiderte der Veri, „dös möcht i scho wissen, muß scho was sakrisch sei."

„Für mi is g'nug," war die Antwort. „Geh her, i sag Dir's in's Ohr, s'brauchts grad sonst Niemand z'hörn."

Willfährig neigte der Bursche sein Ohr herab. Als sie aber ihm zugeflüstert hatte: „S'wildern mußt nachher sein laßn!" machte er doch ein recht bedenkliches Gesicht und man sah es ihm an, daß da zwei Leidenschaften miteinander in Konflikt geriethen.

Einer Antwort wurde er dadurch enthoben, daß plötzlich unter den Anwesenden eine Bewegung entstand. Alle sahen über die Straße hinüber und wurden verschiedene Ausrufe hörbar, wie:

Die Beiden, die von den Alten so gelobt wurden, hatten den Tanz beendet und setzten sich an den langen Tisch nieder.

„Richtig sie sinds! Musikanten, jetzt geht ein G'schäft! S'Monei kommt!"

Der Veri war einer der hübschesten Burschen der ganzen Gegend, und dabei geschmeidig, kühn und verwegen. Jeder Mensch, wie nicht minder die Jäger wußten, daß er ein eifriger Wildschütze war, dessen sicherem Schuße selten ein Wild entging. Den Gemsen war er besonders gefährlich, denn diesen schien er die Kunst des Kletterns und Springens abgelauscht zu haben. Damals waren sie besonders noch auf der Benediktenwand, der Jocheralpe und dem Herzogstand zahlreich und für einen muthigen Schützen daher ein gewisser Erfolg sicher. Die Jäger hatten sich zwar schon alle Mühe gegeben, den Veri sammt seinem Vater, denn dieser wilderte ebenso leidenschaftlich, einmal auf frischer That zu erwischen, allein bis jetzt war ihnen dieses noch nie gelungen. Vor ungefähr drei Wochen hatte ihnen wohl das Glück gelächelt, denn da war der alte Söldner, der Hausname von Veri's Heim, langsam von der Jocheralm herabgeschlichen, mit einem feisten Gamsbock im Rucksack. Allein eine tiefe Schlucht trennte sie von ihm und so blieb nichts anderes übrig, als ihm einige Kugeln auf's Gerathewohl nachzusenden, von denen ihn übrigens eine am Schenkel traf. Bis sie aber die Schlucht umgingen, war der Alte verschwunden und sie hatten wieder das Nachsehen. Er sei beim Holzfällen gefallen, hieß es im Dorfe und der Nachbarschaft, und als der Bader darüber von den Jägern befragt wurde, bestätigte es auch dieser, denn den Grünröcken gegenüber war es Pflicht, die Wahrheit zu verschweigen und sogar ein Verdienst, ihnen einen Bären aufzubinden. Unter sich aber wurde ganz offen gesprochen, denn man wußte, daß es keinen Verräther gab.

Nannei gehörte zu den gesuchtesten Partien am ganzen See und hätte auch schon lange auf einem Hofe als Bäuerin schalten und walten können, wenn sie gewollt hätte, denn der Freier waren schon Viele gekommen. Sie hatte sich aber nun einmal den Veri in den Kopf gesetzt und dieser Kopf war so eigensinnig, wie der ihres Vaters, des Einödbauern. Der Hof ihres Vaters war ungefähr eine Viertelstunde von Kochel entfernt und lag auf einer

hervorspringenden Anhöhe. Die Aussicht, die man dort oben genoß, war prachtvoll. Das ehemalige Stift Benediktbeuren, mit seiner ganzen Fensterreihe lag vor ihm da, weiter links Kloster Schlehdorf und eine große Anzahl Dörfer und Kirchthurmspitzen tauchten aus der Entfernung auf. Nanneis Vater, Peter war stolz auf sein Besitzthum, aber auch auf seine Tochter, sein einziges Kind. Er hätte sonst über den Veri gar nichts auszusetzen gehabt, wenn er auch nicht so reich war, wie er, denn sonst war er ein fleißiger, ordentlicher Bursche, dem man nichts nachsagen konnte, als seinen Hang zum Wildern. Dieses war jedoch weder ein Fehler, noch eine Schande im Gebirge, im Gegentheil solche Burschen hatte man überall gerne; denn es bewies, daß sie Schneid und Courage hatten, zwei Eigenschaften, die hoch geschätzt wurden.

Die Feindschaft zwischen den Alten rührte aus ihrer Jugendzeit her, wo sie Beide an Kraft und Stärke mit einander wetteiferten. Es war ebenfalls an einem Kirchweihtage gewesen, draußen in Heilbrunn, wo sie einer Dirne wegen in Streit geriethen, der bald so weit ausartete, daß sie einander packten. Der junge Söldner war aber der Stärkere und Flinkere. Er nahm zuerst seine Fäuste zu Hilfe und ließ sie auf den Kopf Peters niederfallen, daß dieser glaubte, ein Heubaum sei auf ihn herabgestürzt, dann nahm er ihn um die Hüfte, hielt ihn eine Zeitlang empor und trug ihn vom Tanzplatze weg an des Wirthes Garten, wo er ihn mit einem Ruck über den Zaun warf, daß die Kohlraben und Krautköpfe nur so umher flogen. Dieses war aber schneller geschehen, als man es erzählen konnte und zwar unter den Augen all' der Burschen und Mädchen, die sich eingefunden hatten. Ein furchtbares Halloh und Beifallrufen belohnte den zurückkehrenden Söldner, während Peter sich so schnell wie möglich aus dem Staube machte. Von diesem Tage an war der Ruf des Söldnerbuben bis weit hinein in die Berge fest begründet, jedesmal gab sein Wort bei einer ausbrechenden Rauferei den Ausschlag und jene Partei, zu der er sich schlug, konnte auf den Sieg rechnen.

Der Einödbauerssohn war aber von dieser Stunde an des Peters bitterster Feind. Er suchte zwar keine Gelegenheit zum

Streite mehr, ging ihm sogar aus dem Wege, wo er ihm aber im Geheimen den Weg kreuzen konnte, wie man im Gebirge sagt, da geschah es. Gar manchmal wußte Peter nicht, woher diese oder jene üble Nachrede über ihn kam, hätte er jedoch nachgeforscht, so wäre sie sicher auf seinen Feind zurückgefallen. So änderten auch die Jahre nichts an den bestehenden Verhältnissen. Sie wurden Männer und alterten. Keiner sah den andern an, ja selbst im Wirthshause saßen sie nie an einem Tische, lieber kehrte der Späterkommende wieder um, wenn er den Feind schon anwesend fand. Nun war es eigenthümlich, der Peter hatte nur eine einzige Tochter, der Söldner nur den einzigen Sohn. Schon in der Schule waren die Beiden fast unzertrennlich, nur eine Kameradin hatte das Nannei noch und das war Monei. Als sie immer mehr heranwuchsen, bildete sich zuerst ein freundliches Verhältniß aus, das aber später in Liebe überging. Nanneis Mutter erhob dagegen keinen Einwand, ihr war der Veri lieb und werth. Als aber Peter davon hörte, schwur er hoch und theuer, daß so lange er ein offenes Auge habe, der Söldnerbub nicht daran denken dürfe, Einödbauer zu werden und wenn unser Herrgott selbst den Brautwerber machen würde.

Sein Weib hatte sonst einen großen Einfluß auf ihn. Allein in diesem Punkte gab er ihr trotz alles Zuredens nicht nach. Ließ sie ihm damit gar keine Ruhe, so machte er kurzen Prozeß. Er ging in seine Kammer hinauf, kleidete sich um, steckte eine Handvoll Guldenstücke in den Sack, spannte seinen Rappen vor das Wägelchen und flog davon. Dann hatte sie ihn sicher für ein paar Tage gesehen, und da sie zuletzt merkte, daß dieses ihr eigener Nachtheil sei, schwieg sie und hoffte von der Zeit das Beste.

Die Bewegung nun, die das Erscheinen Martls und Moneis hervorbrachte, veranlaßte auch die Beiden, ihre Blicke dieser Richtung zuzuwenden.

„Wir red'n über den Punkt scho noch," sprach sie im Aufstehen zu Veri, „vielleicht heut' Abend, wenn mi nämli bis übern Wald naus begleiten willst. Jetzt muß i glei zum Monei hin, die muß sie zu uns am Tisch hersetzen."

Sie eilte der Kamerädin entgegen und drückte ihr und Martl ihre Freude aus, daß sie auch kämen und an dem allgemeinen Vergnügen theilnehmen wollten.

„Meinst wir san Stubenhocker?" erwiderte ihr Martl. „Der Kirta is nur im Jahre amal und wer weiß, ob wir ihn s'nächste Jahr wieder so g'sund und frisch d'erleb'n."

„Bist scho lang da, Nannei?" fragte Monei.

„Dummes Zeug," entgegnete der Bruder. „Da dort seh i an Veri stehn, und da is sie um kei Minuten später kommen, wie der."

„Fehlgeschoß'n hast dösmal," war Nanneis Entgegnung. „I bin alloa und lang erst nach ihm kommen. Aber daß i ihm z'lieb her bin, läugn i nit, hab gar kei Ursach dazu."

„No mögli wars ja, daß er di abg'holt hätt'," meinte Martl „und schämen hätt's enk ja deßwegen a nit brauch'n."

„Da is was gut dafür, dös weißt," versicherte das Mädchen, „der Vatern wenn so was sehn würd, heißets glei, daham bleib'n und kein Schritt für d'Hausthür naus."

„S'muß scho was recht harts sei," wandte sich Monei an die Freundin, „wenn zwei einander recht gern hab'n und können nit z'samm kommen."

„I wünsch' Dir's nit, daß dös erfahrst," war die aufrichtige Antwort. „B'sonders wenns so gut sei könnt, wie bei uns zwei und is nur der Eigensinn von ein Kopf dran Schuld."

Nun waren sie an den Tischen angekommen und bald von allen Seiten umringt. Die Burschen bemühten sich ordentlich der Monei den Hof zu machen Der Eine lobte ihre Augen, der andere die Haare, ein dritter meinte, den schönsten Buschen habe schon sie am Hut und ein vierter hatte sogar die Kühnheit, ihr ein Nagerl aus dem Mieder ziehen zu wollen, büßte aber diesen Griff durch einen derben Schlag auf die Hand.

„Mit wem tanzst denn z'erst, Monei?" rief ihr der Müllersepp zu, wohl in der Hoffnung, daß er der Glückliche sein werde.

„Mit Dir nit, dös is scho g'wiß," gab sie ihm kurz zur Antwort.

Dann spähte sie im Kreise herum, ob sie keinen der älteren Schulfreunde erblicke. Da dieses nun nicht der Fall war, so reichte sie Veri die Hand. „Willst?“ fragte sie ihn, „s’Nannei hat nix dageg’n, auf Di wart’n gnug Tänzer.“

Ein heller Juchzer war die Antwort. Der Wirthalisi*) von Schlehdorf benützte aber rasch die Gelegenheit s’Nannei zum Tanz zu führen, was den Neid der andern Burschen und besonders des Müllersepp nicht wenig erregte. Nun spielten die Musikanten aber einen extra Ländler auf, denn Veri hatte ihnen einen blanken halben Gulden hingeworfen und das war eine Nobleße, die den wenigsten der Burschen eigen war.

Noch ärger als vorher, stampften jetzt die Tänzer den Takt, noch höher sprangen sie in die Luft und fast schien es, sie hätten kein Gefühl in den Händen, so fest bearbeiteten sie ihre Schenkel und die Sohlen ihrer Schuhe. Das Juchzen nahm kein Ende und wenn sie ihre Deandln ausließen und in der Mitte allein tanzten, hörte man von der Musik nur mehr einzelne quickende Töne der Klarinette und einen Stoßseufzer der Trompete. Der lebendigste und lustigste von allen war aber Veri, wie ein Ball sprang er auf, jedes Glied an ihm lebte und seine Stimme vernahm man aus allen heraus. Hatte aber Nannei schön und zierlich getanzt, s’Monei konnte es noch viel besser. Man sah es kaum, wie sanft und leicht sie sich drehte, die Blicke fest auf den Boden gerichtet und doch ihren Tänzer nicht aus den Augen lassend. Kam er dann wieder in ihre Nähe, so hing sie wie ein Pfeil so schnell an seinem Arme und wirbelte mit ihm im Kreise herum, daß man sich nur wundern mußte, wie sie durch das Gedränge sich winden konnte.

Die Alten an dem Tische hatten jetzt wieder ihre Aufmerksamkeit den Tanzenden zugewendet und das Lächeln auf ihren Gesichtern zeigte, daß sie ihre ungetheilte Freude daran hatten.

„S’Romi Monei is scho a Prachtdeandl,“ äußerte der Kirchenlenz, „wer die amal kriegt, geht nit z’Grund, so viel is g’wiß.“

*) Alois, Aloisius.

„S'is a ganz eigne Art,“ fügte der Bader bei. „Man könnt glaub'n, sie wär gar nit da auf d'Welt kommen. Nur die Aug'n und dös Haar, ganz eigenthümli.“

„Und brav und gut, wie nit leicht a zweite,“ ergänzte der Pfeifenschneider.

„Dös is ja d'Hauptsach, drum paßt alls z'samm bei ihr,“ behauptete der Lenz. „Wenn der Veri d'Nannei nit scho hätt, i glaubet fast, er machet sie an's Monei.“

„S'mögen nit vergess'n,“ warf der Bader kurz hin.

Der Tanz war beendet, die Paare zogen sich wieder an die Tische zurück, dann wurde dem Kruge sein Recht angethan und der Müllerbursche, der heute den Schenkkellner darstellte, hatte genug zu thun, um allen Anforderungen gerecht zu werden. Einzelne Gruppen Mädchen und Burschen hatten sich zusammengefunden, sie scherzten, plauderten oder sangen, je nach der Eingebung des Augenblicks. Andere gingen an den nahen See hinab, um dort sich abzukühlen, denn ein leichter Wind wehte herüber, während einzelne diesen Genuß im Walde suchten. Als aber die Musik ihre Weisen ertönen ließ, eilten alle wieder herbei, damit ja von diesem Vergnügen nichts entbehrt wurde.

Immer mehr wurden der Gäste und zuletzt war an den Tischen kaum mehr ein Platz zu finden. Auch vom See herüber waren Theilnehmer gekommen, denn die Kirchweih in Kochel, und der Tanz in der Jochermühle genossen überall eines guten Rufes.

Ein hübscher, junger Bursche lenkte seine Schritte den Hügel hinauf, der hinter dem Dorfe sich erhebt und diesem die Aussicht auf den See versperrt. Er trug zwar die heimische Tracht, wie die übrigen Anwohner am See, doch lag in dem ganzen etwas Strammeres, etwas Geordneteres, als bei den Uebrigen. Man sah es ihm auf den ersten Blick an, daß er die Muskete getragen, auch wenn es nicht das silberne Ehrenzeichen, das er am Rocke am schwarzblauen Bande trug und das Bild des Königs zeigte, und die Narbe an der Stirne verrathen hätte. Letztere stand ihm übrigens gut an, und gab ihm ein männliches Aussehen. Als er den Sonnensteig erstiegen, so wird der Hügel heute noch genannt,

blieb er stehen und sah sich nach allen Seiten um. Er war zwar schon oft hier oben gestanden, allein heute ergriff ihn besonders freudiges Gefühl, das ihn veranlaßte, länger zu verweilen. Es wäre ja so leicht möglich gewesen, daß der Hieb des preußischen Husarenoffiziers in Schlesien noch viel schlimmer ausgefallen wäre und er dort begraben liege, statt jetzt wieder genesen auf heimischen Boden zu stehen.

Gierig sog er die kühle Luft ein, und ließ seine Blicke umherschweifen. Da lag sie noch immer da die dunkle Fläche des Rohrsees mit seinen Binsen und Röhricht und das Kloster, in dem er seinen Unterricht genossen. Da führte sie hinaus, die vielgewundene Landstraße, auf der er erst heute gewandelt war, damit er noch Theil an der Kirchweih Freuden nehmen konnte. Da drüben stieg immer noch das anmuthige Hügelland empor mit seinen wogenden Getreidefeldern und einzelnen Höfen, die so traulich unter den Obstbäumen versteckt lagen. Wie früher glänzte der See herauf, begrüßten ihn die Berge als alten Bekannten und flüsterten ihm die Bäume den Willkomm zu. Es wurde ihm so weich, so wohl um das Herz. Ja, in der Heimath ist es schön!

Da trug der Wind die Töne der Musik zu ihm herauf und nun besann er sich nicht mehr lange und eilte den Hügel hinab der Richtung zu, woher sie ertönten. Dort wußte er ja, war heute Alles versammelt, seine früheren Kameraden und Freundinnen, die wohl keine Ahnung hatten, daß er gerade heute in ihrer Mitte erscheinen werde.

Der junge Mann, dessen Geburtshaus in Kochel stand, war der Sohn des Bürgermeisters Rembald. Sein Vater war schon frühe gestorben, er zählte damals kaum 8 Jahre und seine Mutter hatte die liebe Noth mit ihren vier Kindern, von denen der Wastl der jüngste war. Doch sie hielt sich tapfer, bewirthschaftete ihr Gütchen mit der ihr eigenen Energie und hoffte schon an ihrem Buben bald eine tüchtige Stütze zu finden, als ihr Aeltester ausgehoben wurde und in den Krieg fort mußte. Eine feindliche Kugel streckte ihn schon in der ersten Schlacht todt darnieder und die Wittwe war um eine Hoffnung ärmer. Lange

brauchte sie, bis sie sich von diesem Schlage wieder erholte, doch um nur bald von einem neuen betroffen zu werden. Das Vaterland bedurfte seiner Söhne und so mußte auch Wastl den Pflug mit dem Schwerte vertauschen. Es war freilich ein trauriger Abschied, als er das Bündel unter den Arm nahm und Mutter und Schwestern Lebewohl sagte. Still, fast traurig war es in dem Häuschen geworden und am Anfange floß gar manche Thräne, wenn nach dem Abendgebete noch ein Vaterunser für die Erhaltung des Sohnes und Bruders eingeschaltet wurde. Der dachte draußen freilich auch gar oft an die theure Heimath, an Mutter und Schwestern, wenn er auf dem Marsche war oder im Bivouak in das lodernde Feuer starrte, allein nicht lange hatte er Zeit, seinen Gedanken nachzuhängen. Die Trommel schlug die trüben Gedanken nieder und wenn die Kugeln über ihn hin sausten, dachte man zuerst an den Feind und wie man Gleiches mit Gleichem vergelten konnte. So hatte er alle die Kreuz- und Querzüge mitgemacht und war zuletzt mit nach Schlesien gezogen, wo sich die Bayern so viele Lorbeeren erwarben. So hatte auch Breslau im Januar 1807 kapitulirt und nun ging es unter den Generälen Deroy und Lefebre vor die Festung Brieg, welche sich ebenfalls nicht halten konnte. Nachdem die Bayern noch mehrere siegreiche Treffen den Preußen geliefert hatten, ging es gegen das befestigte Lager des Grafen von Götz. Wastl war einer der Ersten, der dort eindrang. Als er aber in Verfolgung der Feinde mit einem kleinen Häuflein Tapferer zu weit vordrang, wurde er von preußischen Husaren umzingelt. Aber er und die Seinen fürchteten sich nicht, einer der Feinde nach dem andern stürzte vom Pferde. Ein junger Offizier drang nun mit besonderem Muthe auf Wastl ein, allein dieser parirte geschickt die geführten Streiche. Da er aber einen Augenblick nach seinen Kameraden umsah, erhielt er den Hieb über die Schläfe, doch im gleichen Momente auch der Offizier einen Stich in die Brust. Langsam sank er vom Pferde und Freund nnd Feind lagen verwundet nebeneinander, Die Preußen, als sie ihren Führer fallen sahen, ergriffen die Flucht. Die Beiden wurden hinter die Gefechtslinie zurückgetragen. Der Zufall wollte

es, daß Wastl und der Offizier in ein Lazareth zusammenkamen, wo sie lange verweilen mußten, bis sie von den gegenseitig geschlagenen Wunden genasen. Waren sie früher einander feindlich gegenübergestanden, so waren sie jetzt Freunde geworden, und der Offizier versprach zum Abschiede, nach dem Friedensschlusse den Wastl in seinen Bergen zu besuchen.

Als auch dieser genesen, erhielt er für sein muthiges Verhalten die silberne Tapferkeitsmedaille und zugleich seinen Abschied. Nun eilte er was er konnte in die Heimat zurück, in die Arme der Mutter und Schwestern und bereitete ihnen so einen doppelten Festtag, denn von seinem unvermutheten Erscheinen hatten sie keine Ahnung.

Auch vor der Mühle brachte seine Ankunft eine große Ueberraschung hervor. Einige hatten zwar die Nachricht schon gehört, derselben aber keinen rechten Glauben geschenkt. Doch da stand er nun mitten unter ihnen, nur etwas blässer, als wie er fortgezogen, die Folgen des Blutverlustes und des langen Aufenthaltes im Spitale. Und dazu trug er noch das Bild des Königs auf seinem Rocke, eine Auszeichnung, die gerade nicht so oft gesehen wurde. Aber er hatte deßwegen keinen Stolz, er war immer noch der gute, gemüthvolle Wastl, wie ehedem und reichte allen die Hände zum treuherzigen Gruße, zum fröhlichen Willkommen.

Lange brauchte es, bis er damit fertig wurde und hätte er auf alle Fragen gleich ausführliche Antwort geben können, so hätten die Musikanten einpacken und der Müllerbursche sein Faß zuschlagen dürfen, es wäre nichts mehr getanzt und getrunken worden.

Als ihm Monei die Hand zum Gruße reichte, nahm er diese fast zögernd. Er mußte sich erst wirklich besinnen, ob dieses des Romanibauern Tochter war.

„Ja bist Du's wirklich, Monei?" fragte er. „Fast hätt ich Dich nicht mehr erkannt, so groß und . . ." Er schwieg, denn er wollte beifügen, schön geworden und dieses Lob vor allen Umstehenden ausgesprochen, hätte das Mädchen in Verlegenheit bringen können.

„Ganz und gar bin is, Wastl," erwiderte sie treuherzig. „Aber

Du bist a viel g'schmeidiger worden. Und die Schramm darüber mußt a nit gern kriegt ham. Nun, weilst nur wieder da bist! Wird Dei Mutter nit g'schaut ham, wannst so ung'meldt daher kommen bist. Oder mußt am End nomal fort? Dös war scho arg."

„Na Deandl, dös net," war die Antwort, „i bin mir jetzt lang g'nug Soldat g'wes'n und bleib jetzt da.

„Dös g'freut mi scho recht," äußerte sie sich offen. „Na kommst doch Morgen a Bissel zu uns auf'n Hof. Weißt ja, am Nachkirta geht's am Romihof nit schlecht zu. Der alte Brauch is nit abkommen."

„Do fehl i nit," versicherte der Bursche. „Aber laß Di was frag'n, Monei. Gibst mir an nächsten Tanz? Du sollst die Erst sei, mit der ich mich wieder dreh, i glaub, i werd's nit verlernt hab'n."

„Wie Du fragen magst," entgegnete sie. So an tapfern Soldaten, der so a Medaille tragt, darf ma doch nix abschlag'n."

So verging wieder eine Stunde mit Tanzen und Plaudern. Wastl hatte auch die Alten an ihrem Tische besucht und ihnen auf ihre Fragen Antwort gegeben, die sich hauptsächlich auf den Krieg und wie und warum er das Ehrenzeichen erhalten habe, bezogen. Er wurde mit einer gewissen Achtung behandelt, was daraus hervorging, daß er vom Kirchenlenz eingeladen wurde, an ihrem Tische Platz zu nehmen, eine Ehre, die jungen Burschen sonst nicht zu Theil wurde.

„Wenn Du nämli nit lieber bei dem jungen Weibsvolk bist," fügte er bei.

Während nun hier die Unterhaltung durch die Erzählungen Wastls lebhafter wurde, war Monei mit dem Müllersepp in einen förmlichen Streit gerathen.

Ein kleiner halb verwachsener Mensch, der Seechristl genannt, hatte sich auf dem Platze eingefunden und fing, seiner Gewohnheit gemäß, von Tisch zu Tisch zu betteln an. Es war ein ganz eigenthümliches Gesicht, das dieser hatte, nicht blödsinnig zu nennen, dagegen sprachen die klugen Augen, doch aber mit einem gewissen Ausdrucke, der erkennen ließ, daß er seiner fünf Sinne nicht recht

mächtig war. Er that keinem Menschen je etwas zu Leide, dagegen mußte er sich von den Burschen manchen Schabernack gefallen lassen, für die paar Pfennige, die sie ihm schenkten.

Dem Müllersepp war nun der Christl gerade recht gekommen, an diesem konnte er seinen Zorn auslassen. Zuerst hielt er ihn dadurch zum Narren, daß er ihm seinen Maßkrug zum Trinken reichte, wenn er aber darnach langte, ihn wieder wegzog.

„Geh' Sepp, hast mi lang g'nug g'foppt!" bat jetzt der Christl.

Allein statt daß er ihn nun trinken ließ, gab er ihm einen Stoß, daß der arme Bursche fast umgesunken wäre, und sich nur mühsam aufrecht erhielt. Christl wandte sich nun von dem Uebermüthigen ab und ging an den Tisch der Alten, die ihm zwar ein Almosen gaben, ohne ihn jedoch eines Blickes oder einer Anrede zu würdigen. So kam er auch zu Veri, Monei und Nannei. Kaum aber war er dort, als der Sepp hinter ihm stand, ihn wegzog und anfuhr: „Jetzt hast gnug bettelt, jetzt machst daß weiterkommst.

Monei, welche den Sepp schon vorher mit Widerwillen betrachtet hatte, faßte diesen nun fest in die Augen.

„Von wem hast denn Du s'Recht, d'Leut da fortz'schaffn," fragte sie ihn, „und wenns a nur a Bettler is."

„Dich werd i nit um Erlaubniß fragn müssen," entgegnete er schnippisch, „das is mei Sach."

„So," fuhr Monei auf, „und i sag Dir jetzt, der Seechristl bleibt da und zwar an mein Tisch und an mein Platz. Und den will i sehn, der ihn da anrührt oder weiterschafft."

„Der hat's am End mit Dir z'thun," spöttelte der Sepp.

„Ja mit mir," war die Antwort. „Schäm Dich Sepp, wenn Du noch a Ehr' im Leib hast, an Menschn, der nit recht richti is, dös Bissel nit z'gönnen, was ihm gute Leut schenken. Meinst, i habs nit g'sehn, wie Du vorher mit ihm umgangn bist. Is dös vielleicht für an Burschn, wie Du einer sei willst, schön, oder hast damit Dei Kraft zeign wolln. S'is Dei Glück g'wesn, daß i a

Deandl bin, denn sonst lägest jetzt drinn im Mühlbach und könnst in See nausschwimmen."

Der Bursche wurde kirschroth vor Zorn. „Und jetzt muß er grad recht fort," fuhr er auf, „grad Dir zum Trotz, Du g'schnippige Dirn Du."

Er wollte auf den Christl zugehen, allein Monei vertrat ihm den Weg.

„Wag's," entgegnete sie ihm, „unter mein Schutz steht er!" Dabei blickte sie ihn so eigenthümlich mit ihren Augen an und hob die rechte Hand so drohend in die Höhe, daß der Sepp unwillkürlich einen Schritt zurückwich.

„Jetzt darfst aber machen Sepp, daß D' weiterkommst," fing nun auch der Veri an, der bis jetzt schweigend zugehört hatte. „Sonst hast's mit mir auch z'thun, verstanden. Schäm Dich!"

Nun sah dieser, daß der Streit doch eine andere Wendung nehmen könnte und er kannte den Veri zu gut, um nicht zu wissen, daß er nicht viele Worte machte. Er hielt es daher für gerathen, sich zu entfernen. Noch einen giftigen Blick auf Monei werfend, wandte er sich zum Gehen und rief ihr zu:

„Wir redn scho noch drüber, i vergeß nix."

„Wann d'willst," antwortete sie ihm, „gib aber Acht, daß D'nit z'viel sagst, es thut nit immer gut."

Während der Sepp, verfolgt von dem Gelächter der Anwesenden, der Mühle zuging, wandte sich Monei an Christl: „So jetzt trink, armer Bursch," sagte sie zu ihm, „und da holst Dir was zum Essen. Sollst auch wissen, daß heut Kirta is. Fürcht Di nur nit, so lang i da bin, g'schieht Dir nix."

„Du bist a guts Deandl," erwiderte dieser. „I vergiß Dir dös g'wiß nit, so lang i leb. Tausendmal Vergelts Gott Monei."

Dem Wastl war trotz des Gespräches mit den Alten von der ganzen Scene nichts entgangen. Es freute ihn, daß das Mädchen sich so warm um den Verfolgten angenommen hatte, denn es war ein Beweis, daß in dem schönen Körper auch ein gutes, mildthäthiges Herz wohne. Er suchte daher das Ge-

spräch an dem Tische abzubrechen, um wieder in ihre Nähe zu kommen. Als er auf sie zuschritt, kam er aber gerade recht, um Abschied von ihr zu nehmen.

Die unliebsame Szene hatte ihr den längeren Aufenthalt verleidet, und zudem dunkelte es schon, es war also nicht mehr zu früh, wenn sie den Heimweg antrat. Auch Martl war damit einverstanden, und so sagten sie allen gute Nacht.

„Vergeßt nit morgen Nachmittag den Romanihof,“ erinnerte sie noch einmal. Du auch nit Wastl?“

„Hab kei Sorg, vielleicht bin i der Erst,“ versicherte dieser, „wennst nix dagegen hast.“

Sie lächelte nur und drohte ihm mit dem Finger. Bald waren die Beiden unter den Bäumen des Waldes verschwunden.

Die Lustbarkeit nahm ihren ungehinderten Fortgang. Die Abgehenden wurden durch neue Zuzügler ersetzt und so blieb der Platz belebt bis in die tiefe Nacht hinein.

Wastl war bald nach Monei in das Dorf zurückgekehrt, es war ihm auf einmal, als ob etwas fehle und die ganze Heiterkeit eine andere Richtung angenommen hätte. Er freute sich auf den kommenden Tag, denn da konnte er ungestört und nach Herzenslust plaudern. Kaum war er heimgekommen, so langte er zum Erstaunen der Mutter und Schwestern die Zither von der Wand herab, wo sie seit ein paar Jahre unberührt hing. Der Saiten waren nur wenige darauf, doch waren sie bald ergänzt, und nun spielte er alle die Ländler und Lieder wieder, die er schon vergessen glaubte. Als die Mutter ihn neugierig fragte, wie er denn dazu komme, heute noch zu spielen, lächelte er blos und meinte, er wolle es nur probieren, ob es noch wie früher gehen würde.

Es war schon Nacht, als auch Veri und Nannei die Mühle verließen. Eine Zeit lang gingen sie schweigend nebeneinander, erst als sie wieder aus dem Walde kamen, und nun der Einödhof vor ihnen lag, blieb Nannei stehen und wandte sich an ihren Begleiter.

„Hör Veri,“ begann sie dann, „das, was i drunten auf der Mühl' z'redn ang'fangen hab' will i jetzt fertig mach'n.

Wies mit uns zwei steht, weißt Du und ich, da brauch i kei Wort mehr z'sagn. Auf mi kannst Dich verlassn, i nimm kein Andern und wenn i no dreißig Jahr auf die wartn müßt. Aber eins is a Bedingung dabei und auf der bleib i fest stehn. Gibs Wildern auf, Veri, oder mi, was Dir lieber is. Hast schon g'sehn, wie's Dein Vatern gangen is. Wär die Kugel a Bißl weiter rauf, no war's vorbei mit ihm g'wesn. Und so kanns Dir grad a einmal gehen. Dös machet mi unglücklich für mei ganze Lebenszeit."

Veri wußte nicht gleich, was er antworten sollte. Verlegen schob er den Hut von einer Seite des Kopfes auf die andere und fuhr sich durch die Haare.

„S'ist scho recht Nannei," erwiderte er endlich, „i sieh's selber ein, daß amal dumm gehn könnt, aber auf einmal und mit aller G'walt geht dös Ding doch nit. Weißt so nach und nach, es is halt so a G'wohnheit, die man nit so leicht wegbringt, als wie man an Rock auszieht."

„Du versprichst mir, daß Dirs abg'wöhnst," verlangte sie aber in bestimmtestem Tone. „I wills nit auf einmal, kei Red davon, aber mit der Zeit."

„Dös kann i Dir versprechn," versicherte er.

„Dafür werd i alls thun, was i kann, damit mein Vater anders wird," entgegnete sie. „Einmal muß doch der Haß ein End nehmen und dann steht uns nix mehr im Weg. Also Wort haltn und Du sollst a Freud an mir erlebn, wie is a von Dir hoff. Jetzt gute Nacht! Morgen sehn wir uns beim Monei."

Ein herzhafter Kuß wurde gewechselt. Nannei ging dem Einödhof zu, in welchem die untern Fenster noch erleuchtet waren, ein Beweis, daß ihre Mutter noch wach war, Veri ging wieder durch den Wald zurück, dem Dorfe zu. Er besann sich einige Minuten, als er an dem Wirthshause vorüberging, in dem es noch lustig und lebendig zuging, ob er nicht da auch noch ein Stündchen verweilen wolle. Allein vielleicht bedurfte der Vater seiner und so eilte er seinem Heim zu, wo jedoch alles schon in tiefster Ruhe lag.

Am Nachmittage des anderen Tages hatte der Romanihof ein ganz anderes Aussehen. Vor dem Hause standen Tische und Bänke in einem Halbkreise, die ersteren gedeckt und auf jedem ein kleiner Blumenstrauß in einem Kruge oder Glase. Auf der Wiese neben dem Hause war ein Stück abgemäht, mit Brettern belegt und von Tannenbäumen umgeben, offenbar der Tanzplatz für die Gäste, die erwartet wurden. In der Küche hatte Mutter Rosl alle Hände vollauf zu thun, denn die Nudeln mußten zu rechter Zeit fertig sein und auch der Braten, den es heute der Kirchweih zu Ehren gab. Monei besorgte die Zugaben, schnitt das weiße Brod in Scheiben, ordnete es auf die Teller und dann ging es an einen großen Käsleib, dem das gleiche Schicksal wiederfuhr. Der Bauer hatte ein frisches Faß angezapft und prüfte schmunzelnd den braunen Gerstensaft. Sein gemüthliches Schnalzen verrieth, daß das zweite Faß wie das Erste seinen Beifall erhielt. Martl hatte an den Bänken noch hin und wieder etwas zu ordnen, die Tannenbäume fester zu setzen und Gläser und Krüge auf den Tisch zu stellen.

Ein alter Brauch war es auf dem Romanihof, die Nachbarn und Bekannten am Kirchweihmontage zu bewirthen und oft ging es da fröhlicher her, als bei der Tanzmusik in den Wirthshäusern. Schlag neun Uhr aber war Feierabend und dann mußten sich auch die Gäste auf den Heimweg machen. Die Musik bestand in einer oder zwei Zithern, Essen und Trinken war frei, so war es jeher gehalten und Paul ließ die alte Sitte nicht abkommen.

Der Erste war der Wastl aber doch nicht, der auf dem Hofe ankam. Das waren vielmehr Veri und Nannei und zwar aus dem Grunde, weil der Einödbauer schon in aller Frühe nach Schlehdorf hinüber zu seinem Bruder gegangen war, um dessen Einladung zum Kirchweih-Schmause zu folgen. Kaum hatte er den Hof verlassen, als Nannei den Veri benachrichtigte, daß sie heute mit der Mutter allein sei und er daher sie je eher, je lieber abholen könne. Diese Botschaft war ihm nur angenehm und so war er gleich nach dem Mittagessen auf den Einödhof hinauf um sie zum Besuche des Romanihofes abzuholen.

Wastl war der Dritte, der erschien, die Zither in ein grünes

Tuch eingeschlagen unter dem Arme. Von den Bewohnern des Hofes wurden alle auf das Herzlichste begrüßt, der Wastl besonders von Monei mit einem kräftigen Händedrücken.

„Eigentli hätt i sollen gar nit kommen," erklärte Wastl, „wegen gestern."

„Ja warum denn?" fragte Monei schnell. „Hat Di vielleicht was verdrossen?"

„Und wie," war seine Antwort. „Die rothen Nagerln hast alle wieder z'Haus trag'n, statt . ."

„Statt daß is Dir geb'n hab," fiel ihm das Mädchen rasch ein. „'s wär a nix rechts g'wesen, sie san alle scho verwelt bis Du kommen bist und da hätt i am End doch kei rechte Ehre aufg'hobn. An frischen Buben wie Du, g'hört a frischer Strauß und den sollst heut Abend habn, vorm Fortgehen. Bist jetzt z'friedn?"

„Warum nit," lachte Wastl, „und wenn ihn s'nächst Jahr no seh'n willst, an der Kirta, na darfst nur kommen. Da is er, wenn er a trocken is."

Nun kam Paul und nahm den Gast in Beschlag. Martl brachte zwei frisch gefüllte Krüge und auf gute Gesundheit wurde nun der erste Trunk gethan.

„Donner und Wetter, dös is freili was anders," behauptete Wastl, „als dös Geplempel in dem Preußischen, wo nit weißt is a Bier oder a Schnaps oder gar a Erbsenbrüh, was trinkst. I habs selbigsmal hundertmal g'sagt, a solches Bier wenn wir allmal g'habt hättn, vor s'Krachen angangen is, die Preußen, oder was g'wesn waren, hätten gar nit gnug laufen können. Dös gibt a Kraft und a Kourag."

„S'muß do so was kurios sei, Wastl," fragte der Bauer, „wenns so angeht, so blitzt und kracht und bald da, bald dort einer umifallt und nimmer aufsteht."

„Dös g'wohnt ma sie z'letzt," war die Antwort. „Im Anfang duckt ma sie freili, aber dös hilft nix und später schaut ma sie gar nit darnach um, wenn d'Kugeln neben und ober ein sausen. Und was Dir dös für a Freud is, wenn ma sieht, wie d'Feind nach und nach z'retirirn anfangen und wenns nachher kommandirt

wird, jetzt recht drauf los. Da machst Dir gar kei Vorstellung."

„Wenns aber umkehrt is?" meinte Paul.

„Na laßt ma freili d'Köpf häng'n und macht, daß ma weiter kommt," erwiderte lachend Wastl. „Dös is amal im Krieg nit anders. I bin a einzigsmal dabei g'wesn, wies hat kehrt euch blasen und da san wir nit weit z'rück und ham glei wieder z'pfeffern angfangen."

Neu ankommende Gäste nöthigten den Bauer das Gespräch für jetzt abzubrechen. Er hätte am liebsten mit dem Wastl den ganzen Nachmittag so geplaudert, allein das ging doch nicht, wollte er die übrigen nicht vernachlässigen. Bald waren auch alle Tische besetzt und nun legte Wastl seine Zither zurecht und begann zuerst ein kleines Präludium zu spielen.

„I habs a nit verlernt," rief ihm Monei zu, „sollst's gleich hör'n. Wolln wir sehn, obs mitsamm nit besser geht, als alloa."

In ein paar Minuten kam sie wieder aus dem Hause, setzte sich ihm gegenüber und nun begann ein Wetteifer zwischen den Beiden, daß sogar die Bäuerin auf einen Augenblick die Küche verließ und ihnen zuhörte.

Es mochten so ungefähr zwölf bis fünfzehn Paare sein, die sich eingefunden hatten. Einige Bekannte des Bauern saßen nun bei diesem am Tische und unterhielten sich von vergangenen Zeiten von der Ernte dieses Jahres und was wohl den Winter über wieder alles vorkommen werde. Das junge Volk aber schuhplattelte nach den Weisen der Zither nach Herzenslust. Es herrschte eine viel größere Fröhlichkeit hier, als gestern auf dem Tanzplatze vor der Mühle, wozu die Ungezwungenheit viel beitrug, mit welcher sie sich da bewegen konnten. Dazwischen wurde dem Kruge fleißig zugesprochen, und die Nudeln der Bäuerin verschwanden, man wußte gar nicht, wo sie hinkamen.

Auch der Seechristl ließ sich nun am Eingange in den Wald erblicken, aber wie es schien, getraute er sich nicht näher zu kommen. Monei von Veri darauf aufmerksam gemacht, winkte ihm zu und nun kam er daher gelaufen, so schnell es seine Füße vermochten.

„Darf i a Bisserl da bleibn bei Dir?“ fragte er das Mädchen. „Da g'schieht mir nix, wie drunten.“

„Dös darfst scho,“ erwiderte sie, „und Hunger leidn mußt a nit, kriegst, was die Andern. Nur betteln thust mir nit.“

„Gwiß nit,“ versicherte er. „I bin a deßwegn nit kommen, i will nur um Di sein.“

Diese Anhänglichkeit ergriff Monei. Sie führte ihn auf die Bank neben der Hausthüre, holte ihm Bier und Nudeln und ermunterte ihn, nur recht zuzulangen, es sei schon noch mehr vorhanden, wenn dieses nicht reiche. Das ließ sich der Christl auch nicht zweimal schaffen, und verzehrte mit dem größten Appetite, was ihm gegeben worden. Nun aber ließ er Monei auch nicht mehr aus den Augen und wenn sie an ihm vorüberging und nur ein wenig lächelte, so glänzte sein ganzes Gesicht vor Freude.

Nachdem die Hälfte des Nachmittags verflossen war, wurde eine Pause im Tanzen gemacht und der Braten aufgetragen. Das war der eigentliche Festmoment, wofür nun dem Romanibauer von allen Anwesenden besonders gedankt wurde, mit dem Versprechen, wenn man ihm eine Gefälligkeit erweisen könne, so sei man jederzeit mit Vergnügen dazu bereit. Paul lehnte nach allen Seiten, wie üblich, den Dank ab, mit dem Bemerken, das sei so ein altes Herkommen auf dem Hofe und es werde ihn nur freuen, wenn das nächste Jahr alle wieder so gesund und vergnügt kommen werden.

Nun begann Wastl wieder frisch mit seiner Zither, aber auf eine ganz eigene Weise, die was besonders versprach: Erst war es ein flotter Marsch, der aber nach und nach in weichere Töne überging. Nun folgten einige rasche Akkorde und mit seiner weichen Stimme sang er nun:

„Meinoad es is a g'schpassigs Ding
Ta um dees Zitherg'schpiel,
Werd oaner oft so woach dabei,
Dees sag'n do gar viel,
Und do so schö' und lusti is's,
Du moanst, es kunnt nit sei!
S'is, wie wenn oane lacha thaat!
Und woanet dengerscht d'rei!“

Ein lautes Beifalljuchzen folgte seinem Sange. Als dieses sich wieder gelegt hatte, sah ihm Monei schelmisch an, griff ebenfalls ein paar Akkorde und sang ihm zu:

„Oft schlagt der Bua d'Zither
So wehmüthig fei!
Und da muaß ihm in d'Finger
Die Lieb komma sei!"

Doch Wastl blieb die Antwort nicht schuldig:

„Und s'Dirndl is a Zither,
Wo drüber nix geht,
Und dem macht's die schönst Musi,
Der s'Spielen versteht!"

Aber auch Monei war schlagfertig und schnell schmetterte sie hinaus:

„Und a Jager sicht guat,
Aber d'Lieb macht'n blind,
Und da fangt Dir den größten
A kloans Dirndl g'schwind!"

Alle lachten herzlich, am Meisten jedoch Wastl, denn die Anspielung auf die Jäger bezog er darauf, weil er dieser Truppe als Soldat angehört hatte.

Dieses Intermezzo steigerte nur die Heiterkeit und viel zu früh wurde es für die jungen Leute Nacht. Nach dem Gebetläuten hatte der Tanz ein Ende und nur ungern trennten sich die Paare von dem gastfreundlichen Hofe. Einer der Letzten war Wastl.

„Da hast Dein Buschn, den i Dir versproch'n," sprach Monei zu ihm, als er gute Nacht gesagt hatte, „und laß Dichs nit gereuen, daß heut auf'm Romihof g'wes'n bist."

„Und darf i wieder kommen?" fragte er leise.

„'s wird Dirs Niemand verbiet'n denk i," war ihre Antwort. „Der Winter ist lang und Hoamgarten is alle Tag. Also weißt es jetzt?"

Er verstand den Sinn der Worte. Treuherzig dankte er ihr, und die Zither in der einen, den Buschen, aus welchem in der Mitte zwischen der brennenden Lieb zwei rothe Nagerln hervorsahen, in der andern Hand, schritt er dem Walde zu. Ehe ihn

aber die Bäume aufnahmen, blieb er noch einmal stehen und deutlich hörte Monei durch die Stille der Nacht:

„Ob i steh auf'm Berg drob'n,
Oder d'runten am See,
Seitdem i Di' g'sehn hab'
Thut mir's Herzerl so weh."

Gerne hätte ihm das Mädchen geantwortet, allein ihr Vater stand in der Nähe und dieser hätte es ihr übel deuten können.

Aber noch ein anderer hatte Alles bemerkt und gehört und das war der Christl. Als er ihr bhüt Di Gott und gut Nacht sagte, fügte er bei: „Dös is der Recht für Dich Monei, kein Bessern kannst nit kriegn. I weiß was dös G'sangl zu bedeuten hat. Uebers Jahr wird wohl Hochzeit sei."

Fort war er. Ob der Bursche wohl Recht hatte?

III.

Was die Liebe kann.

Um d'Lieb, da ist's ein eigen Ding
Sie laßt kein Menschen aus;
Sie schleicht sich in Dein Herzerl' nein,
Als wie der Dieb in's Haus.
Und sitzt sie nur ein Bisserl d'rin
Dann ist's mit Dir vorbei;
Dem Einen bringt's viel Freud und Lust,
Dem Andern Sorg' und Reu!

So war der Herbst gekommen. Stiller wurde es im Dorfe und Feld, nur die Kühe auf der Weide ließen sich noch hören, ihr einförmiges, oft unharmonisches Geläute gab den Hofbesitzern Kunde, wo sie sich aufhielten. Hin und wieder fegte schon ein kalter Wind über die Stoppelfelder und die mit Herbstzeitlosen bedeckten Wiesen. Die Wälder trugen die eigene Farbenpracht dieser Jahreszeit, das Grün nahm bereits den fahlen Graston an und nur hin und wieder war unter gedecktem Gebüsche noch eine verspätete Blume zu entdecken, die die letzten warmen Sonnenstrahlen hervor=

gelockt hatte, die es aber zu bereuen schien, noch einmal zu blühen, so traurig ließ sie das Köpfchen hängen. Da und dort zupften Ziegen und Schafe noch ein grünes Blättchen von den Sträuchern, unbekümmert um die Raben, welche stolz unter ihnen umherhüpften, als gehörten sie auch zu dieser Gesellschaft. Der See hatte seine Reize verloren, die trüben Wolken nahmen ihm alle Farbe und es war fast, als hätten auch die Wellen ihre Munterkeit verloren, so träge schlugen sie an die Ufer. Die Benediktenwand und ihre Nachbarn hatten manchen Morgen schon eine weiße Kappe sich aufgesetzt, aus der bald ein Mantel wurde, den sie bis zum Frühjahre nicht mehr ablegte. Arbeit gab es wenig mehr. Auf einzelnen Kartoffelfeldern wurde noch gegraben oder ein Feld umgeackert, das war Alles. Dagegen saßen vor den Dörfern die Weiber beim Flachsröften und =Brechen, eine gar willkommene Gelegenheit zum plaudern, kritisiren und spotten. Ungeschoren bleibt dabei selten ein Dorfbewohner, denn von Jedem weiß man etwas, aber stets mehr Schlimmes, wie Gutes. Mancher machte einen Umweg, um nur den bösen Mäulern auszukommen und wenn er nicht konnte, war es das Beste, er blieb eine Zeitlang bei den Weibern stehen, und machte mit, dann hießen sie ihn gescheidt und er hatte Ruhe vor ihnen.

Auch auf dem Romanihof begannen sie sich einzunisten, wie der Bauer sagte. Sein Haus war ja versorgt, der Stall und die Scheune gefüllt, also fehlte nichts weiter. Nur die langen Abende waren unangenehm, es war auch die rechte Zeit zum Heimgarten noch nicht gekommen. Deßhalb begab sich auch alles früher zur Ruhe, man verbrannte nur das Licht unnöthig und zum Reden hatte man am Tage Zeit.

Seit der Kirchweih war Wastl nur zweimal auf den Hof gekommen, jedesmal nur für kurze Zeit. Die Wunde am Kopfe hatte ihm einige Wochen zu schaffen gemacht und an das Haus gefesselt. Täglich war der Bader gekommen und hatte sie mit wichtiger Miene untersucht und eingerieben. Nur halten, nur halten, war zum Abschiede jedesmal seine Mahnung, sonst hilft kein Bader und kein Doktor mehr. Dem Wastl war dieses freilich

nicht angenehm, allein er mußte sich in Geduld fügen. Endlich war er wieder hergestellt und da war sein erster Gang auf den Romanihof, allein Monei war nicht daheim und so hielt er sich nicht lange auf. Von ihrer Mutter erfuhr er, daß sie noch einmal hinauf nach Walchensee zum Besuche des Waldbauern gegangen, da der Winter vor der Thüre und man nicht wissen könne, wie lange Weg und Steg noch zu passiren seien. Wahrscheinlich werde sie erst nach acht Tagen zurückkehren und dann ihm schon Botschaft schicken, damit er nicht noch einmal vergebens komme.

Schneller aber, als man es ahnte, kam der Winter. Monei war einen Tag zu Hause und wollte am andern Tage in das Dorf, um den Besuch Wastls zu erwidern, als sie durch einen frühzeitigen Schneesturm daran verhindert wurde. Bis zum Abende war alles so dicht bedeckt, daß man glauben konnte, es wäre schon Weihnachten statt Oktober. Es war ihr recht und doch auch wieder nicht. Jetzt wurden wenigstens die Abende heiterer, denn eine oder zwei Nachbarinnen kamen doch mit ihren Spinnrädern und daß sie wieder so von aller Welt einige Wochen abgeschlosse würde, wie es das Jahr vorher der Fall war. Dann kam ja auch der Wastl mit seiner Zither, es wurde gesungen und erzählt und im kommenden Frühling? Ei, wer wußte, was bis dahin alles geschah!

Der Winter schien aber ein strenges Regiment führen zu wollen. Der Schnee blieb liegen und von Tag zu Tag stieg die Kälte. Der Kesselberg war schon nicht mehr zu passiren und nur mit Mühe konnte die Verbindung zwischen dem Hofe und dem Dorfe aufrecht erhalten werden. Im ersten Heimgarten nun kam Wastl mit seinen beiden Schwestern Lisei und Franzi, zwei heitern Mädchen und ebenso gutmüthiger Natur, wie ihr Bruder. Es wurde da gerade noch nicht viel gesungen, denn Paul hatte den Wastl fast für sich allein in Beschlag genommen und dieser mußte nun vom Kriege erzählen, wobei dem Bauern mehr als einmal die Pfeife vor lauter Staunen und Bewunderung ausging. Ja hätte nicht Rosl gemahnt, daß es Zeit zum Heimgehen sei, der Neugierige hätte die ganze Nacht zugehört, ohne daß der Schlaf ihm in die Augen gekommen wäre.

Das Zweitemal jedoch wollten auch die Anderen ihren Antheil an der Unterhaltung haben. Als Paul wieder vom Krieg anfing, hieß es, daß man das Letztemal genug davon gehört habe, jetzt solle auch einmal etwas anderes aufgeführt werden, sonst träume man noch von den Soldaten und all dem andern Zeug. Dieser Erklärung gegenüber mußte Paul nachgeben, wollte er es nicht für immer mit den Seinen verderben. So wurde nun diesesmal fleißig gespielt und gesungen, während der Alte zuletzt hinter dem Ofen einschlief. Es war aber auch so traulich in der Stube, daß man sich wirklich wohl fühlen mußte. Der grüne Kachelofen spendete eine ganz angenehme Wärme und das Kerzenlicht, das in einem eisernen Leuchter auf dem Tische brannte, verbreitete gerade so viel Licht, als nöthig war. Dazu das Schnurren der Spinnräder, der Tiktak der Wanduhr, das heitere Lachen der Mädchen, es war gewiß ein Bild froher Häuslichkeit und Zufriedenheit.

„Aber schön wär's scho" meinte Franzi beim Abschiede zu Monei, „wenn Du auch amal zu uns kämst. Gehst fast am Haus vorbei, aber nei nit."

„Soll a Wort sei," erwiderte sie, „am Sonntag nach der Kirche b'such i enk und nachher könnts schaun, wann i wieder fortgeh!"

„Die G'fahr kann ma aushalt'n," meinte Lisei. „Ueber Nacht bleibst nit und wenn a, in unsrer Kammer wär scho no a Bett."

Dem Wastl mußte sie das Versprechen noch einmal unter der Hausthüre wiederholen, dann traten Bruder und Schwester den Heimweg an.

Die Zeit bis zu diesem Sonntage kam Monei ewig lang vor. Sie wäre eigentlich schon den andern Tag lieber nach Kochel hinüber, wenn sie nur eine passende Ausrede gefunden hätte. Obwohl noch kein Wort zwischen ihr und Wastl gesprochen wurde, so wußte sie doch, daß dieser sie liebe und sie war sich ebenfalls klar geworden, daß sie ihm so recht von Herzen gut sei. Doch hätte sie es gerne aus seinem Munde gehört und dann wäre es ja auch für sie nicht mehr nothwendig gewesen, ein Hehl daraus zu machen.

Sie paßten ja vollkommen zusammen und die Eltern würden gewiß nicht nein sagen, weder Wastls Mutter, noch die Ihrigen. Er war ja der ordentlichsten Burschen einer und das Bischen, das sie vielleicht mehr wie er hatte, gab doch keinen Ausschlag. Einmal mußte sie heirathen, und da wär es immer besser, früher wie später. Ob er aber sie wirklich liebe? Zuletzt tauchten auch Zweifel in ihr auf und dann war sie stundenlang in gedrückter Stimmung und wußte manchmal nicht, was sie gerade that. Doch nein, das war nicht möglich, seine offenen Augen konnten nicht lügen.

So kam endlich der ersehnte Sonntag. Sorgfältiger wie sonst richtete sie ihre Haare, das Beste zog sie aus dem Kasten und wohl ein Dutzendmal betrachtete sie sich im Spiegel, ob ihr auch alles gut stehe. Nicht des Wastls wegen that sie dieses, o nein, sondern seiner Mutter wegen, damit sie auf diese einen guten Eindruck mache. Lange bevor man in die Kirche läutete, befand sie sich auf dem Wege und als sie im Dorfe ankam, wußte sie selbst nicht, warum sie so früh von zu Hause fort sei. Auch der Gottesdienst dauerte ihr heute viel zu lange, sie meinte, daß sie das Amen kaum mehr erleben werde. Wenn es auf sie angekommen wäre, würde sie die Erste zu der Kirchenthüre hinaus gewesen sein, so aber mußte sie ruhig abwarten, bis die Männer sich alle entfernt hatten und die Reihe an sie kam. Statt aber jetzt zu eilen ging sie ganz langsam und bedächtig um die Kirche herum und schlug erst dann den Weg zu Wastl Haus ein. Es mußte den Anschein haben, als ob es ihr gar nicht so sehr pressire, man hätte ja leicht an ihrer Eile bemerken können, daß Nebenabsichten damit verbunden wären.

Die Freundlichkeit und Herzlichkeit, mit der sie besonders von der alten Rembald empfangen wurde, that ihr wirklich wohl, weil ihr dieses ein Zeichen war, daß sie da sicher auf keine Hindernisse stoßen werde. Die Schwestern nahmen sie nun gleich mit und zeigten ihr das Haus von oben bis unten, als wenn sie schon auf der Brautschau da wäre. Nach diesem wurde sie wieder in die Stube geführt und nach altem Herkommen bewirthet.

Wo war denn aber der Wastl, daß dieser sich nicht sehen

ließ? Lisei mochte ihr diese Frage am Gesichte ansehen, weßhalb sie auch öfter an das Fenster trat und hinausblickte. „Der Wastl muß jetzt doch bald kommen," meinte sie dann. „Kirch is scho lang aus und beim Burgermeister sollt er doch scho fertig sei. Richti, da kommt er ja und wie er lauft."

Monei sah in der Schnelligkeit nur mehr einen Schatten an den Fenstern vorbeihuschen, gleich darauf trat der Ersehnte in die Stube. Nun ging das Gespräch erst recht an und die Zeit verfloß, man wußte gar nicht wie. Endlich mußte Monei doch aufbrechen; für einen ersten Besuch war sie so schon zu lange geblieben, aber noch das Versprechen abgeben, von nun an, wenn sie in das Dorf komme, bei ihnen einzukehren.

Wastl erklärte, sie ein Stück Weges begleiten zu wollen. Es war ein klarer Wintertag. Die Sonne hatte sich einmal wieder nach langer Zeit sehen lassen, blendete aber dafür mit ihrem Scheine den Wanderer auf der Straße, denn alles um ihn glich einem unendlichen Schneemeere. Der See war bis in die Mitte zugefroren, nur dort zeigte er noch einige offene Stellen, die aber ebenfalls sich bald schließen werden. Die Berge boten einen prachtvollen Anblick, denn die weiße Decke, in die sie eingehüllt waren, hatte auch ihre Reize, und ließ die Umrisse nur deutlicher hervortreten. In den Wäldern drückte die Last des Schnees der Bäume Zweige fast zu Boden und besonders die jungen Tannen sahen aus wie Eispyramiden. Auch der Winter hat seine Reize und besonders im Gebirge.

Als die Beiden durch das Dorf dahin gingen, wurde ihnen von gar manchem Fenster aus nachgeschaut und wenn sie alle diese Bemerkungen hätten hören können, die nun gemacht wurden, sie hätten mehr erfahren, als sie bis jetzt selbst wußten. Nachdem sie zuerst von gleichgiltigen Dingen gesprochen, fragte Wastl nun, wie es ihr denn eigentlich bei ihm gefallen habe.

„Recht gut," antwortete sie unbefangen, „es is ein hübsches Heim und Deine Leut sind a recht lieb."

„Ja siehst, Monei, dös is nun so a Sach," fuhr er etwas

verlegen fort, „da war i heut nach der Kirch beim Bürgermeister wegen der Uebergab.“

„So?“ fragte das Mädchen überrascht. „Willst am End heirath'n?“

„Laß mi nur ausred'n,“ entgegnete er. „Dös hast g'sehn, daß bei der Muttern nimmer recht geht, die is ja scho a gute Sechzig und hat si ihr Lebtag g'nug g'schunden und plagt. Da hat's die vorig Woch nach'm Nachtessen g'meint, 's wär an der Zeit, daß a in d'Ruh kommt und i 'sAnwesen übernehmen soll. 's Lisei heirath naus nach Tölz nach dem neuen Jahr und so viel i merk, wird d'Franzi a nimmer lang z'Haus sei.“

„Da hat aber keine nix g'sagt und nix merk'n lass'n,“ unterbrach ihn Monei.

„Man redt über solche Sachn erst, wenn alls in Ordnung is,“ entschuldigte er und fuhr dann fort: „Wegn der Uebergab bin i also beim Bürgermeister g'wesn und der hat mir g'sagt, es hab gar kein Anstand von der Gmeind' aus und i soll nur machen, daß die G'schicht bald vorwärts ging. Und wenn dann dös g'schehn is, dann brauchet i halt a bravs Weib in's Haus, die mi gern hätt und mei Muttern mit hin kommen lasset.“

Moneis Herz klopfte höher. „Ja, da mußt Dir halt eine suchn,“ gab sie mit etwas gedrückterem Tone zu Antwort, „s'gibt g'nug im Dorf und in der Gegend.“

Jetzt blickte sie Wastl groß an. Wollte sie ihn nicht verstehen, oder ließ sie sich nichts merken?

„I mein,“ begann er dann wieder, „i brauchet nit lang z'suchen, i hätt schon eine g'funden.“

„Was Du nit sagst,“ meinte sie, blickte aber dabei fest zu Boden.

„Ja und zwar eine,“ fuhr er lebhafter fort, „die's schon wissen könnt, daß is recht gern und lieb hab und die i zu mein Weib möcht. Es ist die selbig, die am Kirta an armen Teufel in Schutz g'nommen hat und ihm nix hat thun lassen. Kennst die nit?“

„Wastl!“ rief jetzt das Mädchen aus.

„Ja, Monei heißt's,“ entgegnete er. „Damals hab i mir

denkt, wer gegen die arme Leut a so a guts Herz hat, der muß gegen die eignen no besser sei. Und daß i Dir's grad raus sag, glei wie i Dich wieder g'sehn hab, is mir's da drin so kurios word'n, i weiß heut no nit recht wie. Und so frag i Di, willst mei Weib werd'n, Monei? I bin zwar nit reich, dös weißt selber; aber a Bisserl is scho da und wenn wir z'samm schauen, kann's gar nit fehlen."

Er blieb stehen um ihre Antwort zu erwarten und sah ihr offen in die Augen.

„Hast mi offen g'fragt, wie a ehrlicher Bursch, warum soll i Dir nit grad so Antwort gebn," erwiderte sie, zupfte aber dabei doch verlegen an der Schürze. „I mein, Du hast's eh scho kennt, daß mirs anthun hast, drum bist a heut so keck. I mag Dich Wastl, recht vom Herzen gern und wennst mi als Dei Weib haben willst, sag i ja, nur mußt mit mir vorlieb nehmen, wie i halt bin. Da hast mei Hand drauf und daß siehst, daß mir's ernst is, werd is heut no die Meinen sagn. Also mach Dei Sach in Ordnung und nachher kannst kommen, wenn Du willst."

Einen Juchzer ließ nun der Bursche ertönen, daß man es weit und breit hören konnte. „Siehst, i hab' mi halt doch nit in Dir täuscht," fügte er dann bei. „Deine Augen ham mirs g'sagt, wies in Dein Herz drinnen ausg'schaut hat."

„Und die Deinen hab'n di a verrath'n," war ihre Antwort. „So san wir alle zwei quitt. Jetzt kehr aber um, dös Bisserl Weg no, is nit der Müh werth. Grüß mir die Deinen recht schö, und wenn Du morgen Abend kommst, lieb is mir a Bisserl früher, vor die Andern da san, kannst mit mein Vatern red'n, bis dahin weiß er Alles."

„Und die Meinen werden schauen, wenn i jetzt die Nachricht heim bring'. Heut könnt i glei tanz'n und spring'n vor lauter Freud," erwiderte er.

Die Bäume des Waldes sahen den ersten Kuß der Liebe, der eigentlich aber kein Ende nehmen wollte, bis Monei ernstlich in ihn drang, zu gehen, es könnte leicht sein, daß eines vom Hofe komme und da möchte sie doch nicht so überrascht werden.

Lange hörte sie aber noch sein Jodeln auf dem Rückwege, der Beweis, wie wohlig es ihm ums Herz war. Doch auch das Mädchen ging nachdenkend dem Hofe zu. So war es also ausgesprochen, das Wort, das sie für immer verband, die Stunde gekommen, die sie so oft heimlich herbeigesehnt hatte. Sie war glücklich, das fühlte sie und getrost konnte sie nun der Zukunft entgegensehen.

Heiter lächelnd betrat sie die Wohnstube, man mußte es ihr ansehen, wie zufrieden und beglückt sie war. Ihr Vater jedoch, der hinter dem Ofen saß, betrachtete sie nicht, im Gegentheile mußte sie unwirsche Worte hören.

„Ist jetzt erst die Kirche aus," brummte er, „da muß der Herr Pfarrer heut' a lange Predigt g'halten hab'n, wahrscheinli von de Weibsleut, die beim Ratsch'n all's vergeß'n. Sag mir nur grad, wo Du so lang g'wes'n b'st? 's is glei zwölf und wann i Du g'wesen war, hätt i g'schaut, daß i z'Kochel a was z'Mittag kriegt hätt, 's wär in einem hingangen."

„Sei nur nit glei so aufbracht, Vater," erwiderte sie, i werd Dirs heut scho no sag'n, warum. Uebrigens is ja heut Sonntag, und da hab i g'wiß nix versäumt."

„D'Mutter laßt alloa in der Kuchel," fuhr er aber fort, „braucht kei Hilf, natürli von so an groß'n Deandl."

„D'Mutter hats scho g'wußt, daß i nit eher heimkomm," entgegnete sie.

„So, so, es zwei seids allwei ei Sinn," meinte er noch zum Schlusse, „da hat unsereins nix mehr drein z'red'n."

Das Mädchen verließ die Stube, die Vorwürfe des Vaters konnten sie heute nicht kränken, Nachmittags, das wußte sie, werde er anders denken.

Martl war der Erste, der bemerkte, daß eine Veränderung mit der Schwester vorgegangen sein müsse. Allein alle Fragen, die er deßhalb an sie richtete, wurden nur ausweichend beantwortet, und zuletzt gab sie ihm zu verstehen, daß sie bisher der Meinung war, nur die Weiber und Deandeln seien neugierig, jetzt sehe sie aber, daß es auch die Burschen seien. Sie half der Mutter noch

in der Küche, dann trug sie das Essen auf, das in der gewohnten Schweigsamkeit eingenommen wurde. Nach dem Tischgebete wollte sich der Romanibauer, wie an Sonntagen gewohnt, nach dem Dorfe begeben und befahl deßhalb Monei, seinen Rock und Hut aus der obern Stube zu holen. Als dieses geschehen und er gerade im Begriffe war, sich umzukleiden, sprach Monei bittend zu ihm: „Würdest mir scho was rechts Liebs thun, wennst noch a Bisserl da bliebest. I hätt Dir und der Muttern was Wichtigs z'sagn."

Ueberrascht über diese noch nie gehörte Anrede drehte sich Paul um und sah das Mädchen betroffen an. Auch die Mutter trat näher und schüttelte ein wenig mit dem Kopfe, weil sie nicht recht begreifen konnte, wo das eigentlich hinaus wollte.

„Was Wichtigs hast uns z'sagn?" fragte nun Paul. „Was soll dös sein?"

„I bin heut beim Wastl seine Leut in Heimgarten g'wesn," begann sie dann feuerroth im Gesichte werdend, „weil sie a zu uns kommen. Eine Ehr is die andere werth."

„So," meinte der Bauer für sich.

„Und wie i fort bin, hat mich der Wastl a Stück weit begleit und da auf'm Weg, da hat er mir g'sagt," sie stockte ein wenig, „nu halt g'sagt, daß er mi so gern hätt und ob i," wieder hielt sie eine Weile inne, „ob i halt nit sei Weib werden wollt."

Sie schwieg nun und blickte verlegen auf Vater und Mutter, um zu erforschen, welchen Eindruck diese Nachricht auf sie hervorbrachte. Der Mutter Lächeln bewies ihr, daß diese nichts einwenden werde, der Vater jedoch machte ein sehr ernsthaftes Gesicht.

„Aha," sagte er, „jetzt kenn i mi aus. Drum hast Du Di heut so herg'richt, is mir doch so was fast in Sinn kommen, daß was b'sonders sei muß und drum is ma so lang ausbliebn. Nur weiter."

„I hab's ihm versprochen," versicherte sie, „weil i ihn scho lang lieb, ohne daß er davon was g'wußt hat. Heimlichkeiten hab i vor Enk keine und deßwegn sag is Euch ganz frei und offen. Sei Mutter übergibt ihm, a braver Bursch is er, also wird's nix einz'wenden geben."

Klopfenden Herzens erwartete sie die Antwort des Vaters. Dieser ging ein paarmal in der Stube auf und ab, brummte ein hm, hm für sich und langte einigemale nach der Stirne, als ob er die guten Gedanken festhalten wollte.

„So redt einmal,“ begann nun die Bäuerin, „damit dös arm Deandl weiß, wie's dran is. Steht so da, als wenn ihr d'Hennen s'Brod wegpickt hätt'n. Was do lang z'denk'n und z'studirn gibt, seh i gar nit ein, mir is der Wastl recht und gut, und Du wirst a nit viel anders reden können.“

Paul blieb vor Monei stehen. „S'is schö und a recht von Dir,“ begann er nun, „daß mit Deine Eltern so offenherzi g'redt hast, i hab's a gar nit anders erwartet von Dir. Daß d' an Wastl magst, nimm i Dir gar nit übel, er is a sauberer Bursch, hat a gut's Herz und 's Lob von Jedermann. Daß er a Schneid hat, dös zeigt sei Auszeichnung, und weg'n Geld z'halber? No, da müßt ihr halt seh'n, wie ihr euch weiter bringt. Auf Viel' kannst nit rechnen, was i thun kann, dös g'schieht so. Aber muß denn jetzt scho g'heirath sei, bist no so jung; in dem Alter, wo andere Deandl, erst recht munter werdn und Du willst scho dös Kreuz auf die lad'n? Denk nur, g'heirath is nit Kapp'n tauscht und gar Manches kommt, von dem jetzt nix weißt. Drum hätt i halt g'meint, Du sollst no a Bißl warten, damit kommst alleweil noch früh genug.“

Das war keine abschlägige Antwort, das waren nur Bedenken, die leicht niedergeschlagen werden konnten. Monei gab ihrem Vater zum Danke die Hand und erwiderte ihm: „In einer Beziehung magst scho recht hab'n, Vater, jung bin i, dös is wahr. Aber schau halt, i kann a nix dafür, daß der Wastl hat kommen müss'n und wir zwei uns z'sammen g'funden haben. Wär er no draußen im Krieg, hätt i an's Heirath'n vielleicht no lang nit denkt. Und dös muß i Dir scho sag'n, solche Bursch'n wie der, die kommen nit alle Tag, die san rar, und an Schlecht'n hätt' i scho so nit mög'n. Also wird nix anders übrig bleiben, als i nehm ihn jetzt, denn lang wart'n wird er a nit woll'n.“

„Und wann habt's denn eigentli scho g'meint, daß d'Hochzeit sei soll? fragte Paul.

„Da drüber hab'n mir no gar nix g'redt," antwortete sie. „Heut hab'n wir kei Zeit dazu g'habt und dös kannst übrigens selber mit ihm ausmach'n, wenn er morgen Abend in Heimgarten kommt. Jetzt is November und da wär mei Meinung halt so gegen d'Fastnacht zu. A Zeit braucht ma auch, bis ma sei Sach herricht und i weiß, daß Di Du da nit anschau'n laßt."

„Freili," unterstützte nun auch Rosl ihre Tochter, welche die Sache schon als abgemacht betrachtete. „Do gibts gar viel z'machn und z'richt'n. Da muß d'Nahterin glei die nächst Wochen kommen und vor Heili drei König kommt's nimmer aus'm Haus."

„No stad, no stad," erwiderte ihr Paul, „so weit san mir alleweil no nit. 's Erst is jetzt, daß i mit dem Wastl und seiner Mutter red, is heut nit, is morgen. Na kann ma anfangen, wenn ma will, aber no eins nach dem Andern."

Mit diesem Bescheide mußten sich Mutter und Tochter begnügen. Paul machte sich nun fertig zum Ausgehen. Als er schon die Thüre in der Hand hatte, wandte er sich nocheinmal zu den Beiden, und sprach spöttisch: „Heut werd' i wahrscheinli länger ausbleib'n dürf'n, d'Zeit wird enk nit lang werd'n, denn z'ratsch'n habt's jetzt g'nug."

Martl hatte kein Wort gesprochen, erst als der Vater fort war, begann er: „Hab' i vorm Essen nit recht g'habt, Monei. Nit wahr, i habs kennt, daß Di was druckt. So, so, also den Wastl krieg i als Schwagern. I hätt Dir's zwar scho lang sag'n können, wenn i g'wollt hätt. Aber i hab mir immer dacht, no Zeit lass'n, es kimmt alles no. Und da hast es jetzt."

„Is er Dir vielleicht nit recht?" fragte sie entgegen. „Schau Du, daß i a so a gute Schwagerin krieg, wie Du an Schwager, na bin i scho z'friedn."

„Der Liebst is er mir vor Allen," war seine Antwort, „dös darfst glauben, da fehlt si nix. Wegn der Schwagerin aber, wartst halt no a Jahrln zehn, na reden mir wieder davon."

Daß zwischen Monei und ihrer Mutter den ganzen Nach-

mittag nichts anders als von der Aussteuer gesprochen wurde, war natürlich. Ja die Vorsorge ging sogar so weit, daß Beide in die schöne Stube hinaufgingen und den Leinwandkasten einer gründlichen Prüfung unterzogen. Und obwohl derselbe von unten bis oben gesteckt voll war, fanden doch nicht viele Stücke Gnade vor ihren Augen und gar manches wurde wieder zurückgelegt, weil es entweder zu grob oder schon zu alt war.

„Da heißt's no fleißig spinnen bis Neujahr," versicherte Rosl. „Is der ganz Kasten voll und kann man so weng brauch'n. Aber es is halt a Bisserl gar z'schnell kommen die Heirathsg'schicht, da hätt i eher denkt der Kesselberg fallet ei, als dös."

Mit solchen Betrachtungen ging es fort, bis in die Nacht hinein und Monei träumte noch von Leinwand und Hochzeitsstaat und sah sich schon bräutlich geschmückt, am Altare stehen.

Der Vater verlor am andern Tage kein Wort darüber. Als der Abend und mit ihm Wastl früher als gewöhnlich kam, mußte er mit hinauf in die obere Stube und ebenso Rosl, da sie als zukünftige Schwiegermutter von allem Kenntniß haben mußte, was besprochen und ausgemacht wurde. Lange dauerte die Unterredung, während welcher Monei wie auf Kohlen stand und außerdem noch manches Scherzwort Martls anhören mußte. Als alle drei wieder herabkamen, erkannte sie schon an den zufrieden lächelnden Gesichtern, daß es nach Wunsch gegangen sei.

„So, Hochzeitsleut," sagte Paul bei seinem Eintritte in die Stube, „jetzt wär alles so weit in Ordnung. I bitt nur unsern Herrgott, daß Enker Vorhaben gut ausfällt, daß es christliche ehrbare Leut seids und bleibts, Enkere Kinder aufziehts, daß Ihrs vor Gott und die Menschen verantworten könnts, na wird's Euch am Segen von Oben gewiß nit fehl'n. Deiner Mutter, Wastl, sagst, daß i am nächsten Sonntag mit der Monei komm, und so Gott will, is nachher z'letzt g'redt drüber."

Das war nun eine Freude und ein Danksagen von den Beiden, daß sie fast gar nicht damit fertig wurden. Der Mutter Rosl aber rannen die hellen Thränen über die Wangen. Geradeso war es ihr gewesen, als der Paul um sie freite und

wort von ihren Eltern erhielt. Es war eine schöne, glückliche Erinnerung.

Im Heimgarten am Abende ging es erst lustig und munter zu. Monei hatte Sorge getragen, daß es an nichts fehlte. Bier, und Schnaps, Nudeln und geräuchertes Fleisch waren dazu bestimmt, ein solcher Tag kam ja nicht wieder.

„Du bist a glücklichs Deandl," sprach Nannei zu Monei mit einem tiefen Seufzer, „Du stehst doch scho am Ziel. Wanns bei mir a amal so weit is, dös weiß kei Mensch. I glaub, daß eher d' Benediktenwand in Walchensee neifallt, als i und der Veri z'sammkommen."

„Leider Gott, daß bei Euch so is," tröstete die Glücklichere. „Aber man kanns ja nit wiss'n, wie's geht, auf einmal kommt was, an dös ma gar nit denkt, und g'holfen is."

„Gott geb's," meinte Nannei. „Lassen thu i vom Veri nit, wie er nit von mir und wenn wir so steinalt werden, als wie der Kaiser, der im Untersberg sitzt. Aber lieb wärs mir, wenns nit nothwendig wär."

Ein lustiger Ländler, den Wastl nun spielte, war selbst im Stande, die Traurigkeit der Einödbauern-Tochter zu verscheuchen. Bald kamen auch die G'sangln dran, und immer lauter wurde es in der niedern Stube, gerade, als ob noch einmal Kirchweih gefeiert würde. Getanzt wurde nach Herzenslust und selbst dem Bauern kam es noch einmal in die Glieder und Rosl mußte sich mit ihm drehen, ob sie wollte oder nicht.

„Müssens doch vorher probieren, vor dem Deandl seiner Hochzeit, ob's no geht, sonst lachen uns d' Hochzeitsgäst aus," scherzte er.

Als auch diesem Vergnügen Genüge geleistet war, wurde Martl, der Belesendste von allen, aufgefordert, etwas zu erzählen.

„Aber was, dös recht gruselt," forderte Nannei auf.

„Oder von die Geister," rief des Kirchenlenz Marie aus.

„Na fürcht i mi, wenn i heimgeh," wehrte eine andere ab. „I muß fast d' Hälft Weg allein gehn."

„Narrisch Ding, schau Dir um ein Schatz, na is Dir glei g'holfen," meinte Veri, „der begleit Di dann gern heim."

„Da bin i spät dran," erwiderte diese schnell und spöttisch. „Kein Andern hätt i wolln als Di, Du bist aber nimmer zum hab'n, drum bleib i ledi."

„Da hast Dein Theil," lachte Martl. „Ja, fang nur mit die Deandl was a, nachher bist immer der G'foppt!"

„Der Müllersepp sieht di gern," wollte Veri die erhaltene Scharte auswetzen. „Meinst i weiß nit, daß D' a paar Tag vor Allerheiligen fast a Stund bei ihm vor der Mühl g'standen bist. Wenn i an Stuhl g'habt hätt, hing'stellt hätt'n i Euch, daß Ihr nit so müd seid's worden."

„Der Müllersepp?" meinte das Mädchen. „Geh zu, dös is Dei Ernst nit. Dös war mir grad der Rechte. In der Mühl' siehst den am wenigst, die meist Zeit sitzt er im Wirthshaus. So an G'spreizten krieg i no alleweil, wenn der ganz Markt aus is, Gestern hättest glei sehn können, wies mir um ihn is. I bin an ihm vorbeigegangen, und hab ihn gar nit ang'schaut."

„Martl erzähl," fiel jetzt s'Nannei ein, um das Gespräch abzubrechen. „S'ist gleich was. Hast ja g'nug so Klosterg'schichten im Kopf von Schlehdorf oder Benediktbeuern."

„Aber stad*) müßt's sei, nix drein red'n," verlangte dieser.

Nun ruhten auf einmal alle Spinnräder. Die Mädchen rückten näher gegen den Tisch, um besser zu hören. Die Burschen und der Bauer nahmen die Ofenbank ein, vollständige Stille herrschte.

„Damit si Deandln nit z'fürchtn brauchn, wenns heimgehn," begann nun Martl, „will i Enk von Schlehdorf drüb'n was erzähln, grad so, wies der alt Pater Kellermeister, Gott hab ihn selig, a mal mir g'sagt hat. Also jetzt gebt's Acht. Die groß goldig Monstranz, die kennts es alle. Die is massiv und kaum zum Heb'n vor lauter Schwere. Aber dös wißt's nit, wo d'Herrn dös Gold dazu herg'nommen habn. No seht's, dös is so gangen. Drobn am Heimgarten auf der Käseralm, die dem Kloster g'hört

*) Still.

hat, is a mal während die heilig'n Zeitn, immer a kleins Bergmannl kommen und hat in d'Felsn a Loch nei gschlagn. Dös hat er über Jahr und Tag so triebn, bis tief g'nug gwesn is; dann is er nunter in's Kloster, als a blutarmer G'sell, s'war mitten im Winter, hat an der Pfort'n g'litten und um a Almosn bitt. Der Pfortner, wie er den armen Burschen g'sehn hat in dem leichten G'wandl, den's g'froren hat, daß nit zum sag'n war, hat ihn glei eini gehn heißen und in's warm Stüberl nei g'führt, hat no besser eig'schürt und is nachher mit an Krug Bier und a warmer Suppn kommen und hat zu ihm g'sagt: So segens Dir Gott, laß Dir's no recht schmecken. Dös hat a der G'sell than und bald is er mit Allem fertig g'wesn. Der Pfortner hat ihn nachher g'fragt, wo er denn eigentlich hin wolle, bei der Kält'n und mit dem leichten Gwand, wo hint und vorn s'Fleisch rausschaut. Nach Münchn hat er g'sagt, da will i sehn, daß i a Arbeit krieg. Was bist denn eigentli für a Mensch, hat nachher der Pfortner wieder g'fragt, was hast denn g'lernt. Da hat der Fremd z'lachn ang'fangen und hat ihm zur Antwort geb'n: ja wenn i was g'scheids g'lernt hätt, laufet i net so rum. So kann i nix, wie Stoaklopfn. Dös is freili nit viel und a dummes G'schäft, hat der Ander wieder drauf g'sagt. Wenns was anders wär, hätt i Di im Kloster da g'haltn, so kann i aber nix machn. Aber a Bißl an andern Anzug will i Dir gebn, daß nit so erfriern mußt. Drauf is er wieder fort und wie er kommen is, hat er an warmen Mantel bracht und ihm gebn. Der hat für tausendmal gelt's Gott g'sagt und is fort. Wie nachher der Pfortner wieder in dös Stübel neikommen is, sieht er an Zettel aufm Tisch liegen und neben dort a Bröckel was gelb's liegen. Wie er den Zettel g'lesen hat, is er fast in Ohnmacht g'falln. Da is drauf g'standen: Weil ihr gegen die armen Leut so gut seid, will i euch belohnen. Am Christi Himmelfahrtstage gehts nauf am Heimgarten. Wo die ober Alm a End nimmt, werds a Quellen find'n, die aus dem Felsen, der g'rad auffsteigt, rausfließt. Da legts a Sieb über Nacht drüber und am Morgen holt's ihr wieder. Da werdet ihr lauter Körner finden, wie a Waizen so groß und dös is lauter pures Gold. Sagt's

aber kein Menschen, sonst is vorbei und 's Wasser lauft nimmer. Der Herr Prälat hätt's natürli nit glaubt, wenn er nit d'Schrift und dös Bröckerl in der Hand g'habt hätt. Wie man's untersucht hat, is richti lauter Gold g'wesen. No, dös is richti, daß am Himmelfahrtstag nauf sind, und haben's Brünnerl aufg'sucht und's Sieb neiglegt. Am Morgen is voll Gold g'wesen und wies dann soviel beisamm g'habt hab'n, daß g'reicht hat, habens die schön Monstranz machen lassen. Nach viele Jahr hat doch einmal aaner von den Herrn plaudert, als er g'fragt worden is, woher der groß' Reichthum vom Kloster kommt. Wies aber am andern Tag raufkommen san, is Sieb und s'Brünnerl fort g'wesn. Es soll zwar scho no da sei, aber nur a Sonntagskind kann's finden. S'muß seit der Zeit kei Solches nauf kommen sein. Jetzt wißt ihrs, woher die Monstranz stammt."

Mit offenem Munde war ihm zugehört worden und als er nun geendet hatte, meinten die Meisten, wenn nur sie auch Sonntagskinder wären, sie gingen ja gerne auf den Heimgarten und würden schauen, ob sie das Goldbrünnlein nicht finden würden. Da hob die Uhr zum Schlage aus, und verkündete, daß es zehn Uhr sei.

„Na dös is nit übel," rief die Marie aus, „kei Mensch hat vor lauter Hör'n auf d' Uhr g'schaut und i hätt um neuni scho z'Haus sei soll'n. Da wird d'Mutter wieder greinen*) und z'letzt darf i den ganzen Winter nimmer fort."

Schnell wurde jetzt von Jedem eingepackt und in einer Viertelstunde waren die Bewohner allein im Hause.

Die Neuigkeit, daß Monei mit dem Wastl Hochzeiterin sei, hatte in wenigen Tagen die Runde in der ganzen Gegend gemacht. Aber was diesesmal werkwürdig war, das böseste Weib hatte an dem Paare nichts auszusetzen, nichts zu bemängeln, im Gegentheil, wurde ihm alles Lob gezollt.

Paul kam, wie versprochen, am Sonntag darauf mit Monei zu Wastls Mutter, wo noch einmal alles besprochen und vereinbart

---

*) zanken.

wurde. Lisei und Franzei erhielten ihr Heiratgut nun auch ausgemacht, der Austrag wurde genau bestimmt und schon am andern Tag fuhren alle Betheiligten im Schlitten nach Tölz, um die Uebergabe und den Heiratsvertrag gerichtlich bestätigen zu lassen. So wäre nun Alles in Ordnung gewesen, wenn es das Schicksal nicht anders beschlossen hätte.

Beim Bruckbräu hatten sie ihr Fuhrwerk eingestellt. Als sie von dem Gerichte herabkamen und sich an Speise und Trank gütlich thaten, kam ganz unvermuthet der Einödbauer herein, der seine Augen nicht weit aufriß, als er die Gesellschaft so heiter beisammen sah.

„Ja was hast denn Du heut z'thun z'Tölz?" fragte ihn Paul. „Wennst zu uns hersitz'n willst, Peter, Platz gibt's für Di scho no."

„Wenn d'Hochzeitleut nix dagegen hab'n," antwortete er. „No habt's Alles scho in Ordnung?"

Wastl und Monei rückten näher zusammen, daß er neben Paul zu sitzen kam und boten ihm den Trunk an, den er auch auf eine glückliche Ehe annahm.

„Warum i heut z'Tölz bin," erwiderte er dann erst dem Romanibauer, „dös is so a eigene Sach. I hab wegen mein Brudern in Schlehdorf drüben mit'n Herrn Landrichter g'redt, ob er denn die Wiesgründ und dös Holz am See nüber nit kaufen könnt, die no eigentli zum Kloster g'hören, weils ihm grad so günstig an sein Theil lieg'n. Der Bruder is a bissel krank und da hat er mi g'schickt. S'wär aber g'scheidter g'wesen, i war z'Haus blieb'n denn der Herr Landrichter hat g'sagt, daß die nie hergeb'n werd'n, weil wahrscheinli der Küni*) die ganz G'schicht will, damit d'Jagd besser wird. Jetzt darf i morgen wieder nüber, damit ers weiß. So vertragt ma sei Zeit unnöthi."

„Hast's ja nur Deim Bruder thun, und versäumen wirst jetzt g'rad a nit viel," meinte Paul. „I muß a d'Zeit jetzt vertrag'n mit den zwei Leut."

---

*) König.

„Ja dös is was anders," entgegnete der Einödbauer. „Dös is Dei Deandl und da hast a Dei Freud dabei."

Paul drehte seinen Stuhl, damit er seinem Nachbar besser in das Gesicht sehen konnte, nahm zuerst einen tüchtigen Schluck aus dem Kruge und fing dann an: „Laß Dir was sag'n, Peter, aber es darf Di nit verdrießen, wir zwoa kennen ja einander als Buben und da darf ma scho a Wörtl mehr red'n, wie a Anderer. Siehst dö Freud, die könntst scho lang haben. Dei Nannei ist g'wiß a Deandl, wie Dir nur eins wünschen kannst, fleißi und brav und hängt an ihre Eltern mit Leib und Seel. Du aber mit Deim eigensinnigen Kopf machst 's no ganz unglückli. Kann sie was dafür, daß grad mit dem Veri z'samm kommen is und können all zwoa dafür, daß Du mit dem alten Söldner so a dumme Feindschaft hast, die lieber heut als morgen aufgeb'n darfst. Was hast denn davo, nix als Zorn und an Unfried'n im Haus und vielleicht von Dein einzig'n Kind amal no n'Fluch in Bod'n nei. Is dös vielleicht gar christli denkt, oder weißt nit, was als Vater für Pficht'n hast. I glaub, Dir thät d'Ruh a anfangn gut und a richtiger Schwiegersohn war er, der Veri. Also gib a amal nach, in Deiner letzt'n Stund könnt's Di bitterli reuen, aber nachher is z'spät. Lassen thun die zwoa einander nit, auf dös darfst nit rech'na. 's Nannei hat a ihren Kopf auf und den hat's nit g'stohln, den hats nur g'erbt.

Der Einödbauer hatte eine solche Epistel wohl nicht vermuthet. Er rückte verlegen auf der Bank hin und her und wußte nicht recht, was er antworten sollte. Gegen diese Gründe konnte er nicht leicht etwas einwenden, deßhalb wurde auch seine Verlegenheit größer.

„Es geht nun einmal nit, i hab's g'schworn und dabei bleibt's," brachte er endlich heraus.

„Dummes Zeug mit Dein Schwören," entgegnete ihm aber immer eifriger werdend der Romanibauer. „I wett drauf, es kommt no a Zeit, wo Du anders denkst und Dein Schwur lieber nit than hättest. Da schau amal die zwoa an, die bringen vor lauter Freud d'Zähn gar nimmer z'samm und mi freut's mit. Und Dein Nannei und dem Veri und z'letzt Dir a, ging's grad

so. Geh b'sinn di besser und mach der G'schicht a End. Stehst viel besser vor alle Leut da, als wie a so."

„Sie gibt a nit nach," behauptete nun Peter, „und da seh i nit ein, warum g'rad is thun soll."

„Jetzt sei stad, dös is g'rad zum Lachen," war Pauls Antwort. „Was solls denn nachgeb'n. Solls an Veri lauf'n lass'n und ihn nachher wieder holn? Verlangt's denn was unrecht's. Geh', so mußt nit red'n!"

„Und i will nit und i mag nöt," erwiderte nun trotzig der Einödbauer.

„Da hast d'Wahrheit g'sagt, dös is und sonst nix anders," schloß Paul seine Ermahnungen. „Bei Dir hilft kei vernünftigts Red'n nix, also lassen wirs gut sei. Nix für ungut, i hab halt nur g'redt, wie is versteh und weil i Andere a gern glückli und z'fried'n sehn möcht."

Die beiden Hochzeitleut hatten sich zwar nicht in das Gespräch eingemischt, doch waren sie demselben aufmerksam gefolgt. Als Paul geendet hatte, fragte er sie, ob sie heim wollten, und als dieses bejaht wurde, gab er den Auftrag einzuspannen.

„Bist z'Fuß kommen, Peter?" fragte er diesen, „sonst kannst mitfahrn. Platz is g'nug."

„Hab beim Kerschbräu*) drob'n eing'stellt," erwiderte dieser kurz. „Fahr nur zu, mei Rapp holt enk do no ein."

Der Einödbauer blieb, nachdem die Andern fort waren, noch eine Zeitlang sitzen. Die Vorwürfe, die ihm Paul gemacht hatte, gingen ihm doch im Kopfe herum. Vor ein paar Tagen erst hatte er wieder mit seinem Weibe und Nannei deßwegen Verdruß gehabt und heute hatte ihm der Paul die Wahrheit offen in das Gesicht gesagt. Er dachte wohl zuweilen darüber nach, und dann sah er auch ein, daß er vollständig Unrecht that. Allein der Schwur, den konnte er jetzt doch nicht zurücknehmen, nachdem er ihn so lange Jahre gehalten hatte. Und mit dem Söldner noch gar nahe verwandt werden? Nein, das ging nicht, mit dem besten Willen

*) Kirschenbräu.

nicht, dagegen sträubte sich Alles in ihm. So fuhr er mißvergnügt heim, ohne jedoch Paul zu erreichen, was ihm nur angenehm war, weil er sich etwas vor ihm schämte.

Am andern Morgen war er schon früh auf. Anstatt aber, daß er besser gestimmt aufgestanden, war er nur noch mürrischer geworden. Er rumorte im ganzen Hause herum, nichts war ihm recht, was am Tage zuvor geschehen war, und besonders war es Nannei, die seinen Unmuth fühlen mußte.

„'s wär besser," rief er ihr zornig zu, als er den Stall betrat, und diese gewahrte, wie sie den Kühen den Trunk in die Barren goß, „Du thätest auf Haus und Stall mehr acht geb'n, als an andere dumme Sach'n denkn. Nur a Stund wenn ma fort is, geht all's verkehrt. Für was bist denn da, als daß d'Ehehalten*) z'sammhaltst. Heut Nacht, wie i heimkommen bin, hätt sich der Rapp bald derrennt, so dumm is der Wag'n im Hof g'stand'n. Da sieht ma nix, aber sonst alls, was ma grad nit sehn sollt."

Nannei wußte wohl, daß, wenn sie jetzt etwas entgegnete, sie den Zorn des Vaters nur mehr anfachen würde. Sie schwieg daher und machte mit ihrer Arbeit weiter. Aber auch dieses war ihm nicht recht, denn so fand er weiter keinen Grund, seinem Unmuthe Luft zu machen.

„Wer hat den Wagen stehn lassen?" fragte er.

„Da mußt Deine Knecht frag'n," erwiderte sie jetzt doch, „die geh'n mich nix an, hast schon oft g'sagt."

Das war richtig, also konnte er weiter nichts mehr entgegnen. Er verließ den Stall, schlug aber die Thüre so heftig hinter sich zu, daß sie in allen Fugen krachte.

Die Wohnstube war leer, die Bäuerin in der Küche mit der Bereitung des Frühstücks beschäftigt. Er sah durch das Fenster, um Wind und Wetter zu prüfen. Alles war pickelfest gefroren, wie der Bauer sagt und wenn sich der Nebel verzog, konnte man auf einen schönen, klaren Tag rechnen.

„Da geh ich heute hinüber nach Schlehdorf," sprach er zu

---

*) Dienstboten.

sich selbst, als er mit seinen Beobachtungen zu Ende war. Das Rappl hat gestern so g'nug ausg'halt'n, und 's wird ihm 's Ausruh'n scho wohl thun."

Als die Knechte und Mägde um die dampfende Schüssel saßen, ging das Donnerwetter über ihre Unordnung und Nachlässigkeit noch einmal los. Dann wandte er an sich an sein Weib: „I geh' jetzt nach Schlehdorf zum Brudern nüber, auf d'Nacht bin i auf alle Fäll wieder z'Haus. 's is trock'n und fest g'forn, da geht sich's leicht. Hüt mir 's Haus gut, wenn unsereins nit hint und vorn is, so is so nix."

Er legte den Mantel um, holte einen tüchtigen Stock aus dem Winkel hervor, setzte die Pelzmütze tief in das Gesicht und verließ den Hof.

Die Dienstboten athmeten leichter auf, als er fort war, denn bei diesem Humor hätte es einen schweren Tag gegeben, wenn er zu Hause geblieben wäre. Noch so beruhigter gingen sie wieder an ihre Arbeit, die jetzt leichter und besser von Statten ging, als wenn der Bauer immer hinter ihnen gestanden und fortgeschimpft hätte.

Hinüber ging der Bauer an der Straße. Doch ärgerte er sich auch über diese, weil er einen weiten Umweg, des Rohrsees wegen, machen mußte. „Bin dumm g'nug," sprach er zu sich selbst, „daß i nit grad nüber bin. 's ist alls so fest g'forn, daß ein scho tragt, wenn i bei Zeit fort komm, mach is a so, wenigstens um a halbe Stund komm i früher z'Haus."

Wie er in die Wohnstube seines Bruders trat, war das Erste, daß er Mantel und Mütze wegwarf, eine solche Hitze herrschte darin. Andres lag aber dazu doch noch hinter dem Ofen auf der kleinen Bettstatt, er hatte auf das Neue den Frierer*) bekommen und klapperte fast mit den Zähnen.

„Gehts schlechter Andres," fragte der Peter. „Siehst, weiß Gott, nit gut aus."

„S'is a nit recht mit mir," antwortete dieser, „bald hab i

*) Kaltes Fieber.

Hitz, bald frierts mi. I weiß scho wo's herkommt, i hab im Herbst überseh'n, daß i mir Ader g'lassn hab, und da will dös heiße Blut halt naus und kann nit. I sieh scho, wanns nit besser geht, muß i scho no n' Bader z' Kochel holen lassn."

„Hast no gar nix braucht?" wollte der Bruder wissen.

„Was kannst brauchen," war die Antwort. „I hab scho allerlei probirt, aber nix hilft. I hab no a Glasl voll Kräutersaft da g'habt, von Klosterzeitn her, habs auf einmal austrunken, aber es hat a nix g'holfen, s' muß scho z'matt g'wesn sei. Aber sag mir Peter, bist s'Tölz g'wesn und hast was ausg'richt?"

„Dort bin i gestern g'wesn, aber sei thut's nix," berichtete er und theilte dem Bruder die Gründe mit.

„Dös is dumm," äußerte sich Andres. „Stünd mir all's so nah z'sammen und rausschlag'n könnt man scho a schöns Stück Geld aus dem Holz. 's hätt nit viel Arbeit braucht, hätt Bäum glei in See werfen können und auf der Loisach nunter. Es soll halt nit gehn, wie i's gern hätt, s'ist wie wenn's verhext wär."

„Aber du lieber Gott für wen sorgst und kümmerst Dich denn so?" fragte Peter. „Du und Dei Weib hab'n doch g'wiß z'lebn, mehr als g'nug, Kinder hast keine, also für wen?"

Der Kranke sah ihn zuerst groß an, bis er erwiderte: „Meinst vielleicht i wer nit alt? Kann ma dös wissen? Und was is ma denn, wenn ma kei Geld hat?"

„Dös is bei Dir nit der Fall, Du kommst kein Menschen auf d'Schüssel und wennst hundert Jahr alt wirst," behauptete der Bruder. „Also laß Dir die Gedanken aus'm Kopf, mach z'erst, daß bald wieder g'sund wirst, na denkst wieder an d'Arbeit."

„Ja willst scho wieder fort?" fragte Andres.

„I hab no a paar Gang z'machn, nachher komm i scho wieder vorbei," erwiderte Peter. Die Wahrheit aber war, daß es ihm zu heiß und dunstig in der Stube war, obwohl auch er einen großen Grad Wärme ertragen konnte.

Er ging in das Wirthshaus, das um diese Zeit völlig leer war. Die Wirthin rieb sich noch die Augen, als ob sie erst vom

Schlafe erwacht sei, doch als sie den Einödbauern erkannte, wurde ihre Miene etwas freundlicher.

„Du heut scho z'Schlehdorf?" war die Frage, indem sie nach einem Glase langte, um dem frühen Gaste das verlangte Bier zu holen.

„Hab müssen an Andres a Bißl heimsuchen," berichtete er. „Liegt no allweil."

„Soll letz*) mit ihm sei, hab i g'hört," meinte sie.

„Was kann ma sag'n," erwiderte er, „is halt a Mensch, der sich kei Stund a Ruh gönnt hat, und in die Jahr is er a scho, da kann's immer geh'n, wie's will."

Das Bier schien aber dem Bauern nicht recht zu munden, er machte ein bitteres Gesicht, als er einen Trunk gethan.

„Da scheints bin i heut z'früh kommen," wandte er sich an die Wirthin, „anzapft hast no nit."

„'s gibt keine Leut mehr am Abend," entschuldigte sie, „'s kommt fast kei Mensch mehr. I weiß nit, was dös is. Seit d'Herrn halt im Kloster fort san, is gar nix mehr im Dorf. Die haben viel mitg'nommen."

„S'is z'Bauern d'raußen a so," tröstete Peter, „da heißt's jetzt gar, daß a Münchner kauf'n will, und a Fabrik neikommt."

„Dös ging uns grad a no ab," ereiferte sich jetzt die Frau, „da bewahr uns Gott davor. Fremde Leut a no ins Dorf rein! Glei müsset mei Mann verkauf'n, i bleibet nimmer da."

„'s g'schieht jetzt viel, an das ma früher nit denkt hat, „meinte der Bauer, „aber wir könnens halt nit ändern. Hast an Schnaps? Dös Bier is mir doch z'matt."

Sie brachte ein Gläschen voll, setzte sich aber ihrem Gaste gegenüber und begann dann von den zukünftigen Aussichten zu reden, was wohl aus dem Kloster werden würde, und was sonst gerade die Zeit für einen Stoff bot. Damit verging so ziemlich der Vormittag. Peter besuchte noch einmal den Bruder und trat dann den Heimweg an. Er sah sich nach allen Seiten um, doch

*) schlecht.

das Wetter war klar und versprach auf die Nacht einen tüchtigen Frost, also konnte er es schon wagen, über das Moos zu gehen. Sah er, daß es nicht fest genug war, so konnte er immer wieder umkehren. Bei den letzten Häusern des Dorfes begegnete ihm der Seechristel mit seinem Sacke auf den Rücken, in dem er das erbettelte Brod heimtrug. Als er bemerkte, welche Richtung der Einödbauer einschlug, rief er ihm zu: „Geh' lieber an der Straß', es is nit fest genug, i habs probirt und is nit gang'n."

„Du wirst's versteh'n," entgegnete ihm der Bauer, „Du Damian. Glaubst Du vielleicht, Du bist g'scheidter wie i."

„Meintwegen," gab ihm der Christl mit auf den Weg, „aber daß i früher heimkomm, wie Du, dös weiß i g'wiß."

Peter betrat das Moos und war bald nicht mehr unter dem Röhricht und den verkrüppelten Föhren und Tannen sichtbar, während der Andere die sichere Straße einschlug.

Eine Viertelstunde ging es ganz gut. Der Bauer war heiter und guter Dinge, pfiff vor sich hin, doch ließ er die nothwendige Vorsicht nicht außer Acht und prüfte jede neue Decke, ob sie ihn auch tragen würde. Da er aber alle seine Aufmerksamkeit dem Boden zuwenden wußte, hatte er die Luft ober sich vergessen und erst als es auf einmal ein wenig zu dunkeln um ihn anfing, richtete er seine Blicke empor. Zu seinem Schrecken gewahrte er nun, daß ein dichter Nebel im Anzuge war, der sich schon nach allen Seiten verbreitete und ihm jede Aussicht hemmte. Verlegen blieb er stehen und überlegte, was nun zu thun sei. Zurück konnte er den Weg gerade so leicht verfehlen, wie wenn er vorwärts ging. Das Letztere war wohl das Beste, denn nach seiner Ansicht mußte er doch in der Mitte sein und wenn er geradeaus ging, konnte er bald das Ende erreichen. So tappte er in dem Nebel weiter, in der Hoffnung, so schnell dieser gekommen, könne er sich auch wieder verziehen. Je weiter er aber jetzt kam, desto weicher wurde es unter seinen Füßen und er sah nun, daß die Mitte des Moores ganz offen dalag und die Kälte hier keinen Einfluß hatte. Nach seiner Meinung aber mußte der Ausgang

nahe sein und obwohl seine Sicherheit und sein Muth nachließ, hoffte er immer noch noch auf ein gutes Ende.

Doch nur mehr wenige Schritte konnte er machen. Auf einmal wurde es Nacht um ihn, der trügerische Boden gab nach und fast bis an den Bauch sank er in den moorigen Schlamm. Zum Glücke ergriff er noch im Falle eine Föhre, an der er sich einhielt und auch sein dichter Mantel bot Wiederstand und rettete ihn vor völligem Versinken. Ein Verzweiflungsschrei entrang sich seinen Lippen, der aber von Niemand gehört wurde.

„Helfts, helfts," rief er, seiner Sinne kaum mächtig, in die Nacht hinein, bis ihm endlich in den Sinn kam, daß all sein Rufen vergebens und er von menschlicher Hilfe so weit entfernt sei. Der Angstschweiß trat ihm auf die Stirne, er fühlte, daß er immer tiefer sank. Sollte er hier so unvermuthet ein schauriges Grab finden?

Er tastete um sich und erwischte den Stamm der Föhre. Mit unsäglicher Mühe begann er sich emporzuziehen, neben dem Gestrüpp fühlte er festeren Boden. Allein nur langsam gelang es ihm, die Masse war zu zähe, es schien, als ob sie das Opfer, das sie schon halb umschlungen hielt, nicht mehr lassen wollte. Endlich, mit der äußersten Kraftanstrengung, gelang es ihm, auf den festeren Grund zu kommen, nun aber fiel er erschöpft nieder. Dem erstickenden Grabe war er entronnen, aber trostlos war immer noch seine Lage. Die Nacht sank hernieder, die ihm keine Hilfe bringen konnte, bis in die Mitte des Leibes war er voll Schlamm, vor Kälte und Näße zitterte er, und wenn die Kälte sich steigerte, so war er dennoch verloren. Er betete in seiner Herzensangst, er rief den Himmel um Gnade und Erbarmen an und gelobte, ein ganz anderer Mensch zu werden, als bisher. Es fiel ihm die gestrige Warnung Pauls ein, und er mußte gestehen, daß dieser recht prophezeit hatte. Sollte er Weib und Kind denn nicht mehr wiedersehen, sie nicht mehr um Verzeihung bitten können für das viele Leid, das er ihnen angethan?

Nicht rühren und wenden durfte er sich, wollte er nicht Gefahr laufen, wieder der trügerischen Stelle nahe zu kommen.

Zum Glücke hatte er seinen Mantel gerettet und in diesen, so naß er auch war, hüllte er sich fester ein. Auch seinen Feuerzeug fühlte er in der Tasche, und damit stieg ein Hoffnungsschimmer in ihm auf. Verzog sich am anderen Tage der Nebel, so konnte er vielleicht die Föhren in Brand setzen und der aufsteigende Rauch verrieth die Gegend, in der er sich befand. Was aber dann, wenn der Nebel, wie es oft der Fall war, einige Tage anhielt?

Es war eine schreckliche Nacht, die er hier zubrachte, sie währte eine Ewigkeit für ihn. Gegen Morgen verließen ihn seine Kräfte, die Augenlider drückten wie Blei nieder, ein Zittern überfiel ihn, und, ob er sich auch alle Mühe gab, dem Schlafe zu wiederstehen, es half nichts, die Augen schlossen sich und das Bewußtsein verschwand.

Auf dem Einödhofe wurde man am Abende besorgt, als der Bauer nicht heimkam, nachdem er doch bestimmt versichert hatte, daß er um diese Zeit zurückkehre. Schon lange aber war das Licht angezündet, die Dienstboten hatten ihr Abendbrod verzehrt, und waren zur Ruhe gegangen, der Vater immer noch nicht da. Nannei überfiel auf einmal eine Angst, die sie vergebens zu bemeistern suchte.

„Wenn nur dem Vater kei Unglück zug'stoßen is," sprach sie besorgt zu ihrer Mutter. „Bei dem Nebel könnt er leicht den Weg verfehlen und wo nein fallen, wo man ihn so schnell nit findt."

Auch der Bäuerin war es nicht mehr recht wohl, wie ihr unruhiges Hin- und Hergehen deutlich erkennen ließ. „I denk doch nit," erwiderte sie in zweifelhaftem Tone, „er wird halt beim Andres bliebn sein, am End is der schlechter wordn."

„I glaub's nit," entgegnete aber das Mädchen, „wenn er einmal g'sagt hat, er kommt b'stimmt heim, is es jedesmal g'schehn. I weiß nit anders."

So verbrachten sie eine weitere Stunde in Hoffen und Harren, allein vergebens. Sie wußten sich nicht zu rathen und zu helfen, ihre Angst stieg immer höher. Da schlug die Uhr neun, im gleichen Momente klopfte es aber auch heftig an das Fenster.

„Jesus Maria und Joseph,“ schrie das Mädchen vor Schrecken laut auf, „es hat sich was angmeldt.“

Auch die Bäuerin wurde bleich wie die Wand und so blickten sie nach dem Fenster, als ob das Unheil verkündende Zeichen sich wiederholen müßte.

„Machts nur auf,“ hörten sie aber jetzt eine Stimme rufen, „i bin's, der Christl! I möcht Euch was fragn.“

„Der Christl,“ stieß die Bäuerin hervor, „mei Gott, der bringt g'wiß nix guts.“

Nannei sperrte die Hausthüre auf und ließ ihn ein.

Hastig fragte er: „Is der Bauer heimkommen?“

„Nein,“ antwortete die Bäuerin ebenso rasch, „weißt Du was?“

„Er is übern Rohrsee rum,“ berichtete dieser nun weiter, „und weil auf einmal der stark Nebel ang'fallen is, hab i mir denkt, wenn er nit vorher raus kommen is, es könnt ihm was passiren, s'scheint a, weil er nit da is.“

„Um Gottes Willen,“ riefen Beide fast zu gleicher Zeit aus, „übern Rohrsee.“

„I hab ihn g'warnt, aber er hat sie nix sagn lassn,“ meinte der Christl.

„Was fangen wir an,“ fragte in der größten Angst die Bäuerin, „i weiß mir keinen Rath.“

Nannei weinte heftig. Sie wußte auch keinen Rath. War es schon am Tage gefährlich, sich in das Moor zu wagen, um so mehr zur Nachtzeit. Kein Mensch und wenn man auch noch so viel geboten, hätte jetzt eine Rettung versucht. Man durfte annehmen, daß der Einödbauer verloren war.

Da fiel plötzlich dem Mädchen der Veri ein. „Lauf Christl,“ befahl sie ihm, „was Du laufen kannst und bring Söldners Veri mit. Sag ihm, was g'schehn is und i laß ihn um Gotteswillen bitten, er soll doch gleich kommen.“

Wie ein Wiesel sprang dieser davon und ehe eine halbe Stunde verflossen war, stand Veri da.

Mutter und Tochter baten ihn mit aufgehobenen Händen unter den heftigsten Thränenergüssen, doch Alles zu thun, was

menschenmöglich sei, um den Bauern aufzufinden und ihn zu retten.

„Da brauchts nit lang bitten," erwiderte der wackere Bursche, „was g'schehn kann, thu i. Wenn er nur nit im Schlamm versunken, oder am End, bis wir ihn finden, erfroren is, nachher is scho no a Hoffnung da. Seids ruhig, wenns unser Herrgott habn will, na bring i ihn heim. Der Christl geht mit, wir zwei san g'nug. Jetzt holts Strick, a tüchtigs Brett, a Latern und was zum Stärkn, mehr brauch i nit. An Knecht laßts in aller Früh nach Schlehdorf fahrn, damit er dann schnell z'Haus is."

In der größten Eile wurde alles herbeigeschafft. Branntwein und Tropfen waren immer im Vorrath vorhanden, der Christl nahm das Brett auf den Kopf, der Veri die Stricke um den Hals und die Laterne in der Hand und schickte sich zum Gehen an.

„Halt, s' best hätt i fast vergeß'n," wandte er sich an Nannei, „laß den Hund los, der bringt uns am ehesten in die recht Richtung."

Freudig umsprang dieser die Beiden und nun ging es hinaus, in die Nacht und den Nebel Schlehdorf zu, begleitet von den heißesten Wünschen der Bäuerin und Nannei.

Es war eine schwere Aufgabe, den Weg jetzt zu finden und mehr als einmal waren sie in Gefahr, in die Gräben links oder rechts der Straße zu fallen. Vor es nicht ganz Tag war, das sah Veri ein, konnte nichts unternommen werden. Sie mußten daher in dem Wirthshause, in welchem Peter Vormittags war, bis zur Morgendämmerung warten.

Kaum aber konnte man die nächsten Gegenstände unterscheiden, so betraten sie auch schon das Moor. Gegen Morgen zu hatte sich der Nebel verzogen, ein Umstand, der ihnen sehr zu Statten kam. Deutlich sahen sie die Fußstapfen im Schnee und konnten so die Richtung gewinnen, in der Peter fortgegangen war. Lustig sprang der Hund voraus und verfolgte die Spuren, die aber, je mehr der Schnee abnahm, immer unkenntlicher wurden. Christl untersuchte Alles genau, dann erst setzten sie ihre Wanderung fort. Aber es ging ihnen, wie dem Bauer am Abend vorher, immer lockerer wurde der Boden und nun hieß es mit aller Vorsicht zu

Werke gehen. Das Brett, das Veri vorsorglich mitgenommen, leistete jetzt vortreffliche Dienste, mit Hilfe desselben konnte manche gefährliche Stelle überschritten werden, da es durch seine Länge und Dicke nicht so leicht einsank, als ein einzelner Mensch.

Veri gab schon fast alle Hoffnung auf, denn bis in die Mitte des Moores waren sie schon vorgedrungen, als plötzlich der Hund zu bellen anfing, bald vor, bald rückwärts sprang und seine Freude zuletzt durch lautes Heulen kundgab.

„Jetzt müssen wir in der Nähe sein,“ behauptete Christl, „der Hund verraths.“

„Wenns Gotts Will wär,“ erwiderte Veri. Dann rief er was er aus der Kehle hervorbrachte: „Peter! Peter! Einödbauer!“

Doch keine Antwort wurde hörbar.

„Da stehts schlimm,“ sprach der Bursche besorgt. „Ich meine, das Schreien müßtens in Kochel drübn hören.“

„Da liegt er,“ rief aber auch zu gleicher Zeit Christl, der die Föhren auseinandergebogen hatte. „Aber mei Gott, i glaub er is scho todt.“

Veri übersah mit einem Blicke, wie es hier gegangen war und beeilte sich nun, dem Bewußtlosen stärkende Mittel einzuflößen und Stirne und Schläfe mit Branntwein einzureiben. Zu seiner größten Freude gewahrte er, daß noch nicht alles Leben aus dem starren Körper gewichen sei und Hoffnung vorhanden war, ihn zu retten.

„S'is die höchst Zeit, daß wir ihn g'funden haben,“ sagte er zu Christl, „lang hätt er nimmer so daliegen dürfen, na wärs gar gwesn mit ihm.“

Christl wurde erst auf diese Versicherung hin beruhigt und legte nun hilfreiche Hand an. Jetzt kam erst der schwierigere Theil der Aufgabe, ihn aus dem Moore hinaus zu schaffen. Veri legte ihn vorsichtig auf das Brett, band ihn um die Mitte des Körpers auf demselben fest und nun probirten sie es, so gut es ging, die Last fortzuziehen. Bei der Ungleichheit des Bodens und dem weichen Grunde war diese aber mit vielen Schwierigkeiten verbunden und trotz der Kälte rann Beiden der Schweiß von der Stirne. Fast eine Stunde brauchten sie, bis sie so weit herauskamen, daß ein

Einsinken nicht mehr zu befürchten war und sie ihn nun leichter tragen konnten. Nun ging es rascher vorwärts, das Werk war gelungen.

Weit hinein in das Moor kam ihnen Nannei entgegen. Sie und ihre Mutter hatten die ganze Nacht kein Auge zugethan, nur weinen und beten hörte man auf dem Hofe. In aller Frühe mußte der Knecht einspannen und Beide fuhren hinüber, um wenn es möglich war, sogleich hilfreich bei der Hand zu sein. Die Kunde von dem Vorgefallenen hatte sich schnell in dem Dorfe verbreitet und alles lief hinaus, um zu sehen, ob es den Beiden gelingen werde, den Verlorenen aufzufinden. Niemand glaubte daran und in vielen Häusern wurde schon ein Vaterunser für den Verstorbenen gebetet.

Nannei, die Beiden gewahrend, daß sie eine schwere Last trugen, flog diesen zu.

„Gefunden!“ rief ihr Veri entgegen.

„Lebt er noch?“ war die eilende Frage.

„I mein scho,“ war die zweifelnde Antwort. „A Bißl warm is er noch.“

„Allen Heiligen und der Mutter Gottes tausendmal Dank,“ betete das Mädchen, „wenn unser Herrgott uns gnädig ist, wird's gut gehen.“

Die Bäuerin empfing ihren Mann mit Weinen und Wehe-klagen, jetzt bei seinem Anblicke verlor sie den Kopf. Nicht so Nannei. Als sie Peter im Hause seines Bruders niedergelegt hatte, brachte sie ihn in einer kalten Kammer zu Bette, rieb ihn, flößte ihm von Zeit zu Zeit etwas Branntwein ein, und wich nicht von seiner Seite. Aber erst nach bangen Stunden kam Peter ein wenig zu sich, öffnete die Augen, schloß sie jedoch wieder, ohne wie es schien, zu erkennen, wo er war.

Groß war nun die Freude, die über diese Nachricht herrschte, und Veri, wie Christl wurden mit Dankesbezeugungen überschüttet. Nannei wartete noch einige Stunden ab, dann wurde er in Betten gehüllt, in dem Wagen untergebracht, und langsam ging es nun dem Einödhofe zu. Sogleich nach der Ankunft mußte

ein Knecht einspannen, um den Doktor in Tölz zu holen, denn das sah das Mädchen ein, daß hier noch andere Hilfe, wie die Ihrige, nothwendig war.

Und sie hatte Recht. Der Arzt schüttelte gar bedenklich mit dem Kopfe, nachdem er ihn genauer untersucht hatte und meinte, daß manche Woche dahin gehen werde, bis er das Bett wieder verlassen könne. Ein hitziges Fieber sei im Anzuge, und nur seiner guten Konstitution werde er es zu verdanken haben, wenn er überhaupt genese. Er ordnete nun alles Nöthige an und Nannei versprach ihm, genau nach seinen Vorschriften zu handeln.

So vergingen mehrere Tage in banger Erwartung. Veri kam jeden Abend, um die Geliebte in der anstrengenden Wart und Pflege abzulösen, denn auch die Bäuerin war jetzt unwohl geworden, wohl in Folge des ausgestandenen Schreckens. Christl durfte den Hof nicht mehr verlassen, er wurde, wie zur Familie gehörig betrachtet, und Nannei hatte ihm versprochen, daß sie für immer für ihn sorgen werde.

Eines Mittags schlug Peter die Augen auf und sah verwundert um sich. Seine Tochter, dieses gewahrend, stürzte auf ihn zu und fragte mit banger Stimme, wie er sich fühle. Er antwortete aber nicht, reichte ihr nur die Hand und schlief ein.

Die Krisis war vorüber, der Bauer genas, wenn auch langsam. Man hatte ihm bis jetzt nichts gesagt, wie es gegangen, er hatte aber auch nicht darnach gefragt. Die Bäuerin bettete ihn in die Wohnstube hinab, damit er besser bei den Leuten sei und mehr Unterhaltung habe.

Endlich, als sie eines Nachmittags allein waren, die Bäuerin nähte, Nannei schlug Wäsche ein, begann der Bauer: „Jetzt möcht ich schon gern wissen, wie die Sach sich eigentli zutrag'n hat. An eins erinnere i mi, daß i an eigensinnigen Kopf g'habt hab, sonst hätt i dem Christl g'folgt.“

Während ihm nun das Mädchen alles genau berichtete, saß Peter stumm da, nur zuweilen sah er auf, wenn sie die Angst schilderte, die sie ausgestanden, oder Veri's gedachte, wie er mit

seltener Aufopferung und das eigene Leben nicht achtend, zu seiner Rettung bereit war.

„Unser Herrgott hat wieder einmal recht augenscheinli g'holfen," schloß sie, „ihm können wir nit g'nug danken."

Sie lobte weder den Veri, noch den Christl besonders, um das Mißtrauen des Vaters nicht zu erwecken, ihm überlassend, was er nun zu thun für gut fand.

„So, so," sagte dieser nach einer Weile, also dem Veri und dem Christl hab ichs zu verdanken, daß i nit elendi umkommen bin. Schrei amal dem Christl rein."

Nannei that dieses und als der Bursche vor dem Bauer stand, betrachtete ihn dieser wohlgefällig.

„Bist nit so dumm, wie d'Leut sagn," sagte er zu ihm, „aus Dir kann ma scho no was machn. Weilst so brav g'wesn bist und mir so beig'standn, so halt i dös, was s'Nannei Dir versprochen. Du bleibst bei uns und schaust auf Haus und Hof und wenn i amal übergeb, werd i Dein Theil ausmachn, der Di trifft. I hoff, daß'd an bravn ehrlichen Burschen machst. Gib mir d'Hand drauf."

Dieses geschah, dabei aber liefen dem Armen Thränen aus den Augen. Nun hatte er doch einmal eine Heimath, wußte wo er hingehörte und durfte nicht mehr sein Brod vor anderer Leute Thüren betteln.

„So," fuhr der Bauer dann fort, „und nachher gehst nunter zum Söldner und sagst ihm, er möcht, wenn er könnt, mit sein Veri heut Abend a Bissel in Heimgartn zu mir kommen. I sei no net so weit, daß i fort könnt, sonst wär i selber kommen."

„Vater," rief das Mädchen aus, indem sie vor Freude gar nicht mehr wußte, was sie that, „Du willst . . ."

„A alts Unrecht wieder gut machn," erwiderte dieser rasch. „Aber jetzt nix mehr gredt, am Abend wirst es scho hören."

Der alte Söldner und Veri waren nicht wenig überrascht, als sie diese Botschaft erhielten. „Da geh i und wenn i gleich wieder acht Tag im Bett liegn muß," sagte er zu seinem Sohne. „Christl sag nur, wir kommen, er kann sich drauf verlassen."

Bis es dunkelte, wußte Nannei gar nicht mehr, wo ihr der

Kopf stand. Das ganze Haus lief sie aus, wußte aber wirklich nicht warum und kam sie in die Stube zurück, so hatte sie doch wieder vergessen, weßwegen sie fort war.

„Guten Abend allz'sammen," hörte man auf einmal die Stimme des alten Söldners, der mühsam auf einen Stock gestützt unter der Stubenthüre erschien. „Da bin i, es is zwar hart gegangen, aber a solche Botschaft laßt ma sich nit zweimal sag'n."

Hinter ihm stand Veri, der von dem Mädchen mit leuchtenden Augen betrachtet wurde.

„Nur rein," rief ihm Peter zu. „S'is zwar scho lang her, daß' d' z'letztmal da g'wesn bist, aber auskennen wirst Di doch no." Dabei winkte er seinem Weibe, einen Stuhl neben den seinen zu stellen.

„I wills kurz und gut machen," fing nun Peter wieder an, nachdem sich der alte Söldner gesetzt hatte „und die frühere G'schicht nit wieder aufwärmen. S'is a Dummheit und a Eigensinn von mir g'wesn, daß i so g'handelt hab, dös wirst mir deßhalb verzeihn. I habs eing'sehn, wie weit ma damit kommt. Der Romanibauer hat dös Ding voraus g'wußt und hätt i damals z'Tölz g'folgt, wär mir viel erspart bliebn. Unser Herrgott hat mi in Kur nehmen müssn, sonst wärs heut no so. Also über dös wird nix mehr g'redt, dös is vorbei. Was Dei Veri an mir than hat, weißt a und deßwegn hab i Di kommen lassen. Die Zwei da wollen einander habn und lassen nit aus, habens g'sagt, gehts wie's will. Da wird's also am Besten sein, man gibts z'samm, na hat des Flennen und die Unruh a End. Dös heißt, Du mußt a mit einverstandn sei."

„I, warum nit," erwiderte der Alte, „i bin no nie dagegen g'wesn. Nit weil Dei Deandl a Bißl mehr Geld wie mei Bub hat, na, er kriegt a sein schön Theil, wenn i amal stirb, i sieh's aus dem Grund gern, weil s'Nannei nit nur a bravs, sondern a standhaftigs Deandl is. Mei Wort hast, d'Feindschaft hat a End. Jetzt kann ma blos fragn, übergibst Du oder i und d'Hochzeit wird na nimmer lang ausbleibn."

Veri und Nannei sahen sich nun mit einem Schlage am Ziele

ihrer heißesten Wünsche. Das war ein Abend für die Beiden, den sie in ihrem Leben nie vergaßen. Wer hätte das noch vor wenigen Tagen geahnt, oder geglaubt. Stumm drückten sie sich die Hände, aber aus ihren Augen konnte man lesen, welche Gefühle ihr Inneres erfüllten.

Spät erst trennten sich die ehemaligen Feinde, nachdem Alles genau ausgemacht worden war und die Einladung von Seite des Einödbauern wurde nicht vergessen, daß der Alte wie der Junge zu jeder Stunde willkommene Gäste seien.

Noch nie hatte das „Gut Nacht Vater" aus dem Munde des Mädchens so weich geklungen, wie damals und auch Peter war noch nie so ruhig und mit sich selbst zufrieden eingeschlafen.

IV.

Das ist mein Land Tirol.

Ein Friede, von der Uebermacht diktirt,
Zum wahren Heil und Frieden niemals führt;
Ein loses Band von Heute nur auf Morgen
Kann lockern es, doch bannen nicht die Sorgen.

Seit dem Jahre 1805 war Tirol nach blutigen Schlachten von den Bayern besetzt und auch behalten worden. Es wurde dadurch nur ein altes Stammland mit dem Mutterlande wieder vereinigt, denn von den ältesten Zeiten an gehörte Tirol zu Bayern, bis es durch die Landgräfin Margarethe Maultasch wieder verloren wurde und nun für immer an Oesterreich überging.

Mit der Regierung der Bayern waren aber die Tiroler durchaus nicht zufrieden, und nur unwillig trugen sie das Joch, das ihnen auferlegt wurde. Die eiserne Hand der Eroberer lag schwer auf ihnen, und mit Ungeduld sahen die Söhne der Berge dem Tage entgegen, an dem sie die Feinde aus dem Lande treiben konnten. Statt durch milde und versöhnliche Maßregeln die Gemüther für sich zu gewinnen, Sitten und Gewohnheiten zu

achten und besonders die religiösen Ansichten und Bedürfnisse zu erhalten und zu schützen, geschah gerade das Gegentheil. Man hatte junge unerfahrener Beamte, aufgeklärt sein wollende Köpfe, hineingeschickt, welche glaubten, mit Bureaukratismus und dem Korporalsstock, mit Selbstüberhebung und Verachtung der Religion alles auszurichten. Darin täuschten sie sich aber, wie sie bald zu ihrem Schrecken gewahren sollten. Wie unter Kurfürst Max Emanuel der Wahrspruch und Schlachtruf der Bayern hieß: „Lieber bayerisch sterben, als kaiserlich verderben," so ging es damals auch in Tirol von Mund zu Munde, nur umgekehrt: „Lieber kaiserlich sterben, als bayerisch verderben."

Napoleon, der allgewaltige Corse, hatte auf dem Kongresse in Erfurt erklärt, er lebe mit Oesterreich im tiefsten Friedeu. Aber die Geschichte lehrt es ja, wenn die Gewaltigen der Erde am meisten vom Frieden sprechen, ist der Krieg vor der Thüre. So auch damals. Nach wenigen Wochen standen Frankreich und Oesterreich in Waffen und am 6. April 1809 verkündete Erzherzog Karl seinen Truppen den Wiederausbruch des Krieges. Kaiser Franz erklärte, daß er die Fesseln des fremden Eroberers brechen wolle, der das Oberhaupt der katholischen Kirche mißhandelt, Spanien unterjocht, Italien geraubt, die deutschen Länder verschenkt und unterdrückt und nun auch Oesterreich zu vernichten strebe. Dann erließ er einen Aufruf an das deutsche Volk, ihm beizustehen und der gerechten Sache zum Siege zu verhelfen. Allein damals war es noch zu frühe, noch hatte Napoleon das Kriegsglück an seine Fahnen gekettet.

Rasch sollte diesesmal Oesterreich niedergeworfen werden. Anfangs April rückten die Heere der Oesterreicher bei Braunau und Schärding, dann bei Wasserburg und Rosenheim über den Inn, während ein drittes österreichisches Corps im Anzuge war. Die Bayern unter dem Kommando des französischen Generals Lefebre standen in drei Armeen bei München, Landshut und Straubing. Auch zogen später Franzosen und Sachsen gegen die Oesterreicher im Norden, um so ihre Kräfte theilen zu müssen.

Am Anfange war das Glück mit den Oesterreichern. Die

Division Bayern, welche von dem Kronprinzen Ludwig befehligt wurde, mußte dem überlegenen Andringen des Generals Jellachich weichen, der nun München besetzte, das König Max Joseph einige Tage vorher verlassen und sich nach Dillingen begeben hatte. Aber nun eilte Napoleon herbei, und schon am 20. April recognoscirte er die Stellung der Oesterreicher bei Abensberg, die dort mit 60,000 Mann standen. Mit seiner flammenden Sprache hielt er eine Rede an die Bayern und Würtemberger, welch letztere mit einer Division nachgerückt waren.

„Bayern!" rief er ihnen zu, „nicht als Kaiser der Franzosen komme ich zu Euch, sondern als Beschützer Eures Vaterlandes und des deutschen Bundes. Ihr kämpfet heute mit den Oesterreichern allein. Kein Franzose befindet sich in Euren Reihen. Sie sind im Hinterhalte, wovon die Feinde nichts wissen. In Eure Tapferkeit setze ich mein ganzes Vertrauen. Die Grenzen Eueres Vaterlandes habe ich zwar schon erweitert, aber ich sehe gegenwärtig wohl ein, daß ich noch viel zu wenig nachgiebig gewesen bin. Daher will ich Bayern so groß machen, daß Ihr Meiner nicht mehr bedürft, wenn Ihr gegen Oesterreich kämpfet. Seit zweihundert Jahren wehten Bayerns Fahnen gegen Oesterreich und wir wollen ihm jetzt das Uebel, welches er Eurem Vaterlande zugefügt hat, in Wien vergelten, wo wir bald sein werden. Oesterreich wollte Euer Land in Baronien zerstückeln, Euch auflösen und unter seine Regimenter stecken. Bayern! Dieser Krieg ist der letzte, den Ihr gegen Oesterreich führen werdet! Greift Eure Feinde mit Bajonetten an und vernichtet sie!"

Diese Worte zündeten, die Schlacht begann. Nach kurzer Zeit war sie gewonnen und die Oesterreicher flüchteten sich. Bei Landshut suchten sie sich wieder festzusetzen, wurden aber von Napoleon wieder geschlagen. Bei Regensburg hielt Erzherzog Karl noch einmal Stand. Allein kaum war der französische Kaiser angekommen, ordnete er seine Truppen zur Schlacht. Schrecklich war der Kampf, kein Theil wollte weichen. Eine Batterie der Oesterreicher von sechzehn Kanonen, die mörderisch die bayerischen Chevauxlegers decimirte, wurde von diesen. dann Eckmühl mit Sturm genommen

Auf die Reklamation der fehlenden 2 Blätter wird verzichtet 26 VII 83 Lbm

nicht recht wohl zu Muthe schien, wie sein unruhiges Benehmen und das Hin- und Herrücken verrieth. Doch war er ein Tiroler, darüber war kein Zweifel, denn dieses bestätigten die Worte, die er an seinen Nachbar richtete: „Da disputirns jetzt rum und die best' Zeit vergeht. Wann i dös g'wußt hätt, war i z'Haus bliebn. I hätt g'nug z'thun g'habt und grad heut hätt i sollen in d'Scharnitz nunter. Da lauft ma der unnöthign G'schicht nach und s'Best versäumt ma.“

Ehe ihm aber der Andere eine Antwort geben konnte, entstand eine freudige Bewegung unter den Anwesenden, denn im gleichen Augenblicke war ein Schlitten vorgefahren und in dem tief in einen Mantel Gewickelten erkannten Alle den Sandwirth Andreas Hofer von Passeyr. Haspinger eilte ihm entgegen und führte ihn in die Stube. Fast wären Alle in lauten Jubel ausgebrochen, wenn nicht ein Wink des Kapuziners dieses verhindert hätte.

Als Hofer den Mantel abgelegt, sah man erst die martialische Figur dieses Mannes, dem Tirol fast mehr gehorchte, als dem Kaiser. Der große schwarze Bart, der sein Gesicht umrahmte, verlieh ihm ein energisches Aussehen und man sah es ihm an, daß er Vertrauen verdiente, denn seine offene Miene, sein treuherziges Auge konnten keine Falschheit aufkommen lassen.

Nach allen Seiten herzlich grüßend, nahm er an einem der obern Tische Platz, von wo aus er Alle übersehen konnte, Haspinger an seiner Seite. Tiefe Stille herrschte jetzt wie in einer Kirche, aller Augen hingen an dem Manne, auf dessen Befehl sie gekommen waren.

„Nix z'fürchten von die Andern?“ fragte Hofer den Wirth.

„Gar nix,“ entgegnete dieser. „Uebrigens passen unsere Buben auf alle Straßen auf, wenn was sein sollt und bis die nachher rein kommen, seids alle lang bei die Nachbarn unterbracht. Ueberall stehens hinter die Fenster und lauern.“

„Männer,“ begann nun Hofer, und seine Augen flogen begeistert von Einem zum Andern. „Wies um unser Landl steht, wißt's Alle, dös brauch i Enk nimmer z'sagen. Aber so kanns nit fortgehn, wenn wir nit als Hansel von der ganzen Welt an-

g'schaut wollen werden und z'Schanden g'macht sind. Der Uebermuth von den Boarn is jetzt aufs Höchste g'stiegen, länger is er nimmer zum ertrag'n. I hab deßhalb nach Wien g'schriebn und an Speckbacher nunterg'schickt, um z'sehn, wies aussieht und auf was wir rech'n können. Und unser guter Kaiser Franzl hat g'weint, sag ich Euch, wie er g'hört hat, wies seine Tiroler geht. Männer! g'weint hat er, dös is g'nug g'sagt. Und der Speckbacher hat d' Botschaft mitbracht, daß dösmal an Napoli am Krag'n gehn wird und allen, die mit ihm halten. So a dreimal hunderttausend Mann glaubens z'Wien z'sammenz'bringen, um die Wälschen naus z'hauen. Deßhalb solln a wir bereit sei, losz'brechen, wanns in Wien 's Zeichen geben. I hab zug'sagt im Namen aller Tiroler und i hoff, i hab mei Wort nit umsonst geb'n. Also richts Enk! Wenn der Schnee schmilzt, und d'Feuer auf den Bergen brennen, gehts an. Keiner werd daheim hinterm Ofeen bleib'n."

Diesesmal konnten die Anwesenden ihre Gefühle nicht unterdrücken. Ein lautes Halloh erschallte, in welches sich kräftige Juchzer mischten.

Nun erhob der Pater seine markige Stimme: „Männer und Burschen! Es gilt unsere Rechte, unsere Ehre und unsern heimischen Herd. Soll Alles verloren sein, was wir uns erworben und im Schweiße unseres Angesichts der bösen Natur abgerungen haben? Soll die Flur für uns keine Früchte tragen? Nein, wir sind nicht die Männer, die das Alles so ruhig hinnehmen, wir beugen uns nicht mehr unter das Joch, das man uns auferlegt, und darum rufe ich Euch zu: Herbei, Ihr Männer und Jünglinge, alle herbei, deren Herz noch warm fürs Vaterland und die Freiheit schlägt! Wir wollen eine Lawine sein, die krachend und donnernd herniederstürzt und alles vernichtet, was ihr sich in den Weg stellt."

Es war etwas Drohendes, Gewaltiges in dem Manne in der Kutte, als er so dastand, voll Feuereifer und durchglüht von der reinsten Vaterlandsliebe.

Unter dem Eindrucke seiner Rede schwiegen alle, bis sich Hofer wieder erhob und fragte: „Seid Ihr bereit, zu schwören?"

„Ja," riefen Alle. „Keiner von uns bleibt zurück!"

Der Pater erhob sich, nahm den Rosenkranz aus dem Gürtel an dessen Ende ein schwarzes Kreuz hing, an dem aus Messing das Bild des Erlösers sichtbar war. Hoch erhob er es, alle standen auf und entblößten bei diesem Anblicke ihre Häupter.

„Der Herr wird mit uns sein,“ rief er dann aus, „denn er läßt Keinen zu Schanden werden, der ihm vertraut. Greift zu Euern Stutzen, verlaßt Weib und Kind, Haus und Hof, opfert Euer Blut für das Vaterlandes Wohl und der Sieg wird unser sein. Und so sprecht mir nun nach, im Anblicke Jesu des Gekreuzigten: ich schwöre es.“

„Ich schwöre es!“ ertönte es von allen Seiten.

„Bis in den Tod.“

„Bis in den Tod!“ erwiderten sie.

Eine Zeitlang bedurfte es, bis die Männer nach diesem feierlichen Augenblicke sich wieder gesammelt hatten. Dann aber begann der Meinungsaustausch von Neuem.

„I mein halt a Bißl Vorsicht schadet denn doch nit,“ wandte sich Friedl, der Pusterthaler an den Sandwirth. „Sie ham gar feine Ohrn die Wälschen und besser is immer besser.“

„Da hast Recht,“ erwiderte dieser, „wenn ma was verhüt'n kann, muß mans thun. Denn wenn sie eher Kenntniß von unsern Plänen kriegn, na ziehens so viel Soldaten in's Landl, daß wir uns nimmer rührn könnten. Da bin i scho dafür.“

Auch Haspinger erhob wieder seine Stimme. „Dann merkt noch auf Männer, was ich euch jetzt noch sage. Wenn es heute zum Kampfe kommt, so wißt, daß wir nur mit Männern uns schlagen. Weiber und Kinder bleiben verschont und ebenso das Eigenthum. Wer sich dagegen verfehlt, wird auf der Stelle niedergeschossen. Wir wollen uns nicht nachsagen lassen, daß wir Mörder und Spitzbuben sind, denn dann wäre unsere Sache eine verlorene.“

„Wir thuns nit,“ versicherte der Zillerthaler, „aber wenn wirs thun würd'n, wärs nur Vergeltung.“

„Ja wohl,“ rief der Unterinnthaler, „s'wär nix anders. Der Landrichter von Rattenberg hat erst vor vierzehn Tag zwei Weiber

hauen lassn, weils a paar Körb voll Streu heimtragn ham. S'Holz g'hört nit dem Köni, s'ghört der Gmeind."

„Und s'Telfs," rief ein Anderer, „habens an Bauern scho seit Jahr und Tag eing'sperrt, weil er g'sagt hat, s'Land g'hört dem Volk und die Fremdn hätten nix z'schaffn. Ob er no am Lebn is, weiß kei Mensch. Wenn sei Weib kommt und bittet und bettelt, ma solls nur a einzigsmal zu ihm lassn, nachher werds ausglacht und z'letzt ham sies gar nausg'worfn."

„Am Achensee hams a Kapelln niedergrissn und den heilign Leonhardt in See g'worfn," wußte wieder Einer zu erzählen, „und nachher hams g'sagt, wie er untergangen is, so geht's dem ganzn Landl no."

„Es ist abscheulich!" rief Haspinger aus.

„Warum schickt ma aber nit die rechtn Leut nach Münchn nunter," meinte nun der Meraner „und stellet dort die Sach so vor, wies war, der Köni Max ist doch sonst a guter Herr, hab i scho öfter g'hört, der will dössell g'wiß nit und thät g'wiß helfn."

„Der Köni is scho a guter Mann," entgegnete Laimer, „aber zu ihm kommst ja nit. Da wenns heißt, Tiroler san do, schickens Di vom Pontius zum Pilatus, aber nur nit zum rechten. I bin kürzli draußn g'wesen z'München wegen unsere Glocken, aus denen s'Kanonen haben mach'n woll'n, i weiß. Und ang'schaut ham mi d'Leut, wies g'hört ham, i sei a Tiroler, wie d'Kuh a neu's Stadelthor. Der Maschla*) oder wie der heißt, der laßt kein Mensch'n zum Köni, dös is der bös Feind vom Boarlandl."

„Da heißts halt, hilf Dir selber, nachher hilft Dir a Gott," entgegnete Hofer. Nix anders gibts ja nit mehr für uns. Also jetzt wißts es, Männer. 's Maul g'halten und später d'rein-g'schlagn wies Donnerwetter. Gehts vorsichti heim, sagts von Haus zu Haus an, was wir b'schlossen und ausg'macht haben, halts Enk bereit, denn lang wirds nimmer anstehn, so heißt's: d'Mutter Gottes und Tirol!"

---

*) Minister Montgelas.

Der Sandwirth und Haspinger nahmen nun Abschied, ermahnten noch, sich behutsam zu entfernen und stiegen dann in den Schlitten, der sausend dem Inn zuflog.

Nach einer Stunde war die Stube der Post in Zirl fast leer, nur einige aus dem Orte selbst saßen noch hinter einem Schoppen Wein. Der Postwirth und die Kellnerin räumten auf, die Wirthin dagegen saß traurig an dem Verschlage.

„No, san Dir d'Glieder g'lähmt," fuhr sie ihr Mann an, als sie gar keine Miene machte, ihm zu helfen, „oder hast an Hexenschuß kriegt, daß D'nimmer aufstehn kannst?"

„Mir is alls in d'Glieder g'fahrn," jammerte sie. „Jetzt is a paar Jahrln a Ruh g'wesn, ma hat si a weng erholt und no geht die G'schicht von vorn wieder an."

Der Wirth blieb vor ihr stehen. „I glaub glei gar," sagte er etwas bissig, „Du mischst Di in unsre Sachen oder bist halb boarisch wordn? Marie, dös wann i wüßt, heut no jaget i Di aus'm Haus."

Jetzt erhob sich aber diese und trat hochgerötheten Gesichtes dicht zu ihm heran. „Dös sagst mit nimmer, Domini*)" entgegnete sie, „sonst gehst Du naus aber nit i, denn mei Sach is, Du hast nix g'habt. I bin so gut a Tirolerin, wie Du und die Andern a Tiroler. Aber warum i dös g'sagt hab, sollst glei hörn. Wir san allemal die Erstn, die drankommen, weil wir so schö am Weg liegn. Wenn d'Scharnitz nit wär, hätten wir nit so viel z'fürchten. Aber da sans glei do und wenns geht wies s'letztemal und nehmen alls mit, was findn, na ham wir wieder umsonst g'haust. An d'Kinder denkst nit, daß die a amal was wolln und brauchn. Deßwegn is mirs nit recht und sonst aus kein andern Grund."

Verblüfft stand der Wirth da, auch noch einige Minuten nachher, als sein Weib durch die Küchenthür fort war, die sie etwas unsanft hinter sich schloß.

„Jetzt kommst mir grad vor, wie a Pudel, der ins Wasser

---

*) Dominikus.

g'falln is," ließ sich eine Stimme vom Ofen her vernehmen. „Gelt, Dei Weib hat a Schneid, Di hat Dirs g'sagt!"

„Gehts Di vielleicht was an, Seefelder Michl?" fragte der Wirth zornig entgegen. „Was mei Weib sagt, hat sie g'sagt und wer sich drum kümmert, hats mit mir z'thun."

„No, no, nur nit glei so hitzig," entgegnete dieser, „ma wird wohl an Spaß mit Dir machen dürfen. Der Herr Prälat von Wilten bist doch no lang nit."

„Von dem is kei Red, aber i sag Dir no so viel, was Di nit brennt, dös blas nit, na kommst am besten durch," war des Wirthes Antwort, der nun in seiner Arbeit wieder fortfuhr und sich um den vorlauten Gast nicht mehr kümmerte.

Dieser trank nun seinen Wein aus und ohne weiteren Gruß verließ er das Haus. Langsam stieg er den Berg hinauf, über welchen die Straße in die Scharnitz und weiter in das Bayerland hinausführte. Als er oben stand, sah er sich vorsichtig um, ob Niemand in seiner Nähe wäre, dann sprach er für sich hin: „Ihr dummen Bauern könnts doch alle nix machn. Da schau her, was die vorhätten. Nach Euren Köpfen wenns ging, dürft i wieder d'Schaufel und d'Hacken in d'Hand nehmen und arbeiten wie a Vieh. Na, dös gibts nit, dös gut Pöstl, dös i z'Seefeld von die Bayern kriegt hab, laß i mir nit nehmen. Is scho der Kaiser Joseph a g'scheidter Mann g'wes'n, daß er dös Klösterl aufg'hoben hat, die Bayern war'n no pfiffiger, daß sie's mir zur Verwaltung geb'n haben. Es tragt a Bisserl was und so nach zehn Jahrln hab i mei Sach beisammen, und zieh naus nach München und laß mirs wohl sei. Wie gut sie's meinen würden, z'reiß'n, in See nei werf'n, wo er am tiefsten is. Do g'hörn zwei dazu. D'Nürnberger, sagens, hängen a kein', bevors ihn nit hab'n, und so gehts enk a. Wenns mir mögli war, ging i heut no in d'Stadt und würds ihnen in der Hofburg drin sag'n, was im Schild führen. Aber es nit gut rathsam, sie haben alle ihre Köpf an den Fenstern und kei Maus kann durch Zirl kommen, ohne daß g'sehen wird. Hint'n kann ma nit nunter, s'is alls mit Schnee zudeckt und s'Hals brechen war mir do a Bisserl z'früh.

So arg pressirts a nit, i hab no Zeit. S'is erst Jänner und vor März und April könnens do nix anfang'n. Bis dahin findt i scho no a Gelegenheit und nachher lach i Enk alle aus, es dumme Bauernfünfer!"

Ein unheimliches Gelächter folgte dieser Rede. Dann drehte er sich um, und schritt schneller die Straße entlang. Der es so gut mit seinen Landsleuten meinte, war der Klosterverwalter Seefelds Michael Mair. Seine Wiege war in Leermoos gestanden, wo seine Eltern, schlichte Leute, ein kleines Gütchen bewirthschafteten. Der Knabe zeigte viel Talent und so meinte der Pfarrer, es wäre Schade, wenn er nicht studieren könnte, es müsse etwas aus ihm werden. Seinen Bemühungen gelang es auch, ihn im Kloster Imst unterzubringen, allein schon nach wenigen Jahren war ihm der Aufenthalt dort entleidet, bei Nacht und Nebel verließ er die stillen Mauern und kehrte wieder zu den Eltern zurück. Er hatte nun etwas und doch nichts gelernt, was ihn aber wenig kümmerte. In Berg und Wald umherzuschweifen, war ihm lieber, als über den Büchern sitzen, dabei jedoch entwickelte sich sein heimtückischer und hinterlistiger Charakter immer mehr. Wo es ungestraft geschehen konnte, quälte und schlug er seinesgleichen und mancher Stein flog Erwachsenen aus sicherem Hinterhalte an den Kopf oder vor die Füße und wenn er deren Zorn oder Schmerz gewahrte, freute es ihn herzlich, daß er seinen Zweck erreicht hatte. Als aber nun seine Eltern starben, kam eine schwere Zeit über ihn, denn nach ihrem Tode stellte sich heraus, daß sie nichts hinterließen, als ein überschuldetes Gütchen. Kein Mensch mochte den boshaften Michl zu sich nehmen und so streifte er in der Welt umher, bald dieses bald jenes treibend, und gefiel es ihm an einem Platze nimmer, so wanderte er wieder weiter. Dieses unstäte Leben trieb er lange Jahre, als er auf einmal in seine Heimath zurückkehrte, wo man ihn fast nicht mehr erkannte. Er mußte auch in besseren Verhältnissen jetzt sein, das sah man an seinen Kleidern und seiner ganzen Lebensweise. Woher er aber das Geld erhielt, oder wo er sich dieses verdient hatte, blieb Allen ein Geheimniß. Die Einen meinten, er habe eine Erbschaft gemacht, die Andern, er müsse bedeutend in der

Lotterie gewonnen haben, die Abergläubischen faselten von einem Schatze, den er entdeckt und gehoben habe, doch Keiner wußte das Richtige. Die Wahrheit aber war, daß er den Bayern und Franzosen bei ihrem ersten Einfälle die geheimsten Wege und Stege angegeben und hiefür eine schöne Belohnung erhalten hatte. Als sie dann Besitz von dem Lande genommen, wurde er zum Verwalter des Klosters Seefeld ernannt, das schon unter Kaiser Josephs Zeiten aufgehoben worden war, und trefflich wußte er diese Stellung auszubeuten. Nichts destoweniger heuchelte er den glühendsten Patriotismus, schimpfte auf die Bayern und Franzosen, was er konnte, und täuschte so Jedermann. Wie er in Wirklichkeit dachte, bewies sein auf dem Berge gehaltenes Selbstgespräch.

Solche Zusammenkünfte, wie sie in Zirl gehalten wurden, folgten in fast allen Theilen des Landes noch mehrere. Kein Wort erfuhren die Herren der Regierung davon in Innsbruck, sie glaubten den Vulkan erloschen und ausgebraunt. Regte sich einmal eine Gemeinde etwas freier, so erhielt sie eine Kompagnie Soldaten als Exekution, das beste Mittel, wie man glaubte, um die frechen Mäuler zu stopfen. Aber diese Handlungsweise erbitterte das Volk immer mehr, zur Zahl der Unzufriedenen gehörte bald ganz Tirol und die begeisternden Worte Hofers, Speckbachers und Haspingers fanden überall empfänglichen Boden. Man wartete mit Sehnsucht auf den Augenblick, an dem das Zeichen zum Kampfe gegeben werden sollte. Gar oft sahen die Männer Abends und Morgens hinauf zu den Bergen, ob denn die Flammenzeichen noch nicht sichtbar würden und wenn sie sich getäuscht sahen, murmelten sie: „Wieder ein Tag verloren!“

In der Hofburg in Innsbruck war es still und unheimlich auf den Gängen wie in den Zimmern. Die Bureaux waren geschlossen, nur ein einziges Fenster war noch beleuchtet, in den anderen herrschte tiefe Nacht. In diesem arbeitete noch der Freiherr von Schenk, ein junger Mann, der erst vor Kurzem als königlicher Kommissär gesendet worden war, um die Zustände mit eigenen Augen zu sehen, und zu prüfen und nach München Bericht zu erstatten. Einzelne Klagen und Beschwerden hatten trotz aller

Wachsamkeit des Ministers Montgelas den Weg zum König gefunden und sein menschenfreundliches Herz wollte nicht, daß der Geringste seiner Unterthanen unterdrückt oder in seinen Rechten beeinträchtigt werde. Der Freiherr wurde daher auch gleichsam hinter dem Rücken des Ministers in das Land geschickt, öffentlich war er zum Mitgliede der Regierung ernannt worden, im Geheimen aber hatte er seine Instruktionen aus dem Munde des Königs selbst empfangen.

Er war nur kurze Zeit anwesend, so sah er schon, welche Wirthschaft herrschte. Die Beamten schalteten und walteten ganz nach Belieben, die Steuern wurden mit furchtbarer Härte eingetrieben und von Recht oder Gerechtigkeit wurde wenig mehr verspürt. Es war ja Tirol eine eroberte Provinz und wurde auch als solche behandelt. Die Herren Beamten in der Hofburg kamen und gingen, wie sie wollten, war es ihnen angenehm, arbeiteten sie ein paar Stunden, wenn nicht, so lag ja nichts daran. Dadurch gerieth die ganze Maschine ins Stocken, die Akten häuften sich zu Stößen und zuletzt kannte sich kein Mensch mehr aus. Verordnungen, welche schon längst in Kraft getreten sein sollten, waren gar nicht mehr aufzufinden, Urtheile blieben Monate lang liegen, oder wurden gar nicht vollzogen und wenn Bittende oder Klagende kamen, wurde ihnen höhnisch in das Gesicht gelacht, oder ihnen kurzweg die Thüre gewiesen.

Diesen Augiasstall zu reinigen war schwer. Das sah der Freiherr von Schenk wohl ein. Aber mit allem Ernste, mit dem ganzen Eifer eines pflichterfüllten Beamten ging er an die schwierige Aufgabe. Er arbeitete unverdrossen Tag und Nacht, um so mit gutem Beispiele voranzugehen und die Andern mußten, wenn auch mit Widerwillen nachfolgen. Es kam ein anderes Leben in die Regierung, das merkten und fühlten die Tiroler wohl, allein jetzt war es zu spät.

Durch die nur spärlich erleuchteten Straßen Innsbrucks schlich sich eine in einen Mantel verhüllte Gestalt dicht an den Häusern hin. Als er vor die Burg kam, blickte er zuerst an den Fenstern hinauf, doch schienen ihn seine Wahrnehmungen nicht zu befriedi-

gen, denn plötzlich blieb er stehen und kehrte dann einige Schritte zurück. Doch dann besann er sich eines Andern, er bog zuerst in eine Seitengasse ein, kam dann am Ende derselben aus einem Durchgange hervor, der in den großen Thorbogen der Burg ausmündete, nun einmal in derselben, stieg er, so rasch er konnte, die Stiege hinauf, eilte durch den langen Korridor und klopfte dann leise an eine Thüre, aus deren Spalten Licht hervordrang.

Auf das „Herein" öffnete er und befand sich in einem Vorzimmer, das unmittelbar an die Bureaus stieß. Er mußte mit der Oertlichkeit sehr vertraut sein, das bewies die Sicherheit, mit der er auftrat und die Art und Weise seines Eintrittes.

In dem Vorzimmer saß ein schon bejahrter Mann, welcher eine Zeitung vor sich liegen hatte, in deren Lesen er nun gestört war. Der späte Besuch schien ihn nicht besonders zu erfreuen, denn unwirsch fuhr er auf und fragte: „Was gibt es denn noch so spät heute, die Amtsstunden sind längst vorüber, glaubt Ihr, die Herren bleiben bis Mitternacht da?"

Nachdem aber der Angekommene den Mantel abgelegt, und die Pelzmütze vom Kopfe nahm, wurde der Zornige besänftigt. „Ihr seid es, Verwalter," sprach er dann, „ja das glaub ich, daß Ihr am Tage da herein nicht geht, sondern nur des Nachts. Was ist es? Was gibt es? Doch nichts Unangenehmes?"

„Wie man's nimmt," antwortete Michl, denn dieser war es, „sagt mir, welcher von den Herren ist denn heute noch so fleißig, und kann man mit dem auch ein Wörtchen in Vetrauen reden? Ihr versteht mich schon, Winter. Wenn was dabei herausspringt, und das hoffe ich auch, so sollt Ihr dabei nicht zu kurz kommen." Von dem Dialekt, den er sonst mit den Bauern sprach, war da keine Spur mehr zu finden.

„Das ist der Freiherr von Schenk," gab auf die Frage der Diener zur Antwort, „der jetzt auf einmal alle Berge im ganzen Lande eben machen will. Die schönen Zeiten sind vorüber, wo man schon am Nachmittage seinem Schoppen nachgehen konnte. Der sitzt oft bis Mitternacht da und ich kann dann sehen, wie ich

mir die Zeit vertreibe. Ich will Euch schon melden, wenn es so nothwendig ist."

„Noch ein Wort," hielt ihn der Verwalter zurück. „Ich kann heute Nacht noch nicht heimkehren, will mich aber auch in keinem Wirthshause sehen lassen. Habt Ihr in Eurer Stube unten nicht ein Plätzchen für mich? Ich mache durchaus keine Ansprüche. Mein Mantel reicht mir hinlänglich als Decke."

„Warum nicht," erwiderte der Andere, „herzlich gerne. Es ist schon noch ein Bett übrig, in dem Ihr so gut schlafen werdet, wie in dem Euern."

Dann ging er zu dem Freiherrn hinein, um diesen den späten Besuch zu melden.

„Der Klosterverwalter von Seefeld," widerholte Schenk ein paar Mal, als der Diener den Namen genannt hatte, „ach ja, ich habe schon von ihm gehört, es fällt mir ein. Richtig! Wichtige Mittheilungen hat er zu machen? So führt ihn herein!"

In der ehrerbietigsten Stellung, nachdem er viele Verbeugungen gemacht, erwartete der Verwalter die Ansprache des Freiherrn. Dieser hatte ihn mehrere Minuten genau betrachtet, an den falschen Blicken desselben jedoch keinen Gefallen gefunden. Ein innerer Widerwille stieg in ihm auf gegen den Mann, der sicher nur in verwerflicher Absicht zu ihm kam, wenn es auch dem eigenen Vaterlande von Nutzen war. Man belohnt wohl die Verräther, verachtet sie aber.

„Ihr seid der Verwalter von Seefeld," begann der Freiherr, „und mir dem Namen nach bekannt. Was führt Euch nächtlicher Weile zu mir?"

„Die Absicht, Euch zu dienen," erwiderte dieser, „und in der Ueberzeugung, daß meine Nachrichten Euch hochwillkommen sein werden."

„So erzählt ausführlich, was Ihr wißt," forderte Schenk auf, „und je nachdem wird man Euch zu belohnen wissen."

Bei den letzten Worten verzog sich das Gesicht des Verwalters zu einem feinen Lächeln, denn der Geiz war die Triebfeder seiner schlechten Handlungen. Hätten die Tiroler ihm eine

größere Summe geben können, als die ihm in Aussicht stand, keine Silbe wäre über seine Lippen gekommen.

„Mich soll es Wunder nehmen, wenn ich mit meinen Nachrichten nicht zu spät komme,“ begann er dann, „so offen und verwegen reizen gewisse Anführer der Tiroler, die sich Patrioten nennen, das Volk zur Empörung gegen die Regierung auf. In allen größeren Orten des ganzen Landes finden am hellen Tage Zusammenkünfte unter allerlei Ausflüchten statt und die geheimen Verbindungen reichen hinauf bis zu den letzten Häusern, die auf den Bergen stehen.“ Er berichtete nun, was Hofer und Haspinger in Zirl gesprochen und wie nahe nun der Ausbruch bevorstehe.

„Seid ihr selbst dabei gewesen?“ fragte der Freiherr mißtrauisch.

„Sonst könnte ich bei Gott Euch nicht Wort für Wort sagen,“ behauptete Michel. „Auch in Lermoos war vor einigen Tagen Speckbacher und erklärte, daß die Stunde nahe sei. Bereits beginne der Schnee zu schmelzen und dann werden auch die Fremden sein Schicksal theilen.“

Schenk sann ein wenig nach, der Bericht kam ihm zu unglaubwürdig vor. So offen und frei, fast unter den Augen der Polizei und Behörden, sollte die Organisation stattfinden, sollten solche aufrührerische Worte und Drohungen in Wirthshäusern ausgestoßen werden, das war nicht möglich. Es mußten doch die Bayern auch etwas gesehen und entdeckt haben, aber nicht ein einziger Bericht lag vor. Durfte er dem Zeugnisse dieses einzelnen Mannes glauben, dessen Gründe dazu noch sehr zweideutiger Natur waren. Wenn aber wahr und er schlug die Botschaft in den Wind, welche Verantwortung lud er auf sich? Er war dieses Mal wirklich sich nicht klar, was er glauben und wie er handeln solle.

„Wann wollt Ihr wieder zurückkehren?“ fragte Schenk.

„Je eher, je lieber,“ war die Antwort, „längstens morgen Nacht.“

„So kommt morgen Abend wieder, bis dahin werde ich mich weiter entschlossen haben,“ befahl der Beamte, „und sollte es nothwendig sein, werdet Ihr weitere Aufträge erhalten.“

Als der Verwalter wieder in das Vorzimmer zurückkam, wußte er, was der fragende Blick des Dieners bedeutete.

„Sie wird nicht umsonst gewesen sein, die Fahrt von Seefeld hieher," meinte dieser, „und daß meine Nachrichten auch gezündet, habe ich bemerkt."

„Dann trinken wir eine feste Kanne Wein, sobald der da drin fort ist," antwortete erfreut Winter. „Geht jetzt nur einstweilen hinab und macht es Euch bequem, mein Weib wird schon für das Nöthige sorgen."

Eine Stunde später saßen die Beiden hinter dicht verschlossenen Vorhängen bei einem Kruge Rothen, dem Jeder volle Ehre angedeihen ließ.

„Ich würde Euch gerne mehr sagen, Winter," versicherte der Verwalter, „aber ich hab Eurem Herrn da oben die Versicherung geben müssen, gegen Jedermann zu schweigen, und da seid Ihr auch dabei. Einen guten Rath will ich aber Euch doch geben. Packt, was Ihr Werthvolles habt, zusammen und schickt es hinaus nach Bayern in Sicherheit, so lange die Wege noch offen sind."

Winter erschrack sichtlich. „So, so! Steht es so?" antwortete er dann. „Ich habe mir aber schon lange so etwas gedacht. Die Tiroler schauen einem so keck und spöttisch in das Gesicht, als wollten sie sagen, Du bist auch nicht mehr lange da. Und kürzlich, als die Leute aus der Franziskanerkirche drüben herauskamen, ich stand gerade unter dem großen Burgthore, lachten sie laut auf, als sie das neue bayerische Wappen über demselben erblickten. Ja, ich hörte sogar in meine Ohren, wie ein junger Bursche sagte: Gibt eine schöne Scheibe auf den Schießstand, da werden die Löwen springen. Ich danke Euch für den Rath und werde ihn gleich befolgen. Am Liebsten aber wäre es mir, wenn ich selbst in München im ewigen Lichte sitzen könnte, da wüßte ich gewiß, daß mir nichts geschehen würde."

„Ich werde Euch zu rechter Zeit warnen," beruhigte ihn der Andere, „damit Ihr Euch in Sicherheit bringen könnt. Meines Bleibens wird auch nicht mehr lange sein und da ist es gut, wenn

man draußen einen Freund hat, an den man sich wenden kann. Seid also klug und versäumt keinen Augenblick."

Ruhig, wie wenn er das beste Gewissen von der Welt hätte, schlief der Verräther an seinem Vaterlande. Am andern Tage jedoch ließ er sich nicht sehen, denn er konnte ja doch nicht wissen, ob ihm nicht ein Bekannter begegne, dem sein Aufenthalt in der Hauptstadt des Landes verdächtig vorkommen könnte.

Am Vormittage versammelte der Freiherr die Räthe der Regierung um sich und theilte ihnen die erhaltenen Nachrichten mit. Alle schüttelten ungläubig die Köpfe, es war gar nicht möglich, daran zu glauben, denn sonst müßten doch auch die Landrichter und Gendarmen draußen auf dem Lande etwas bemerkt oder gehört haben. Dann hätte sich doch Jeder beeilt, so hochwichtige Wahrnehmungen der Regierung mitzutheilen. So dumm seien die Tiroler nicht, daß sie es so öffentlich treiben würden.

„Die Warnung kommt aber von einem Manne," erwiderte Schenk auf diese Vertrauensseligkeit, „der Bayern nicht unwichtige Dienste geleistet hat. Ich möchte doch Maßregeln ergriffen wissen, welche wenigstens einige Sicherheit versprechen, bis von München weitere Befehle kommen."

„Da fällt mir was ein, das ist das sicherste Mittel, um sie unschädlich zu machen," erwiderte der alte Rath Orff. „Man erläßt heute noch einen Befehl, daß sie alle ihre Waffen, Büchsen und was sie sonst noch zum Zuschlagen haben, bei großer Strafe einliefern müssen. Dann sollen sie nur schießen wenn sie können."

„Aber im Falle sie es doch nicht thun?" fragte Schenk besorgt, „sie erkennen sofort die Tragweite dieser Maßregel, denn sie macht sie wehrlos."

„Dann lassen wir die Häuser aussuchen und statuiren ein paar Exempel, das wird seine Wirkung nicht verfehlen," gab der Rath zur Antwort.

„Es bleibt uns nichts Anderes übrig, wenn dem so ist, wie der Mann berichtete," gab ein anderes Mitglied seine Meinung ab, „manchmal sind die Tiroler gar schnell, deßhalb dürfen auch wir nicht säumen."

„Zugleich glaube ich, dürfte es nothwendig sein, sogleich einen Bericht nach München zu senden, damit weitere Verstärkungen eintreffen," bemerkte Orff noch weiter. „Bei der großen Anzahl unserer Truppen, die von den tüchtigsten Generälen geführt werden, können wir dann mit Ruhe der Zukunft entgegensehen."

Diese Vorschläge erhielten den Beifall Aller, und so wurde denn gleich eine Verordnung erlassen, welche den Tirolern befahl, alle ihre Waffen und Schießbedarf binnen vierundzwanzig Stunden dazuliefern. Wer diesem Befehle zuwider handelte, wurde mit dem Tode des Erschießens bedroht. Noch am Abende war das Plakat an allen Straßenecken Innsbrucks angeschlagen, am andern Morgen aber kein Einziges mehr sichtbar. Ehe die Verordnung hinauskam war sie schon vorher in allen Städten und Dörfern, in allen Thälern bekannt. Es war, wie wenn sie der Wind verbreitet hätte. Bei einigen erregte sie Bestürzung, bei anderen nur ein mitleidiges Lächeln. Keiner aber hatte einen Stutzen mehr in seinem Hause sie wurden entweder versteckt, oder vergraben. Was abgeliefert wurde, war unbrauchbar, oder absichtlich zerstört. —

In dem Verweserwirthshause in Fügen im Zillerthale saßen an dem runden Tische der Stube vier Männer, denen man Energie und Muth vom offenen Gesichte ablesen konnte. Es waren der Besitzer, der Rainer Sepp, sein Bruder Marl, der Wirth von Maierhofen, ganz hinten vom Ende des Thals, und der Kramer Ettl von Zell, eine Hünengestalt, wie solche selbst in diesen Thälern wenig vorkommen. Jeder hatte seinen Schoppen Wein vor sich stehen, der aber oft längere Zeit unberührt blieb woraus man entnehmen konnte, daß sie des Trinkens wegen nicht zusammengekommen waren. Ihre Unterhaltung wurde auch nicht so laut wie sonst geführt, denn ganz Fügen wimmelte von Bayern. Zwei Compagnien Jäger lagen in dem dem Wirthshause gerade gegenüber gelegenen Schlosse, von dessen Fenster aus man die ganze Gaststube übersehen konnte. Ja waren die Fenster geöffnet und man sprach nur etwas laut, so hörte man auch jedes Wort hinüber. Sonst war nur noch ein Bäschen des Wirths anwesend, das schöne Lisei genannt, die als Kellnerin Dienste versah, und

überhaupt der Base Marie, einer hübschen, resoluten, aber etwas an Umfang starken Frau, im Hauswesen an die Hand ging. Das Mädchen verdiente auch den Ausdruck „schön" wirklich. Die Frische der Jugend, die schwarzen Augen, das reiche dunkle Haar, das Ebenmaaß der Gestalt waren neben einem runden Gesichtchen wie Milch und Blut, gewiß Vorzüge, welche Tausenden fehlten. Sie saß von den Gästen etwas entfernt an einem Fenster, von dem aus man in das Schloß hinübersah, mit Stricken beschäftigt. Allein diese Arbeit schien sie nur zum Scheine in der Hand zu haben, wenigstens verwendete sie nicht viel Aufmerksamkeit auf dieselbe, denn alle paar Minuten ließ sie einige Maschen fallen, die sie dann ärgerlich wieder aufnehmen mußte.

„Der Hofer hat Kundschaft g'schickt, daß's alle Tag losgeh'n kann," sprach in flüsterndem Tone der Wirth zu den Uebrigen. „I freu mi drauf, was die da drüben für G'sichter machen werden, wenns eines schönen Morgens heißt: Keiner mehr raus aus der Klaußn, wenn Enk Euer Leben lieb is. Mit die Zillerthaler is nit gut scherz'n, sie sagen ihr Sach nur amal und nachher is dengerscht rum. Wenns nur nit früher Lunt'n riech'n, s'wär Schad um den Hauptspaß. Aber Kramer, is bei Euch denn all's in Ordnung, damit ma z'sammenwirkt, und nit die Einen da und die Andern dorthin lauf'n."

„Kümmer Di nit, Seppl," war die Antwort des Riesen, „all's is g'richt, auf den ersten Schlag steht alls da, nit ein Einziger bleibt derheim. Ja denk Dir no, mei kleiner Friedl, er is erst zwölf Jahr alt, laßt mir kei Ruh, i soll ihm a Trommel kauf'n, er habs scho g'hört, was gibt, und do bleib er a nit derheim, er will a mit thun. Kannst do no red'n?"

„So sans recht, d'Bub'n, so freuens mi," lachte der Seppl, „an solchen wenn i hätt, sieh, den ließ i vergolden. Dös gibt an Nachwuchs."

„z'Maierhofen wartens a mit Sehnsucht," berichtete nun der Wirth, „mi hams zum Kommandanten g'macht. Weil i grad do bin, ma kanns ja nit wissen, wies geht, so wirst mir die Freund-

schaft nit abschlag'n, Kramer, falls i nimmer z'ruck kam, und nimmst Di um mei Weib und Kinder an."

„I mein allewei, da kommst an Unrecht'n," entgegnete dieser, „denn i werds eher brauch'n, wie Du. Wanns mi sehn, über alle Enkere Köpf naus, glaub i, werden die ersten Läuf auf mich g'richt't sei. I hab für den Fall a scho vorg'sorgt und mei Sach alles in Ordnung gebracht. Beim Herrn Pfarrer z'Zell liegt Alles, mei Weib weiß dervon."

„Was brauchts denn eigentli darüber viel z'red'n," fiel nun Marl ein. „Dös is ganz natürli, daß da Einer für an Andern einsteht, s'fallt ja jeder fürs Land und die Uebrigen sorgen für die, die z'rück bleiben."

„Was hast denn Du für a heimliche Reis' g'macht, Marl?" fragte nun, beruhigt durch die gegebenen Versicherungen, der Wirth von Maierhofen. „Wenn ma nämli drum fragn darf."

„Dös darfst scho wissen, warum nit," erwiderte dieser. „Mit'm Speckbacher bin i drübn am Achensee g'wesn; wir ham dort in der Schlucht runter Vorkehrung g'macht, daß da keine runter kommen, und uns in Rückn falln können. Kei Maus kann mehr durch, Herrgott, da wenns zum rumpeln anfangt, dös gibt aus. Und dann san wir naus, bis Kufstoa,*) um z'schaun, von welcher Seit'n ma am Bestn der Festung ankann. Do mein i aber allwei, da wirds an Hackn ham. Wie Dir die g'spickt is mit Kanonen, dös sollst sehn! Und dös Schanzwerk und dös Zeug, es is gar nit zum sagn. Verproviantirt solls auf a ganz Jahr sei, dös hab i am Unliebsten g'hört, denn mit dem Aushungern is da nix und habn müssn wir Kufstoa, sonst können wir uns nit rühren."

„Wer kommandirt denn dort?" fragte der Krämer.

„A alter Fuchs, der dem Teufel auskommen is," war Marls Antwort, „der alte General Aicher. Wennst den nur siehst, hast scho gnug. Herrgott hat Dir der a paar Augen im Kopf, da machst Dir gar kei B'schreibung davon. An sein grauen Schnurrbart zupft er den ganzen Tag. Wenn ers aber nit thut, sei's kei

*) Kufstein.

gut's Zeich'n, sagen seine Soldaten, na kommt a kreuz=heiligs Donnerwetter, wos überall eischlagt unten und oben. S'is so a alter Haudegen, der uns scho warm macht, dös werd's sehn."

Das Aufstoßen von Gewehren vor der Hausthüre ließ die Unterhaltung stocken. Alle Köpfe wandten sich der Thüre zu. Diese wurde hastig aufgerissen und herein trat in Begleitung eines Korporals der Gerichtsdiener mit einem großen Packet unter dem Arme. Er nahm eines derselben und nagelte es an die Innenseite der Thüre. Erst nachdem er fertig war, ging er auf den Wirth zu;

„Da habe ich Euch was zum Lesen gebracht," sagte er dann und wies mit der Hand zurück, „im Namen Seiner Majestät des Königs. Könnt Euch darnach richten, wenn Ihr nicht nach Kufstein hinab spazieren wollt. Ihr wißt es schon, was dort für ein schöner Aufenthalt ist und wie weit man dort sieht. Ah, da ist ja der Wirth von Maierhofen auch da. Das ist gescheidt, daß ich nicht so weit zu laufen brauche. Da nehmt dieses mit und nagelt es an Eurer Stubenthüre auch an. Aber bestimmt, sonst muß ich doch selbst kommen, aber mit einem tüchtigen Strafzettel. Wie kommt es denn, daß Ihr heute in Fügen seid?"

„Hab beim G'richt z'thun g'habt," erwiderte dieser kurz, indem er das Schreiben ungelesen einschob. „Wird schon g'schehn, was Ihr wollt."

„Behüt Euch Gott'" waren die letzten Worte des Gerichtsboten, dann winkte er dem Korporal und setzte seinen Weg mit den vor der Thüre harrenden Soldaten fort. Kaum aber war er um die Ecke des Schlosses verschwunden, so zog der Wirth das Schreiben hervor und begann es in flüsterndem Tone vorzulesen. Als er fertig war, lachten Alle zusammen und machten verschiedene Gesten, die deutlich ausdrückten, daß sie der Verordnung schon zuvor gekommen waren.

„Seid's z'spat dran," spöttelte Maxl.

„Dös ham wir scho vor zwei Tagen g'wußt," versicherte der Kramer.

„Mei Stutz'n is gut aufg'hoben, den findens nit," versicherte Maxl.

„An G'ruch wie d'Hund müssens haben," behauptete Seppl, „wenns mei Sach ausschnuffeln wollten."

„Solln nur kommen und suchen," fügte der Wirth von Maierhofen hinzu. „Wanns mei ganz Haus umkehren, fallt kei Körnl Pulver an Bod'n."

„Da erschießens wenig," meinte Marl, „s'vorher wegräumen is ja nit verboten worden."

„Treiben lauter so Unfug," versicherte der Seppl. „Z'letzt darfst nimmer schaufen auch noch."

„Den G'richtsdiener will i lauf'n sehn, a im Namen des Königs" spöttelte der Kramer.

„Mei, dös is a alter Mann, is halt a froh, wenn er sei Brod hat," meinte Marl, „mit solche ham wir nix z'thun. Der war lieber bei uns sitz'n blieb'n und hätt a paar Schoppen trunken, statt daß er so rumlauft. S'is sonst a guter Kerl."

„Der Teufel trau dies'm," bemerkte der Kramer, „s'kann sei, s'kann aber nit sei auch. I hab satt an allem, was blau heißt und wanns no so a schöne Farb is. Aber jetzt mein i, es wär Zeit zum Aufbrech'n, meinst nit a Wirth? Ham ja doch ein Weg bis Zell und wenn grad nit ganz heim willst, bei mir kannst a bleibn. D'Sonn geht scho stark abwärts, wir kommen ohnedieß in d'Nacht nei."

„G'scheidter is, wir machn uns auf d'Füß, sonst wenn die Blau-Kittel am Abend rüber kommen, könnt mir d'Gall überlauf'n," gab der Wirth von Maierhofen zur Antwort, indem er aufstand und sich zum Gehen anschickte.

Nun aber kam auch die Wirthin herein, die tief bedauerte, daß sie nicht früher mit ihrer Arbeit fertig geworden war, um den Männern Gesellschaft zu leisten. „Kehrts nur bald wieder ein," wünschte sie zum Abschiede, „s'wird immer was Neus zum redn geben."

„Vielleicht kommen wir bald alle mitsamm," versicherte der Krämer, „aber mit die Trommeln und Schwegelpfeifn und die eingelieferten Stutzen auf der Achsel. Na verkriechts Enk ihr Weibsleut, denn da kann man na für nix garantirn."

Nach herzlichem Händedrucke schieden die Männer auseinander. Die Beiden hatten bald das freundliche Dorf im Rücken und schritten nun rasch vorwärts, ohne sich in ein weiteres Gespräch einzulassen. Maxl und sein Bruder lasen noch einmal das angeheftete Schreiben durch, lachten spöttisch dazu und verließen dann die Stube.

Hätten die Männer ein wenig auf das Mädchen am Fenster Acht gegeben, so hätten sie bemerken müssen, daß diese bald roth, bald blaß wurde, je nach dem Verlaufe ihrer Unterhaltung. Einige Male preßte sie die Hand auf das Herz, als ob sie dasselbe zum Stillstehen zwingen wollte, dann sah sie wieder hinüber nach dem Schlosse mit thränenfeuchten Blicken. Kaum war die Stube leer, so sprang sie auf, warf das Strickzeug auf die Bank und sah sich in der Stube um.

„Also so gehts," sprach sie dann halb laut für sich „und so nah is scho alles dran. Heilige Mutter Gottes gib mir an Rath ei, was soll i thun, was soll i anfangn. I soll und muß redn, wenn i ihn nit z'Grund gehn lassn willn und muß schweign, wenn i a Tirolerin bleibn will. Am End erschießns ihn vor meine Augn und i dürft nit amal weinen. Geh Herz, klopf nit so stark, oder spreng glei, na is doch aus mit alle Sorgn und all dem Leid, I muß was findn, daß i ihn warn', daß er sich darnach richten kann. Was thu i denn, unter die Andern kann i ihm do nix sagn."

Sie besann sich ziemlich lange. Doch schien sie dann das Richtige gefunden zu haben. Sie öffnete den Kasten neben der Thüre, nahm den Kalender, riß ein Stück Papier aus demselben, schrieb schnell einige Zeilen darauf und verbarg diese unter ihrem Mieder. „So kanns gehn", fuhr sie fort, „kommen thut er g'wiß, und in dem Gartenhäusl draußn sucht uns bei der Zeit kei Mensch."

Ruhiger räumten sie die leeren Gläser auf und setzte sich dann wieder an das Fenster. Die hereinbrechende Dämmerung ließ sie aber nicht lange mehr unthätig, denn nach und nach kamen die gewohnten Gäste, darunter auch mehrere bayerische Soldaten, die aber an einem eigenen Tische Platz nahmen, da sie wußten, daß

sie gerade nicht gerne gesehen waren. Auch die beiden Brüder fanden sich wieder ein, grüßten da und dorthin, nur von den Blauröcken mit den grünen Krägen nahmen sie keine Notiz.

Später kam ein bildhübscher Unteroffizier, den die Uniform ganz vortrefflich kleidete. Seine kräftige Gestalt und klaren Augen, seine offene Miene gab den jungen Burschen des Thales nichts nach, durch sein feineres Benehmen übertraf er sie bedeutend. Er schien auch in der Gunst der Einheimischen höher zu stehen, wie die Anderen, denn sein Gruß wurde erwidert, von Einigen sogar freundlich.

„Lisei, an Schoppen," rief er dieser zu. Doch wurde sein lächelndes Gesicht plötzlich ernst, als er die traurige Miene des Mädchens gewahrte. Als sie ihm das Verlangte auf den Tisch stellte, hatte eine einzige, leise, von Niemand bemerkte Berührung genügt, um ihm zu sagen, daß etwas vorgegangen, und er aufmerksam sein solle.

Seine Augen durchforschten die ganze Stube, allein an keinem der Anwesenden konnte er etwas bemerken. Er mußte daher geduldig abwarten, bis ihm Aufklärung gegeben wurde. Als er aber dann das Brod durchschnitt, das ihm Lisei brachte, gewahrte er in demselben einen Zettel. Nun wußte er, daß eine geheime Nachricht ihm zu Theil werden sollte und rasch hatte er das Papier in seiner Hand, ohne daß es einer der neben ihm Sitzenden bemerkt hatte.

Was doch das Mädchen heute hatte? Sonst scherzte und lachte es mit Jedem, hatte für Alle ein freundliches Wort, und war manchmal sogar etwas übermüthig, wenn sie besonders guter Laune war. An diesem Abende aber mußte man ihr jedes Wort abbetteln, sie war traurig und niedergeschlagen und öfter fuhr sie mit der Schürze nach den Augen, um eine hervorbrechende Thräne nicht sichtbar werden zu lassen. Das mußte nicht nur dem flotten Jägerunteroffizier, ihrem heimlichen Geliebten, sondern auch den übrigen Gästen auffallen.

„Bist epper krank?" fragte sie der Wirth, der sie einige Zeit beobachtet hatte, „oder fehlt Dir sonst was' Lisei?"

„I mei, es nit viel Kopfweh,“ erwiderte sie, „s'wird scho wieder vorübergeh'.“

Einen günstigen Augenblick benützend, ging der Unteroffizier hinaus und las beim Scheine der trüben Oellampe, welche im Hausgange hing, folgendes: „Komm heute Nacht bestimmt nach zwölf Uhr in das kleine Gartenhäuschen, es erwartet Dich dort Dein Lisei.“

Das war eine seltsame Aufforderung, jedenfalls mußte etwas sehr Wichtiges vorgefallen sein, denn sonst würde das Mädchen nicht diese Stunde und selbst ihre Ehre auf das Spiel setzen. Er beschloß also nicht zu säumen und gab Lisei ein nur ihr verständliches Zeichen, daß er ihrem Wunsche nachkommen werde.

Mit banger Erwartung sah er der Mitternachtsstunde entgegen. Alles Mögliche durchkreuzte sein Gehirn, doch konnte er nicht entfernt an eine Wahrscheinlichkeit denken. Wollte sie ihm vielleicht erklären, daß das gegenseitig bestehende Herzensbündniß nicht mehr fortgeführt werden könne? Wozu aber dann die ungewöhnliche Stunde, das hätte sie ihm ja auf einem viel leichteren Wege erklären können. Nur langsam rückte die Zeit herbei, die Nacht war aber ihnen in soferne günstig, als schwere Regenwolken das Firmament überzogen hatten und völlige Finsterniß herrschte.

Der schmucke Mann war ein Kind der Berge, wie Lisei. Draußen an den waldgeschmückten Bergen von Brannenburg, wo der Inn Abschied nimmt von seinen bisherigen Begleitern, den Alpen, stand am Abhange eines sonnigen Hügels das Haus seiner Eltern, einzeln aber schon im Aeußern gediegenen Wohlstand verrathend. Er war aufgewachsen in Gottes freier Natur, daher seine kräftige Gestalt und ebenso gewandt im Springen und Klettern, wie in der Handhabung der Büchse geworden. Dabei aber hatte sich der Pfarrer des Ortes um den muntern Knaben angenommen und seinen natürlichen Geistesgaben und seiner Lernbegierde hatte er es zu verdanken, daß er an Bildung alle seine Schulkameraden und Genossen überragte und dadurch auch eine gewisse Herrschaft über sie ausübte. Welchen Vortheil ihm dieses bot, empfand er, als er in die Kaserne mußte, denn nicht lange stand es an, so

wurde er zum Korporal ernannt und mit der Führung der schriftlichen Arbeiten betraut. Dadurch wurde er mancher Beschwerlichkeit des Dienstes enthoben und nahm eine viel freiere Stellung ein, wie die Uebrigen. Nach manchen Kreuz- und Querzügen, die er in Folge der kriegerischen Verhältnisse mitmachen mußte, war er zuerst nach Innsbruck gekommen und von da in das Zillerthal, denn diese wichtige Gegend mußte militärisch besetzt werden. Sein Erscheinen in der Wirthsstube des Rainer machte auf Lisei den angenehmsten Eindruck und nachdem sich die Beiden näher kennen lernten, kam die Liebe dazu.

Zwar sah das Mädchen wohl ein, daß sie dadurch als Tirolerin mit ihrem Patriotismus in Konflikt komme, allein was fragt das Herz darnach und dann war ja auch Hoffnung vorhanden, daß sich die Verhältnisse vielleicht friedlicher gestalten werden, als man vermuthen konnte. Ihre Liebe geheim zu halten, hielten sie aber für nothwendig und dieses 'gelang ihnen auch so vortrefflich, daß kein Mensch eine Ahnung davon hatte. Nur mehr ein Jahr hatte Karl zu dienen, dann war er frei und wollte seine Lisei heimführen zu seinen Eltern, um ihren Segen zu empfangen. So hatte er ihr versprochen und das Mädchen setzte in seine Worte vollstes Vertrauen.

Jetzt sollten alle diese Träume der Zukunft mit einem Schlage vernichtet werden, ja noch mehr, es war auch das Leben des Geliebten bedroht. Pflichtgefühl und Liebe kämpften an jenem Abende in ihrem Innern, die letztere trug den Sieg davon.

Vorsichtig schlich sich Lisei um die bezeichnete Stunde aus dem Hause, ängstlich horchte sie nach allen Seiten. Nichts rührte und regte sich. Kein Licht, weder im Schlosse noch in den umliegenden Häusern war sichtbar, alles befand sich in tiefster Ruhe. Als sie das Thürchen des kleinen Gartenzaumes öffnete, glaubte sie eine dunkle Gestalt an dem Häuschen zu erkennen. Sie eilte hin und lag in Karls Armen. Dann zog sie ihn mit hinein und flüsterte ihm zu: „Um Deines Lebens und Deiner Seligkeit willen! Karl, flieh!“

War ihm schon die geheimnißvolle Bestellung ein Räthsel, diese Worte waren es noch mehr.

„Ja, was gibt es denn, was hast Du denn, Du kurioses Dirndl?“ erwiederte er. „Aus diesem Reden werde ich nicht klug, wenn Du nicht deutlicher sprichst.“

Sie klammerte sich aber fester an ihn und er fühlte, daß sie nur mühsam das Weinen unterdrückte.

„Kannst keinen Urlaub, nur auf vierzehn Tage nehmen?“ fragte sie wieder ängstlich, „hast gar kei Ausred, daß'D von hier fortkommst? O, mei Gott! o mei Gott, sieh, i darf nit mehr red'n.“

„Urlaub? Was soll ich mit dem thun?“ fragte er, „das gibt es bei der Zeit nicht. Und dann mußt immer wissen, daß ich ein Soldat bin, der nicht so mir nichts, Dir nichts davongeht. Ich hab schon viel dabei durchgemacht, aber das wäre eine Schand für den Brannenburger Karl, die er seiner Lebtag nicht mehr von sich abwälzen könnte.“

„Wenn Dir i, wenn Dir Dei Vater und Mutter lieb und werth ist, na studier was aus, daß'D nur wenigstens die nächsten Tag nit da bist,“ drängte sie aber trotz seiner Ablehnung in ihn. „Wenn nit mei ganzes Leben an Dir hing, würd i Di nit so bitten. Geh, Karl! mit aufg'hobene Händ bitt i, thu's.“

Es lag etwas so Rührendes, so Eindringendes in dem halblauten Tone ihrer Stimme, das ihn unwillkürlich ergriff. Die Geliebte warnte ihn nicht umsonst, das sah er wohl ein, aber die Gründe konnte er nicht errathen.

„Du verschweigst mir ein Geheimniß, Lisei,“ erwiderte er. „Woher kommen Deine Befürchtungen, Deine Angst, die Du nicht mehr verbergen kannst?“

„Frag mich um aller Heiligen willen nit,“ brachte sie mühsam hervor, „i darfs Dir nit sagn. Wenns in Gottsnamen nit anders machen kannst, so bitt i die lieb Mutter Gottes von Absam, daß sie Di in sein Schutz nimmt. Da häng dös um und legs nimmer von Dir Und wennst fort bist, so vergiß Dei Lisei nit, i bleib Dir treu im Lebn wie im Tod.“

Sie hatte ihm an einer Schnur ein Amulet in die Hand gedrückt, ihre letzten Worte aber erstickten fast ihre Thränen.

„Sei ohne Sorgen," erwiderte er ihr, „es mag gehen, wie es immer will, der Karl hält, was er versprochen. Ich glaube zu errathen, was Dich so bewegt und zu Deinen Bitten veranlaßt. Ich werde auch nicht weiter in Dich dringen, doch meine Augen offen halten und nichts mehr außer Acht lassen. Bleib ich am Leben, hol ich Dich hinaus in meine Heimath, falle ich, so denke, ein tapferer Soldat hat sein Leben für sein Vaterland geopfert, und bete für mich."

Langsam ließ er sie aus seinen Armen gleiten, eine herzlich innige Umarmung folgte aber doch wieder, dann drängte er sie zu gehen. Wankenden Schrittes schlich sie in ihre Kammer zurück, aber der Morgen fand sie noch so wach, wie sie sich niedergelegt hatte. Sie hatte nur weinen und beten können für die Erhaltung des Geliebten.

Ihr Gebet schien erhört worden zu sein, wenigstens sollte Karl nicht vor ihren Augen den Angriffen der rachgierigen Landsleute ausgesetzt sein.

Am zweiten Abende nach jener nächtlichen Zusammenkunft drückte ihr Karl heimlich einen Zettel in die Hand, worauf nur stand: „Komm heute Nacht noch einmal, morgen Früh müssen wir fort."

Und sie kam. Schnell hatte ihr Karl berichtet, daß Ordre gekommen sei, zum Regimente nach Innsbruck zu stoßen und mit Tagesanbruch schon abmarschirt werde. Sie wußte nicht, sollte sie über diese Nachricht weinen oder sich freuen. Fast Beides zugleich war der Fall, denn nur fort aus Fügen, das hielt sie jetzt für die größte Sicherheit. Noch einmal gelobten sie sich ewige Liebe und Treue uud besiegelten diesen Schwur mit heißen Küssen. Keines zweifelte an dem Andern, es liebte ja ein Jedes wahr und aufrichtig.

Die Bewohner von Fügen staunten nicht wenig, als an diesem Morgen zum Abmarsche geblasen wurde. Neugierig öffneten sie Thüre und Fenster, als die Blauröcke vor dem Schlosse sich auf-

stellten und dann unter dem Schmettern der Trompeten fortzogen.

Die beiden Brüder Sepp und Maxl blickten ihnen spöttisch nach. Droben aber an einem kleinen Fenster stand Lisei und winkte Karl den letzten Scheidegruß hinab. Erst als die Klänge des fröhlichen Marsches in der Ferne erstarben, schloß sie das Fenster. Ob sie ihn wohl wieder sehen werde?

V.

Das beste Bayernherz.

Die Politik — wenn nicht ihr Herr zuletzt,
Der alle Diplomaten schuf,
Ihr leiht Verstand und Ruf,
Ist nur auf leichtes Schilf gesetzt;
Ihr Werk ist ohne ihn — wohl Kunst,
Doch fliegt es schnellstens auf — wie Dunst.

Durch die Allee, welche von dem Lustschlosse Nymphenburg nach der Hauptstadt München führt, rollte eine Kalesche, ihr voraus ein Reiter, dessen blauweiße Livree zeigte, daß die Nachkommenden dem königlichen Hause angehörten.

Das war aber nur bei einem jungen Mann der Fall, dessen kühner Blick, stolzes Auge und Haltung die hohe Abstammung verrieth. Der Andere war schon in den gereifteren Jahren, scharfblickend, doch dabei lauernd, während seine Züge auf einen energischen Charakter schließen ließen, der sicher alles aus dem Wege zu räumen im Stande war, was sich ihm entgegenstellte. Der Jüngere, der zur Rechten saß, war der Kronprinz Ludwig von Bayern, der Andere der Minister Graf von Montgelas. Der Kronprinz hatte einige Tage in dem prachtvollen Lustschlosse geweilt, um sich ganz dem Genusse der Natur in dem herrlichen Parke hinzugeben, dabei aber auch die Erinnerungen zu sammeln, die er auf seiner Reise durch Frankreich nach Paris in sich aufgenommen hatte. Gar viel des Schönen und Herrlichen hatte er dort gesehen, nnd der für Kunst und Wissenschaft begeisterte Prinz benützte jede Gelegenheit

sich jene Kenntnisse anzueignen, welche einst zur Regierung des Landes von ihm gefordert würden.

„Der Aufenthalt Eurer königlichen Hoheit in Paris hat also in dieser Beziehung Eurer Hoheit Beifall und Anerkennung nicht gefunden," setzte der Minister ein bereits im Erlöschen begriffenes Gespräch weiter fort.

„Nein, mein lieber Montgelas," war des Kronprinzen offene Antwort. „Der französische Hof ist das gerade Gegentheil von dem, was ich mir gedacht. Es ist dort Alles so hohl, so kalt, es fehlt das Leben, die Wärme, mit einem Worte, er kam mir vor, wie ein Theater, in dem jeden Augenblick die Scenerie wechselt, hin und wieder zum Besseren, meistens aber zum Schlechten. Man riecht dort immer nur Pulver und die goldgestickten Marschälle stehen da, wie auf Kommando, und hören nichts, als die Worte ihres Kaisers. Es ist kein Fürstenhof, trotz allem Prunke, sondern nur ein verschönertes Feldlager."

Montgelas lächelte über diesen Vergleich.

„Und die Frauen?" fragte dann der Minister.

„Sie blenden wohl, aber sie erwärmen nicht," war die rasche Antwort, „mit Ausnahme der Kaiserin, an der ich allein eine Tiefe und Innigkeit des Gefühls wahrgenommen habe, die mich in Erstaunen setzte. Wäre sie in Deutschlands Gauen geboren, sie würde zu den ersten unserer edlen Gestalten zu zählen sein. Ich habe mich auch am Hofe des Kaisers wenig sehen lassen und ich glaube, daß man dieses wohl bemerkt hat. Die Kunstschätze, die Paris besitzt, zogen mich mächtiger an, wie Frauen, Politik und Revüen. Sie zu sehen und von ihnen zu lernen, war der Zweck meiner Reise, alles Uebrige für mich nicht vorhanden."

„Glauben Hoheit, daß der Friede lange erhalten bleibt?" fragte der Minister weiter. „Nach meinem Dafürhalten zucken schon wieder Blitze durch die Luft, denn er ist ja der Zeus, der sie in der Hand hält und hinaus schleudert, wenn die richtige Stunde gekommen ist."

„Glaube ich so wenig wie Sie," erwiderte Ludwig. „Vielleicht ist schon der Krieg in dieser Stunde beschlossene Sache.

Spanien und Portugal sind niedergeworfen, Italien unter Napoleons Herrschaft, wir sind gezwungen, ihm zu folgen, wollen wir nicht unterdrückt werden, Preußen ist gedemüthigt, was hindert ihn also, seine Rache an Oesterreich zu kühlen? Sie sehen, ich spreche offen, Graf Montgelas, aber ich rechne mich jetzt nicht zu den Diplomaten, sondern spreche nur meine Meinung als Politiker aus. Ehe vier Wochen vergehen, das glaube ich fest, stehen wir dem Kaiser Franz gegenüber."

Der Minister lächelte wieder. Er wußte das schon lange und wollte nur hören, wie sein jugendlicher Begleiter darüber dachte.

„Mag es aber immer sein, wie es will," fuhr der Prinz fort, „ich bin in erster Linie Prinz und in zweiter Soldat und als solcher folge ich den Befehlen, die mir zu Theil werden. Daran knüpft sich selbstverständlich, daß ich meiner Pflicht voll und ganz genüge."

„Oesterreichs Rüstungen haben diesesmal einen Umfang erreicht, wie noch nie," erwiderte Montgelas. „Alle Berichte stimmen darin überein, daß es seine Anstrengungen bis an die Grenzen der Möglichkeit ausdehnt, um aus diesem Kampfe als Sieger hervorzugehen. Wäre nicht das Glück und das gewaltige Genie des Kaisers der Franzosen in die Waagschale zu legen, ich würde für die Entscheidung zittern, um so mehr, da Bayern es wieder ist, das den ersten Anstoß auszuhalten hat."

„Wir sind gerüstet, mögen sie kommen," endete der Prinz das Gespräch. Sie waren an der Residenz angekommen. Die Wache trat unter das Gewehr, die Trommeln wirbelten, die Fahne senkte sich. Freundlich grüßte der Prinz nach allen Seiten, als er aber den Wagen verließ, reichte er dem Minister die Hand und fügte lächelnd bei: „Was ich gesprochen hat doch wohl der Graf, aber nicht der Minister gehört."

Kaum aber hatte Monteglas seine Arbeitszimmer betreten, die nicht weit von jenem des Königs Max Joseph entfernt waren, als auch ein Diener erschien, und ihm den Befehl überbrachte, daß der König schon lange seiner harre, und er sogleich vor demselben er-

scheinen solle. Er kam diesem Befehle, wie er ging und stand, nach und eilte rasch in die Gemächer des Königs.

Max hatte soeben den General Deroy entlassen, mit dem er nahezu zwei Stunden gearbeitet hatte. Sein mildes, freundliches Gesicht lächelte, als er des Ministers ansichtig wurde, der um Verzeihung bat, daß er sich nicht mehr Zeit genommen habe, sich in andere Kleider zu werfen, um die Befehle Seiner Majestät nicht länger zu versäumen.

„Macht gar nichts," erwiderte dieser in seiner leutseligen Weise, „ich trage ja auch nicht immer die Krone auf dem Haupte, und den Purpurmantel um die Schultern. Doch zur Sache! Vor einer Stunde traf diese Depesche von unserem Gesandten in Paris ein. Der Krieg ist an Oesterreich erklärt und der gleiche Kurier, der diese Nachricht hieher brachte, befindet sich jetzt auf dem Wege nach Wien. Bereits hat Deroy den Befehl in Handen, die Armee davon in Kenntniß zu setzen und die nöthigen Anordnungen zu treffen. Sie sind ebenso erstaunt, wie ich es war, das sehe ich an Ihren Zügen, Graf Montgelas!"

„Napoleon ist der Mann der raschen Entschlüsse," antwortete dieser. „Daß der Krieg unvermeidlich sei, ist mir kein Geheimniß gewesen, doch diese Schnelligkeit hätte ich nicht erwartet. Es ist gut, daß wir vorbereitet sind, sonst könnten wir am Anfange den Kürzeren ziehen. Befehlen Majestät, daß eine neue Proklamation an das Volk erlassen werde?"

„Ich halte es nicht für nöthig," war die Antwort. „Meine Bayern wissen, daß ich nur ungerne das Schwert ziehe und nur den zwingenden Verhältnissen folge. Die Arbeiten des Friedens, die ich so sehr gewünscht, sind nun für lange Zeit wieder verschoben. In der Justiz-, wie in der Verwaltungsbranche wäre noch so viel zu erledigen gewesen und mein Lieblingswunsch, meinem Volke größere Freiheiten zn verleihen, ist wieder in den Hintergrund gedrängt. Wann wird endlich die Sonne des Friedens einmal aufgehen, um ihr strahlendes Gestirn für immer leuchten zu lassen. Ob ich diese glückliche Zeit wohl noch erlebe?"

„Gewiß Majestät," versicherte der Minister. „Wir leben in

der Zeit des Gährens und Werdens, aus dieser aber wird die reife Frucht des Glückes und Wohlstandes hervorgehen."

„Aber zuerst verstümmelte Leichen, rauchende Brandstätten, zertretene Felder," sprach Max wie für sich, „wie kann aus solcher Saat Gutes hervorgehen. Wie viele Hoffnungen werden zerstört, wie viele Existenzen noch vorher vernichtet?"

„Erlaubt, daß ich mich zurückziehe, Majestät," bat der Minister „um die nöthigen Befehle in Betreff der Kriegserklärung zu erlassen."

„Thun Sie das," antwortete der König milde, „doch bleiben Sie in der Nähe, damit ich Sie rufen lassen kann, wenn ich Ihrer bedarf."

Als Montgelas sich entfernt hatte, begann Max wieder verschiedene Schreiben hervorzusuchen und diese durchzulesen. Da war alles Mögliche untereinander. Vorstellungen und Berichte der verschiedenen Regierungen, Beschwerden und Klagen der mediatisirten Fürsten und Grafen, welche den Verlust ihrer Reichsunmittelbarkeit nicht verwinden konnten, Bitten von Gemeinden, sie von der großen Last der Einquartierungen zu befreien, durch die sie erdrückt würden, Polizeiberichte, die gerade kein erfreuliches Bild der Sicherheit des Landes boten, Klagen der Prälaten und Aebte, die man aus ihren Klöstern vertrieben hatte, daß sie ihre Ruhegehälter nicht beziehen konnten, Bittgesuche um Begnadigungen Verurtheilter, von Wittwen und Waisen, die durch den Krieg den Vater und Ernährer verloren hatten, kurz, ein Chaos, das keinem Menschen Freude bereitet haben würde, viel weniger dem wohlwollenden, gemüthreichen Herzen des Königs. Die Meisten wurden von ihm gleich erledigt, einige legte er auf die Seite, um sie zur Bescheidung den Ministern zu übergeben.

Er glaubte nun wohl ein Stündchen ausruhen zu können, allein er sah sich auch hierin getäuscht. Kaum hatte er sich in den bequemen Lehnstuhl, der in einer Ecke des Zimmers stand, niedergelassen, als der diensthuende Adjutant erschien, und den Freiherrn von Schenk meldete, welcher in dringenden Angelegenheiten soeben

von Innsbruck eingetroffen sei und unverweilt vorgelassen zu werden bitte.

„So lassen Sie ihn nur eintreten,“ befahl Max, „da er es so eilig hat.“ Als er allein war, meinte er aber für sich: „Wird auch nicht viel Gutes bringen. Heute scheint es, ist schon so ein Tag, an dem die Widerwärtigkeiten sich die Hand reichen.“

„Nun, mein lieber Schenk,“ rief er diesem zu, als er seiner kaum ansichtig wurde, „was bringen Sie so Eiliges aus den Bergen heraus, hoffentlich doch keine schlimmen Nachrichten?“

„Verzeihen Majestät,“ entgegnete dieser, „daß ich mich kurz und deutlich ausdrücke, nicht nur schlimme, sondern sogar die schlimmsten von der Welt. Was hilft hier die Lüge und Entstellung, wo die Wahrheit bald mit Flammenworten reden wird. Majestät, wenn nicht sofort ein starkes Corps in Tirol einzurücken vermag, wenn nicht eine durchgreifende Veränderung in der Regierung und Organisation sogleich in das Leben tritt, wenn statt der Härte nicht mit Milde und Schonung gehandhabt wird, so ist das schöne Land für Eure Majestät verloren.“

Diese hastig hervorgebrachten Worte machten einen sichtlich erschreckenden Eindruck auf den König. Er trat näher auf den Freiherrn zu und sagte dann: „Sie bringen da eine Hiobspost, Schenk, die ich nicht erwartet hätte. Haben Sie auch recht gesehen und gehört? Anschuldigungen sind schnell hervorgebracht, aber nicht gleich erwiesen. Die Berichte, die mir unterbreitet wurden, sagen das Gegentheil.“

„Majestät sind hintergangen worden, leider daß ich das meinem erhabenen Monarchen Angesicht gegen Angesicht sagen muß,“ berichtete der Freiherr mit edlem Mannesmuthe weiter. „Die Berichte sind gefälscht oder nach dem Sinne jener abgefaßt, in deren Interesse es lag, die Wahrheit nicht an den Tag kommen zu lassen. Noch nie hat eine Mißregierung ärger in einem Lande gehaust, als wie die gegenwärtige in Tirol. Vom höchsten Beamten, bis zum niedersten betrachtet sich jeder als Herr, der schalten und walten könne, wie es ihm beliebe. Ehre, Freiheit und Eigenthum wurden mit Füßen getreten, die Religion verhöhnt, mit einem

Worte, Gewalt an die Stelle des Rechtes gesetzt. Ich müßte Stunden erzählen, was ich gesehen und erfahren habe, doch hier in diesem Memorandum, das ich mir erlaube, ehrfurchtvollst in die Hände Eurer Majestät niederzulegen, ist Alles enthalten, was ich mit Worten nicht schildern kann. Das Volk hat noch nie gerne das bayerische Wappen gesehen, diese Regierung hat es verhaßt gemacht. Es ist zum Aufruhr bereit, es will das Joch abschütteln, das, wie sie sagen, ihnen gewaltsam aufgebürdet wurde. Mit Recht und Milde wären sie zu gewinnen gewesen, wie dieses der ausgesprochene Befehl und Wunsch Eurer königlichen Majestät war. Männer von Einfluß und Thatkraft durchziehen die Thäler und fordern das Volk auf, die Waffen zu ergreifen. Die Regierung sah und hörte nichts davon, bis ein Tiroler selbst kam und die Bewegung verrieth. Wer noch daran zweifeln will, den werden diese Aufrufe eines Besseren belehren, die mir vor wenigen Tagen von dem gleichen Manne übergeben wurden und mich veranlaßten, hieher zu eilen. Die Landesvertheidigungs-Cammission nennen sich die Aufwiegler, und deren Ersten einer ist der Sandwirth von Passeyr, Andreas Hofer, in Verbindung mit dem Kapuziner Joachim Haspinger. Und wie diese Beiden, so ziehen Dutzende durch das Land, und wie lange noch, dann werden die Sturmglocken durch die Thäler heulen, und die Rachefeuer auf den Bergen entzündet werden. Und daß auch Oesterreich seine Hand im Spiele hat, dürften gleichzeitig die Proklamationen beweisen, die in allen Häusern zu finden sind. Wer hat sie über die Grenze gebracht? Offen und laut wird darin der Krieg gepredigt und der Untergang der Fremdherrschaft verheißen. So steht es, Majestät, in Tirol, und wer Anderes behauptet, sagt die Unwahrheit. Ich habe als Cavalier und Patriot gesprochen, und bin dem Auftrage Eurer Majestät, die Verhältnisse des Landes zu prüfen, getreu nachgekommen. Das unschuldige Blut, das vergossen wird, möge über jene kommen, die das Volk unterjochten und es jetzt zu verderblichen Handlungen aufstacheln.

Tief ergriffen hörte ihm der König zu. Als der Freiherr geendet, sprach er: „Also so wurden meine Befehle mißachtet, so

hintergeht man mich. Jetzt wird mir klar, warum man Alles so fern von mir hielt, was auf Tirol Bezug hatte. Gut, Freiherr von Schenk, legen Sie Ihre Beweise dort auf jenen Tisch, ich werde Sie gleich durchlesen, und heute Abend sind Sie wieder zur Stelle. Ich werde den Ministerrath versammeln und glaube, daß ich dabei des lebenden Zeugen bedürfe. Bis dahin ruhen Sie aus und seien Sie im Voraus meines Dankes versichert."

Unruhig ging Max in dem Zimmer auf und ab. Quälende Gedanken durchzogen sein Inneres, er sah sich getäuscht und dieses schmerzte ihn. Er hatte die Tiroler durch Milde und Güte an das neue Herrscherhaus fesseln wollen, das Gegentheil davon war geschehen. Was half es jetzt, wenn er auch die Schuldigen entfernte und bestrafte. Der Same der Unzufriedenheit war gesäet und die Gewalt der Bajonnete konnte sein Aufgehen nicht hindern. Wurde zudem noch die Kriegserklärung an Oesterreich bekannt, so warde das Oel in das Feuer gegossen. Vielleicht war jetzt schon der Aufstand losgebrochen und seine braven Soldaten mußten einen Verzweiflungskampf bestehen.

Dieser Gedanke ließ ihn nicht zur Ruhe kommen. Jede Minute, die versäumt wurde, konnte von schweren Folgen sein. Hastig schellte er und befahl, sofort die Minister zu ihm zu bescheiden. Dann nahm er die Schriftstücke, die Schenk auf den Tisch gelegt hatte, und begann sie aufmerksam zu lesen. Da stand es richtig in dem Aufrufe an die Tiroler, daß die Tage der Rache nahe seien, während die Proklamation des Kaisers Franz darauf hinwies, daß in dem ausbrechenden Kriege den Tirolern eine hervorragende Rolle zugedacht sei und sie sich bereit halten sollten, auf das erste Zeichen über ihre Feinde herzufallen. In Kärnthen stehe bereits ein österreichisches Armeekorps bereit, sie zu unterstützen und werde dieses durch das Pusterthale vordringen, Brixen zu gewinnen suchen, um so die Bayern und Franzosen zwischen zwei Feuer zu bringen. Das Memorandum zählte alle Fehler auf, die gemacht wurden und schonte auch des Statthalters, des Grafen Arco nicht, dessen Kurzsichtigkeit und Nachlässigkeit so Vieles verschuldete.

Daß es nun zu spät war, Abhilfe zu treffen, sah Max ein.

Aber gerettet sollte noch werden, was möglich war und für die Zukunft sollte es ihm eine heilsame Lehre sein. Allein das Mißtrauen hatte einmal in seiner Brust Wurzel gefaßt und wo dieses geschehen, verdrängt es leicht die edleren Gefühle.

Noch nie sahen die Minister, Montgelas voran, so finstere Blicke auf sie gerichtet, als diesmal bei ihrem Kommen, kaum daß der König ein wenig das Haupt neigte, um ihre Verbeugungen zu erwidern.

„Nun wie steht es denn in Tirol?" fragte Max den Minister Montgelas. „Sind sie dort mit meiner Regierung zufrieden? Es dürfte in dem gegenwärtigen Augenblicke von besonderer Bedeutung sein, daß wir dieses Land in Ruhe und Frieden besitzen."

„Nach den Berichten des Grafen Arco befindet sich das ganze Land in größter Ruhe," erwiderte Montgelas. Doch war seine Stimme nicht so fest wie sonst. Es war ihm schon auffallend, daß die Minister alle zu so ungewohnter Stunde versammelt wurden und die Frage wegen Tirol's war auffallend zu nennen. Doch er war ja ein Diplomat und dazu die rechte Hand des Königs und fast unentbehrlich. Er sicherte sich immer wie ein Feldherr den Rückzug, oder wußte die Schuld geschickt auf Andere zu wälzen.

„In vollster Ruhe also," wiederholte Max. „Mir scheint aber, Herr Graf Montgelas, man färbt Ihnen die Berichte, wie sie diese gerne haben."

„Ich verstehe Eure Majestät nicht vollkommen," entgegnete er, doch ein wenig aus der Fassung gebracht.

„Nicht? Nun ich meine, die Berichte sollen Sie täuschen, damit es Andern ebenso ergeht."

„Sollten Majestät andere Nachrichten erhalten haben," forschte der Minister, „so bitte ich, dieselben mir mitzutheilen, um sie nach ihrem wahren Werthe zu prüfen."

„Sie haben also keine Kenntniß, wie man in dem Lande seit drei Jahren verfuhr?" fragte der König strenge. „Sie wissen bis zur Stunde noch nicht, was dort geplant, ja vielleicht schon in dieser Minute ausgeführt wird. Ei, Herr Minister, Sie wollen

von Allem sonst so wohl unterrichtet sein, da wo es aber nothwendig wäre, ist es nicht der Fall."

Montgelas wurde etwas blaß, in solchem Tone hatte der König noch nie mit ihm gesprochen. Dieser wandte sich dann auch an die Andern: „Auch von Ihnen, meine Herren, hätte ich geglaubt, mehr Aufrichtigkeit erwarten zu dürfen. Man stellt mir Alles nur immer rosenfarben dar, während die Wetterwolken schwarzgrau gefärbt sind. Man lullt mich in Sicherheit ein, während der Aufruhr und die Empörung vor der Thüre stehen. Jederzeit liebe ich ein offenes Wort, ich gehöre nicht zu jenen Fürsten, welche die Wahrheit nicht hören wollen, oder nicht ertragen können."

Einer sah den Andern an, das war deutlich gesprochen. Montgelas hätte viel darum gegeben, wenn er in diesem Augenblicke gewußt hätte, wem diese ungnädigen Worte zu verdanken waren. Keiner getraute sich etwas zu erwidern, sie sahen, daß noch nicht Alles vorüber war. Max reichte den Aufruf und die Proklamation Montgelas.

„Lesen Sie einmal laut, damit es die Herren auch hören," befahl der König. Dieser mußte gehorchen, so schwer es ihm auch ankam.

„Nun?" meinte Max, als er geendet hatte, „was sagen die Herren dazu? Und davon wußte mein erster Minister nichts?"

Dieser suchte sich auf alle mögliche Weise aus der Schlinge zu ziehen und bat zum Schlusse, nachdem er eine Menge Entschuldigungen vorgebracht hatte, den Grafen Arco von seinem Posten abberufen zu dürfen, da er denselben auszufüllen nicht im Stande sei.

„Ich glaube," erwiderte der König, „daß dieses nicht mehr nöthig ist, das werden die Tiroler besser und schneller besorgen, wie mir scheint. Ueber das, was geschehen ist, muß ich hinweggehen; gut zu machen oder zu ändern ist es jetzt zu spät. Erhalten müssen wir, was noch möglich ist und hierüber will ich Ihre Meinung hören."

Lange wurde hin und her gesprochen, zu einem klaren Verständniß kam es aber nicht. Zuletzt wurde nur beschlossen, so viel

Verstärkungen als möglich, in das Land zu werfen und Napoleon davon in Kenntniß zu setzen, damit auch von Italien aus ein Armeekorps zu Hilfe komme. Noch am Abende dieses Tages flogen Kuriere nach allen Himmelsrichtungen.

Aber es war und blieb zu spät.

Max hatte keine ruhige Stunde mehr. Noch spät hatte er den Grafen Oberndorf zu sich kommen lassen, um mit diesem über weitere Anordnungen zu berathen. Auch Schenk mußte daran Theil nehmen, denn er war ja der einzig Unterrichtete am Hofe und im Stande, auf jede Frage Auskunft zu geben.

„Was glauben Sie, Oberndorf, was bei der gegenwärtigen Lage noch weiter geschehen kann?" fragte ihn Max, nachdem ihm Alles berichtet war.

„Da ist guter Rath wirklich theuer," gab dieser zur Antwort. „Es ist dabei zu befürchten, daß die erbitterten Bauern, falls ihnen ihr Unternehmen gelingt, über die Grenze dringen und verderbliche Einfälle wagen. Mein Rath wäre daher, so schnell wie möglich die bedrohtesten Punkte zu sichern, die Gebirgsschützencorps zu erneuern und mit deren Hilfe die Uebergänge und Pässe zu besetzen. Auch ein freiwilliges Jägerkorps aus den tüchtigsten Schützen des Landes gebildet, müßte den Tirolern großen Abbruch thun. Es sind das allerdings nur Meinungen von mir, die ich Eure Majestät aber bitte, näher prüfen zu lassen."

„Die mir auch sogleich vollkommen einleuchten," erwiderte Max freundlich. „Dadurch kann manches Uebel abgewendet werden und wenn auch nur einige Gegenden geschützt werden, so ist die Mühe und Arbeit hiefür belohnt. Ich werde morgen sogleich die Befehle erlassen und Kommissäre ernennen, welche die Korps zu organisiren haben. Sie, Graf Oberndorf, ernenne ich zum Kommandanten des Jägerkorps und hoffe, daß Sie dasselbe zu zahlreichen Siegen führen werden."

Oberndorf wollte dagegen Einwendungen erheben, allein Max winkte ihm schnell ab. „Ich weiß schon, was Sie sagen wollen," fügte er bei, „die Zeit erfordert aber ganze Männer und solche muß man an jene Stellen setzen, die sie ganz und voll aus-

zufüllen vermögen. Ich kenne Sie als einen wackeren Patrioten und umsichtigen Anführer, also kein Wort mehr, es bleibt bei dem was ich gesagt habe. Auch für Sie, mein lieber Schenk, habe ich eine Bestimmung, sie sollen als Kommissär im Gebirge fungiren und werde ich Ihnen meine weiteren Ansichten, die ich darüber habe, noch mündlich mittheilen. Jetzt ist es nothwendig, so rasch wie möglich zu handeln, das wollen Sie nicht aus den Augen verlieren."

Damit war die Audienz beendet. Schon nach wenigen Tagen befand sich Schenk mit außerordentlichen Vollmachten versehen, im Gebirge, während der Graf die ersten Schützen seines Jäger-Corps bei sich sah. Schneller als er dachte war es vollzählig und harrte nur des Befehls, der es vor den Feind führen sollte.

Auf dem Einöd- und Romanihof kümmerte man sich aber nichts um alle die Ereignisse, die sich draußen in der Welt begaben und so manches Herz mit neuen Sorgen und Kummer erfüllte. Für Liebende gibt es kein anderes Denken und Fühlen mehr, als die Herbeisehnung jenes Tages, der sie für immer verbindet.

Monei war, wie Nannei überglücklich. Sie spann sich fast die Finger wund, um noch zu rechter Zeit die Leinwand fertig zu bringen, denn mit ihrer eigenen Hände Arbeit wollte sie sich an ihrem Ehrentage schmücken. Dann als endlich Weihnachten vor der Thüre war, mußte ihr Vater für einen neuen Kalender sorgen, damit sie doch einmal gewiß wisse, wie viele Wochen noch bis zur Fastnacht waren. Kaum hatte ihn eines Sonntags Paul aus dem Sacke gezogen, so fiel sie über ihn her und hastig wurde er nun durchsucht. Aber weder in den Februar, noch an den Beginn des März fiel sie das kommende Jahr, sondern erst weit unten stand das rothe ersehnte Wort. Mißvergnügt schlug sie ihn zu, jetzt hätte sie ihn lieber gar nicht gesehen, dann würde sie wenigstens immer noch mehr Hoffnung haben.

Daß der Wastl jetzt fast keinen Abend mehr auf dem Hofe fehlte, muß nicht erst versichert werden; die Uebergabe war erfolgt und er Besitzer des Anwesens. Seine Mutter hatte sich schon in ihr Aus-

tragstübchen zurückziehen wollen, allein das hatte der brave Sohn nicht zugegeben; so lange sein Weib nicht eingezogen sei, habe die Mutter zu schalten und zu regieren wie vorher. Die Schwester Lisei hatte bereits Hochzeit gehabt. Es war ihr viel gelegener in der Adventzeit gewesen, weil sie dadurch all den damit verbundenen Festlichkeiten und Aufregungen entgangen, die zu einer andern Zeit damit verbunden waren. So hatte sie sich im Stillen trauen lassen, nur die nächsten Verwandten zu einem einfachen Mittagmahle geladen und dann am Abende mit ihrem Manne hinausgefahren nach Tölz, in ihr neues Heim. Es war also etwas stiller geworden, wenigstens für einige Zeit in dem Hause der Wittwe. Auch Vroni rüstete sich zu ihrem baldigen Abzuge, um dem Beispiele der Schwester zu folgen.

Eines Morgens kam ganz unvermuthet der Vetter Waldbauer zum Besuch auf den Hof. Das war eine Ueberraschung im Winter, an die man nicht gedacht hatte. Aber der Vetter war in keiner guten Laune, das sah man ihm sogleich an. Nachdem die ersten Begrüßungen vorüber und alle die verschiedenen Fragen nach Weib und Kinder und wie sie den Winter zugebracht hatten, beantwortet waren, wollte Paul nun auch wissen, warum denn eigentlich der Vetter so unvermuthet in das Haus falle.

„Dös is so eine eigne Sache", begann der Waldbauer. „I bin eigentlich nit allein, i bin nur um an Tag voraus gangen, um euch b'suchen z'können, morgen kommt der Herr Pfarrer und der Burgermeister a noch nach, nachher gehn wir als Deputirte nach München, wenn wir z'Tölz im Landgericht nix ausrichten."

„Is euch was g'schehn?" fragte Paul verwundert.

„Grad g'nug," war die Antwort. „Bringt da der G'richtsbot kürzli a Schreib'n, mit ein mordsgroß'n Siegl d'ran vom Landg'richt an da Bürgermeister. Der list's glei und is dir aber a glei vor Wuth und Zorn zu mir g'lauf'n kommen. Denk Dir nur, Nachbar, sagt er, was uns da g'schickt ham. D'Ringweih wollen's z'München nimmer leid'n und habens uns verbot'n. A mei, sag i, dös kann do nit sei, dös is ja scho a Herkommen seit viele hundert Jahr, dös können's do so mir nix, dir nix, auf einmal

nit verbiet'n und an Grund müßtens doch a dazu hab'n. Da lies, sagt er, und richti is so g'wes'n. Wie wir ananander ang'schaut hab'n, kannst Dir denken."

„Is wirkli möglich?" fragte auch Paul.

„Mei Gott, aber warum denn," meinte Rosl. „Habens denn gar so viel G'walt in der Stadt und müssen wir uns denn all's g'fall'n lassen, was die thun und treib'n?"

„A Aberglaub'n sei's, steht im Schreiben drin," erklärte nun der Vetter, „den ma nit länger duld'n könn'. S'Volk soll a weng g'scheider werd'n und nit an so an dummen Zeug hang'n. Kannst do a no red'n?"

„Dös war nit übel," versicherte der Romanibauer.

„San nur die studirten, aufklärten Köpf d'ran schuld," behauptete Mutter Rosl. „Von der Religion und an Glaub'n wollens nix mehr wissen, in d'Kirch glaub i gehn die Herrn s' ganz Jahr nit, daher kommt dös Zeug. Is nit g'nug, daß all uns're Klöster aufg'hob'n hab'n und die Geistlichen wie z'Bettelleut rum lauf'n lass'n. Wie schö is sonst z'Beuern und 'n Schlehdorf d'rüb'n g'wes'n auf Weihnachten. Geht jetzt no a Mensch hin? Oder krieg'n die armen Leut no etwas? Verkauft habens all's, s'Geld eing'schob'n nnd d'Kirch'n lassens dafür z'sammenfall'n. Und do wollen's ein dös Bißl, was no blieb'n is, a no nehmen. Wart's nur, s'kommt scho wieder a andere Zeit a. Na san mir aber a nit daheim."

„Ganz recht hast, Schwägerin," stimmte ihr Klaus zu. „An das denkens nit, warum s'Ringweihen g'schieht. Is scho a mal oaner ganz drunt g'wesen am See und hat g'sehn, wies da aussieht. Wie lang is her, kaum recht fünfzig Jahr*) wie der See so tobt und g'arbeit hat, daß ma da scho g'meint hat, er bricht aus. Wo is selbigsmal dös Wasser all's hinkommen, denn halb

*) Als am 1. November 1755 Lissabon durch ein Erdbeben zerstört wurde, fing zu gleicher Stunde bei heiterem Himmel der Walchensee an, in Bewegung zu kommen. Zuerst senkten sich die Wasser, dann aber kamen sie brausend und zischend zurück und überschwemmten die Ufer.

leer sei er g'wesn, hat mei Vatern, Gott hab ihn selig, oft erzählt und braust hab's, als wie wenn alles z'Grund gehn müßt. Und auf einmal sei's wieder daher g'schossen kommen, daß ma glaubt hat, es nimmt die höchsten Berg mit. Und dös soll na a Aberglaubn sei? I mein, dös is deutli g'nug g'wesn, was da unser Herrgott hat damit sagen wollen."

„I meins a," erwiderte Paul. Aber was habts na than?"

„Nachher san wir glei zum Herrn Pfarrer numg'fahrn," erzählte er weiter. „No kannst Dir denk'n, daß der grad so g'schaut hat, wie wir. Dös nehmen wir nit an, hat er g'sagt, dös is a altes Recht und G'löbniß von Klosterzeiten her. Früher sei die Sach no feierlicher g'wesen und der Ring in einer Gruftkirch'n z'Münch'n g'weiht worden. Am Sonntag drauf is in der G'meind drüben verhandelt word'n; wies da zugangen is, kannst Dir denken. Alls hättens nit hörn dürfn, s'wär Manchem s'Maul dös g'stopft worden. Und b'schloss'n is also word'n, daß der Herr Pfarrer, der Burgermeister und i z'erst nach Tölz und wenn's da nix hilft, glei na München ins Ministeri solln, damits rückgängig wird. Dös war ja a Schad'n fürs Dorf und die ganz Gegend, dös gar nit zum sag'n is. Morgen kommen wir z'Kochel z'samm."

„Wenn nur a was hilft," entgegnete Paul. „Wenn die a mal was b'schlossen ham, nehmens sie's so leicht nimmer z'rück. Sind gar harte Köpf drunter. Wanns uns aber brauch'n, nachher wissens gar viel zum Versprechen."

„Halt'n aber a nix," ergänzte Klaus. „Wie oft hats scho g'heiß'n, daß an Kesselberg was g'richt wird, damit d'Menschen und s'Vieh nimmer so plagt werden. Hast Du was g'sehen? G'wiß nit und i a nit. Und so is mit allem. Geben nix, blos nehmen. Aber halt, mit der G'schicht vergesset ja i alls. Wo ist denn d'Hochzeiterin? Da sagts nix davon, wenn mans nit von andere Leut wüßt."

„Mit lauter Acht geben, was D' alles erzählst, hab i ganz vergessen," entschuldigte sich die Bäuerin. „S'war aber scho no kommen. Ja, es is jetzt alles richti und in Ordnung. Wo's is? Höchstens wieder z'Kochel bei der Natherin. Die is jetzt a paar

Tag ausblieb'n, da kannst dös Deandl nimmer hab'n. Na i muß grad scho sag'n, i bin recht froh, wenn die G'schicht amal rum is, daß wieder a Ruh ins Haus kommt."

„Bist grad so g'wes'n," gab ihr Paul zur Antwort. „I seh Di heut no rumlauf'n von ein' Eck ins andere und d'Nahterin hätt i nit sein mög'n, die hat ihr Essen ehrlich verdient."

„Du wirst's wissen, ja," lachte sie. „I hab kei Mutter g'habt, wie d'Monei, die für alles sorgt, i hab mei Sach allei richt'n müssen."

„Was gibts denn sonst Neues am See drob'n?" fragte jetzt Paul den Schwager.

„Gar nix," erwiderte dieser kurz. „Eing'schneit san mir den halben Winter g'wes'n und na weißt scho, was da für a Unterhaltung gibt. Ihr sollt mehr da herunt' wissen, Ihr seid eher bei die Leut."

„Nix guts hörst nit, und am Schlimmen hat kein Mensch a Freud," gab Paul zur Antwort. „Die G'schicht mit dem Einödbauern, dem Peter, hast g'hört, wie der bald z'Grund gangen is. Am Montag, kannst grad recht dazu von München z'rückkommen zur Hochzeit von seiner Nannei."

„S'Monei is Kranzljungfer," fügte Rosl bei. „Die letzt Hochzeit, die's ledig mitmacht."

„Hat ers jetzt doch zugeben," meinte der Waldbauer. „Hat lang braucht, bis sei starriger Kopf brochen is."

„Grad wie umkehrt is er jetzt," berichtete Paul, „Du sollst gar nit glauben, wie sich der Mensch ändern kann. Was der Veri will und sagt, dös g'schieht. Da hörst jetzt nix mehr, als wie mei Veri und mei Schwiegersohn, der is recht, der is brav. Mit einem Wort g'sagt, die guet Stund is er selbst."

„Unser Herrgott ist der best Lehrmeister," versicherte Klaus. „Der weiß, wie ers machen muß."

Nun kam Mutter Rosl mit einer Schüssel voll Nudeln und frischer Milch und bat den Schwager, statt dem Reden nun zuzulangen und sich damit zu begnügen. Hätte sie gewußt, daß er komme, so würde sie darauf angetragen haben. Dieser aber er-

klärte, das sei mehr als genug, zu Hause gäbe es auch nichts anderes.

Als Monei und Martl von dem Dorfe zurückkamen, ging die Unterhaltung wieder frisch an. Diesesmal mußte aber das Mädchen manche Anspielung anhören, daß das Verlieben doch oft schneller gehe, als man glaube und das Kinderherumtragen wohl öfter an sie kommen werde. Diese aber lachte und gab nur kurz zur Antwort, es habe sich halt Alles gerade so recht geschickt und da könne sie eigentlich gar nichts dafür.

Am andern Morgen trafen des Waldbauern Begleiter richtig ein. Wenn es möglich sei, versprach Klaus, werde er bis Montag wieder zurück sein, damit er auch noch etwas von der Hochzeit vom Einödhofe profitiren könne.

Am Abende vor ihrem Hochzeitstage saßen Veri und Nannei allein in der Stube des Einödhofes. Gegen die sonstigen Gewohnheiten war es Tags über ziemlich still hergegangen, denn da der Einödbauer übergeben hatte und so Veri auf den Hof heirathete, war der Kammerwagen unterblieben und damit all das Schießen und Juchzen, das sonst zu seinen Ehren stattfand. Doch hatte die Hochzeiterin der frommen Sitte, die Armen an diesem Tage zu beschenken, nicht vergessen, eingedenk des Sprichwortes: was man im Braut-Stande gebe, vergelte sich siebenfach im Ehestande. Ihre Mutter hatte noch in der Küche vollauf zu thun, um zu der Morgensuppe Alles herzurichten und anzuordnen, worin sie von den Mägden tüchtig unterstützt wurde. Die Knechte räumten den Hof zusammen, Christl sah überall nach, ob Alles in Ordnung war, so fehlte es Keinem an Beschäftigung. Peter war noch ein wenig in das Dorf hinab; er gehe heute doch nur den Leuten im Wege um, drückte er sich aus, als er seine Pfeife anzündete.

Das Glück, der so heiß ersehnten Stunde so nahe zu sein, war bei Beiden erkennbar. Von morgen an waren sie für das ganze Leben vereint und nichts konnte sie mehr trennen. Wer das noch vor einigen Monaten geahnt hätte, wo sie auch nicht ein Fünkchen Hoffnung hatten und glauben mußten, erst nach dem Tode Peters wäre eine Aenderung ihrer Lage denkbar!

„Gott hat's so habn wolln," versicherte Nannei „und g'wiß werd i morgn recht betn, daß uns auch ferner gut geht. Aber no eins muß i Dir sagn, Veri!"

„Nur raus mit der Sprach," forderte dieser. „I will nit habn, daß die letzt Nacht vor der Hochzeit no unruhig schlafst."

„Weißt, was mir selbigsmal, wie wir an der Kirchweih von der Jochermühl durchn Wald rauf sind, versprochn hast?" fragte sie.

„Kann mi nit erinnern," meinte er schmunzelnd.

„Nit?" fragte sie, „Du hast aber a kurz Gedächtniß, oder hast es am End gern vergessen?"

„I weiß scho, was D' sagen willst und deßwegen kannst morgen ruhig am Altar hingehen," antwortete er ernsthaft. „Es ist mir zwar hart ankommen, aber i hab mei Wort g'halten Dir z'lieb und so wirds a bleib'n. Vor mir haben d'Hirsch und Gams a Ruh, meinetwegen könnens in Hof rein laufen, dös kümmert mi nix mehr, i könnt gar keins schieß'n, denn i hab kei Flinten im Haus."

Das Mädchen fiel ihm um den Hals. „I hab mi nit täuscht in Dir," sprach sie bewegt, „jetzt is auch mei letzte Sorg von mir g'nommen."

Kaum hatte andern Tages die Sonne den Horizont erreicht, so wurde es auch schon lebendig auf dem Einödhofe. Christl, der bereits in seinem Feststaate prunkte, hatte einige Böller hinter dem Hause aufgestellt, und diese begrüßten nicht nur die ersten Gäste, daß die Fenster des ganzen Hofes erzitterten, sondern verkündeten auch weit umher, welcher frohe Tag für zwei liebende Herzen angebrochen sei.

Wagen auf Wagen kamen angefahren und füllten den Hof, denn der Verwandten Zahl war groß, und Keines war zu laden vergessen worden. Der Hochzeitlader mit seinem mächtigen Rosmarinzweige am Hute und im Knopfloche des Rockes, aus dem auch noch ein Büschel rother und blauseidener Bändchen heraushing, und das reich verzierte spanische Rohr in der Hand, wußte gar nicht mehr, wo er zuerst mit seinen Sprüchen und Verbeugungen anfangen sollte. Er mußte jedem etwas Verbindliches sagen,

und besonders den Mädchen gegenüber durfte er sich sogar einen derben Witz erlauben, da er heute nicht nur die allmächtige Person, sondern auch der privilegirte Spaßmacher war.

Der Veri war mit seinem Vater bereits angekommen und sowohl von Peter und seinem Weibe, wie den schon Anwesenden fast feierlich empfangen worden. Die Braut war nicht sichtbar, sie befand sich noch unter den Händen von Monei und Franzi, welche soviel an ihr zu richten und ordnen fanden, daß sie fast die Ungeduld der Hochzeitsgäste erregten. Christl hatte mit Beihilfe der Knechte den Eingang wie die Stube gar stattlich mit Tannenbäumen und Gewinden ausgeschmückt, ja seine Phantasie hatte sich so weit verstiegen, daß er in einen der Kränze ein aus rothem Papier ausgeschnittenes Herz angebracht hatte, was als besonders glücklicher Einfall belobt wurde.

Als nun Nannei mit freudestrahlenden Augen erschien, war es keine kleine Aufgabe für sie, Jedem die Hand zu drücken, denn bevor dieses nicht geschehen war, durfte sich Keines an den Tisch setzen. Endlich war sie fertig und nach Rang und Stand wurden von dem Hochzeitslader nun die Plätze angewiesen.

Jetzt brachte die älteste Magd auf einem Teller einen Laib Brod und gab ihn dem Hochzeitlader. Dieser schritt graziös damit auf Veri zu und gab zugleich ein Zeichen den im Hofe harrenden Musikanten. Diese bliesen einen markerschütternden Tusch, während der Hochzeiter den Laib anschnitt, als Zeichen, daß er von nun an der Brodvater des Hauses sei. Wieder krachten die Böller Christls und der Marsch, der nun dazu erschallte, verkündete, daß die erste Schüssel aufgetragen sei. Doch immer mehr Gäste kamen, der Romanibauer mit seinem Weibe und Martl, der Kirchenlenz und Pfeifenschneider, der Jochmüller und zuletzt der Bader, der niemals fehlte, wo es lustig herging, aber auch etwas Gutes zu essen und trinken gab. Fast wäre der Hof zu klein geworden und Jedermann versicherte, einen solchen Hochzeitszug müsse Kochel noch nie erlebt haben.

Das Mahl ging nun unter fröhlichen Reden und Scherzen zu Ende. Nun trat der Hochzeitlader in die Mitte der Stube,

nahm die Braut bei der Hand, während alle Gäste aufstanden und die Hände wie zum Gebete falteten. Der Einödbauer und sein Weib stellten sich unter den Spiegel und besonders letztere war jetzt schon voll tiefer Rührung. Nun hielt der Hochzeitslader eine poetische, ergreifende Ansprache an Eltern und Brautleute, den sogenannten Ausdank, der alle Weibsleute bis zu Thränen rührte.

Dann ging Nannei auf ihre Eltern zu, nahm ein jedes bei der Hand und sprach mit bewegter Stimme: „Habt's Dank, tausendmal, was an mir gethan habt's, i werd's niemals vergess'n und Euch stets achten und ehren und Eure alten Tag' g'wiß so gut mach'n, als i grad nur kann. Und wenn i Euch beleidigt hab' und nit g'wes'n bin, wie's hätt sein solln, so verzeiht mir halt in dieser Stund. Gebt's uns Euern Seg'n, ohne den kei Glück auf dieser Welt is."

Sie zog Veri neben sich und Peter, dem selbst das Wasser aus den Augen rann, konnte nur sagen: „S' ist all's verg'eb'n und vergess'n und wenn's Gott nit außer Augen laßt's, wird's Euch immer gut geh'n, ihr habt's es ja an mir verdient." Die Mutter aber ging an das Kesselchen hin, das an der Thüre hing, und bespritzte die beiden Hochzeitsleute mit dem geweihten Wasser, dann auch alle Uebrigen, so war jedem Unheile ehe sie aus dem Hause traten, vorgebeugt.

Nun erst ging es zum Ordnen des Hochzeitszuges, das wieder viele Mühe und Aufmerksamkeit erforderte, damit Keines zu weit vorn, aber auch nicht zu weit zurück kam. Zuerst kamen die Musikanten, die einen Marsch intonirten, der ein ganzes Reiterregiment in die Flucht geschlagen hätte. Hinter diesen der Bräutigam, der eine Citrone mit dem unvermeidlichen Rosmarin in der Hand trug, der gleiche steckte am Hute und im Knopfloche, hier zwischen ein paar Blümchen, die Christl aufgetrieben hatte. Begleitet war er von Martl und des Bürgermeisters Sohn, als Kranzlherren, dann folgte der Einödbauer mit seinem Bruder von Schlehdorf, der jetzt so ziemlich wieder hergestellt war und hinter diesen die große Anzahl Mannsleute, alle festlich angethan.

An der Spitze der Weiber kam Nannei. Das schwarze Kleid,

das sie trug, paßte vortrefflich zu den schwarzen Augen und Haaren und erhöhte den gewinnenden Eindruck, den das Mädchen in ihrem Aeußern zeigte. Auf dem Kopfe trug sie die hohe Brautkrone, aus Golddraht, Glassteinen und farbigen Bändern bestehend, mit denen auch das Haar durflochten war, das in reichen Flechten über den Rücken herabhing. Auch der Ehrenschmuck an diesem Tage, der silberne Brautgürtel um die Lenden geschlungen, fehlte nicht. Er war besonders reich gearbeitet und bestand aus silbernen Gliedern, welche in ungefähr zehn Ringen bestanden, die von einer großen Spange bezeichnet wurden, und mit einem vergoldeten Schlosse endeten, das mit blauen und rothen Glassteinen besetzt war. In der Hand trug sie ebenfalls die geschmückte Citrone und ein weißes Taschentuch. Neben ihr schritt Monei und Franzi als Kranzljungfern, fast ganz mit demselben Schmucke, nur waren sie in weißen Hemdärmeln, Gollern und Schürzen. Die Bäuerin war in der Mitte ihrer Schwägerin und der nächstverwandten Base und auf diese kamen dann paarweise die übrigen weiblichen Gäste. An der Seite schritt der Hochzeitslader, wie ein Feldherr den Zug überschauend, damit er in Ordnung blieb und niemand Unbetheiligter sich anschließen konnte. Die Böller mußten wieder ihre Schuldigkeit thun, denn ohne Pulver geht es nun einmal nicht in den Bergen.

Als der Zug in dem Dorfe ankam, stand Alt und Jung vor den Häusern, oder am Wege und bewunderte nicht nur dessen Größe, sondern besonders auch die festlich geschmückte Braut und die Züchtigkeit, mit der sie einherschritt. Man gönnte ihr das endlich erreichte Ziel und ebenso Veri, der durch den bewiesenen Muth und seine gezeigte Umsicht bei der Rettung des Einödbauern noch viel höher in der Achtung der Bewohner gestiegen war.

Festlich klangen die Glocken, als sie sich der Kirche näherten, deren Thüre wieder von Neugierigen und Armen belagert war. Als sie vor dem Altare standen, hielt der Pfarrer eine ergreifende Anrede an das Brautpaar, mahnte sie, in der Furcht des Herrn zu wandeln und forderte ihnen dann das bindende Ja ab. Veri gab dieses so laut ab, daß es sogar die an der Thüre hören

konnten, während Nannei das ihre leise aussprach. Nachdem sie noch von dem Johannisweine getrunken, war die kirchliche Feier vorüber und unter abermaligem Schießen, Schmettern der Trompeten und fröhlichem Juchzen ging es nun hinüber in das Wirthshaus, wo die weltlichen Freuden begannen.

Schon beim Eingange in dasselbe sah man, daß eine reiche Bauerstochter einzog, denn auch hier hatte der Tannenwald seinen Tribut leisten müssen. Thüre, Stiegen und der Tanzsaal waren mit Grün geziert, von dem die weiß-blauen Bänder gar hübsch sich abhoben. Auf den Tischen war der ganze Vorrath an Silberzeug des Hauses, an schönen Gläsern, Krügen und an Linnenzeug ausgebreitet. Der Einödbauer hatte dem Wirthe ja befohlen, als das Mahl zugesagt wurde, nichts zu sparen und Alles gerade nur so schön und gut herzurichten, als es möglich sei. Wenn auch sein Geldbeutel etwas geleert würde, so habe das gar nichts zu sagen, denn erstens habe er es ja, zweitens sei es das einzige Deandl, das er zum Ausheirathen habe und drittens verdienten die Beiden alle Ehren, die man ihnen anthun könne.

Deßhalb stand auch unter der Thüre des Hauses der Wirth und die Wirthin schon bereit, um die Hochzeitsleute mit gebührendem Gruße und Handschlag zu empfangen. Als dieses vorüber, kam die Köchin in blendend weißer Schürze und Hemdärmeln und forderte Nannei auf, mit ihr in die Küche zu kommen und das Kraut zu verkosten, ob es auch genug gesalzen sei. Es war dieses wieder eine besondere Ehrung, denn damit wollte angezeigt werden, daß sie als junge Frau nun selbst Vorsteherin eines eigenen Herdes und dadurch auch kompetente Richterin in Speise und Trank geworden sei. Allerdings mußte diese Ehre wieder in klingender Münze vergolten werden. Die Köchin hatte den Kronenthaler gleich bemerkt, den Nannei dafür in das Salzfaß gelegt hatte und deren Complimente beim Hinausbegleiten aus der Küche waren der großen Gabe gemäß. Nun ging es hinauf über die Stiege durch den Tanzsaal in das große Prunkzimmer, das eigens zu solchen Festlichkeiten und Schmausereien bestimmt war. Die Tische reichten kaum für alle Gäste hin und nur mit Mühe und Noth brachte

endlich der Hochzeitslader Alles unter. Es hatte ihm viel Kopfzerbrechen verursacht, bis er Alle so zusammengebracht hatte, wie sie es selbst gerne wünschten, wozu besonders genaue Ortskenntniß nothwendig ist.

Nun begann das Musiziren wieder, denn der Tanz ist neben Essen und Trinken die Hauptsache bei einer Hochzeit. Es waren am Anfange nicht viele Paare, denn die meisten jungen Mädchen und Weiber gingen nach Hause, um den kirchlichen Festputz abzulegen, und die gewöhnliche Sonntagskleidung anzulegen, damit sie bei Mahl und Tanz ungestörter waren. Es war daher natürlich, daß um die anwesenden Deandl ein förmlicher Wettlauf der Burschen stattfand, und wenn einer eine Tänzerin erobert hatte, dieses mit herzlichem Juhschrei verkündete. Vor der Mitte des Mahles durften damals in dieser Gegend der Hochzeiter und die Hochzeiterin nicht tanzen, mußten überhaupt sittig und ehrsam an ihrem Tische sitzen bleiben, damit sie über die Wandlung ihres Standes ruhiger nachdenken konnten. Erst nach dem zweiten Gange, das Mahl hatte deren drei, durften sie sich erheben, unter die Gäste mischen, tanzen und überhaupt an der Unterhaltung theilnehmen.

Um so ein Hochzeitsmahl ist es etwas Außerordentliches auf dem Lande. Kirchweih und Hochzeit sind ja die Schlagwörter, was gut und viel Essen und Trinken betrifft. Da kommt im ersten Gange gewöhnlich als Nummero eins eine Nudelsuppe mit Würsten, dann Voressen, Kraut mit Rindfleisch oft drei bis vier Stück, dann Brodknödel mit Braten. Ist eine Zeitlang ausgesetzt worden, folgt Reissuppe, dann Kalbsfleisch, diesem das sogenannte große Stück, bestehend aus Rindfleisch bei zwei Pfund schwer, geselchte Würste, Kalbsbraten, Kraut und Hirn-Pavesen. Ein natürlicher Magen könnte nun zufrieden sein, aber Hochzeitsgäste haben einen andern. Eine Stunde später kommt die dritte Richt, oder Auflage und diese besteht aus Fleisch in der Sauce, Schweinsbraten mit Salat, gebackenen Krapfen, einer Torte und der nie fehlenden Gerstensuppe. Allein damit war es an diesem Tage noch nicht gethan; es gab außerdem noch Blut- und Leberwürste, Butter-

nudeln und Apfelkücheln, Strauben und zuletzt auch den „Brein“, das uralte Hochzeitsgericht; ein Brei von Hirse in Mehl gekocht, den der Peter eigens angeschafft hatte, weil sein Vater ihm erzählt hatte, es sei gar keine richtige Hochzeit, wenn dieser fehle. Was dazu noch an Bier und zuletzt an Wein getrunken wurde, wußte der Wirth am Besten, der alle halbe Stunde einen tüchtigen Banzen anzapfte. Den Wenigsten gelang es, sich durch dieses Speisemeer hindurch zu winden und gar manches vollgepfropfte Tüchel wanderte deßwegen nach Hause, damit dort auch verspürt würde, wie nobel der Einödbauer auftragen ließ.

Die zweite Richt war vorüber und nun erhoben sich Veri und Nannei und begannen an den Tischen den Gästen ihren Dank für die bewiesene Ehre auszusprechen. Von den Musikanten wurden sie mit einem Tusche empfangen und tanzten nun eine halbe Tour ganze allein, wie es damals Vorschrift war.

Monei suchte nun ihren Wastl auf, denn bisher hatten sie die Pflichten der Kranzljungfrau abgehalten, mit ihm sich zu unterhalten.

„Merk fein auf,“ verlangte sie von ihm, „daß D' Alls auch so gut machst, wie der Veri. „Man könnt fast glauben, der sei scho öfter Hochzeiter g'wesen, so gut macht er sei Sach.“

„Paß nur Du recht auf,“ gab ihr dieser als Antwort zurück, „'s is nimmer lang hin, nit daß heißt, d'Romanitochter weiß sie gar nit drein z'finden.“

„War nit übel,“ lachte sie, „i glaub, da gibt jede Acht und braucht kein eig'nen Schulmeister, da is scho d'Lieb, die es einlernt. Aber was sagst denn, Wastl, a solche Hochzeit is do z'Kochel no nit abg'halten worden, mußt nur grad so schau'n.“

„Der Einödbauer hats, der kanns thun, wir gebens scho billiger,“ entgegnete er. „Aber g'falln thuts mir deßwegn doch, daß er den Veri so ehrt.“

„Der kennt sich gar nit mehr aus vor lauter Glück und Freud,“ meinte das Mädchen.

„s' wird mir a amal so sei,“ versicherte Wastl. „Aber halt, jetzt fangen d'Musikanten wieder an. Der g'hört doch mir?“

Statt der Antwort umschlang ihn Monci und nun ging es dahin im Reigen, daß die Krone von ihrem Kopfe sicher herabgefallen wäre, wenn die kundige Hand Franzi's sie nicht so stark befestigt hätte.

Ohne den geringsten Zwischenfall ging der Nachmittag vorüber. Es herrschte eine Gemüthlichkeit und Fröhlichkeit, die Jedermann erfreute und nur bedauern ließ, daß der Abend nahte, der das offizielle Ende herbeiführen mußte. Auch manches heimliche Liebespaar bedauerte dieses, da es so leicht nicht wieder eine Gelegenheit gab, wo man sich, ohne Aufsehen zu erregen, zusammenfinden und diese Genüsse mitmachen konnte. Die Alten hatten sich nach dem Mahle zusammengesetzt und ihre Unterhaltung war nicht minder lebhaft, ja Mancher davon verstieg sich sogar noch so weit, mit der Hochzeiterin oder einer älteren Base ein Tänzchen zu wagen und war er einmal darin, so drehte er sich noch so gewandt und rüstig, wie mancher Junge.

Der Einödbauer und der Romanibauer hatten sich ebenfalls an dem obern Tische zusammengefunden.

„Heut machst a ganz anders G'sicht, Peter," begann der Letztere, „als wie selbigs Mal z'Tölz beim Bruckbräu. Bist mir gar no' zuvorkommen in der Freud', von der i' g'redt hab. Sag's selber jetzt, is so nit besser und schöner?"

„I wollt', i hätt Dir damals g'folgt, 's wär gut für mi g'wes'n," war dessen Antwort. „Aber auf an hart'n Kopf darf kei Feder fall'n, die g'spürt er nit, da muß scho glei a ordentlicher Stein hinflieg'n. Für mi war's a Lehr und i bin nur froh, daß zur recht'n Zeit no kommen is."

„Na, jetzt is alles vorbei," entgegnete Paul heiter. „Jetzt laßt Dir in Deine alt'n Tag wohl sein, und freust Di am Glück von Deine Kinder, nachher kannst allweil, wann's amal sei muß, ruhig Deine Augen zumachen. Bei der Meinen wird's a bald vorüber sei, nur is bei mir a anderer Unterschied, mir geht's Diandl dann ab und i und mei Weib müssen uns mehr plagen, wie vorher."

„Dei Martl mein i, wird nimmer lang brauch'n, na denkt

er a an's Heirat'n," erwiderte Peter. „Wenn ma richtige Kinder hat, is allweil nit g'fehlt."

„Bei dem hat's no Zeit," versicherte Paul, „zuerst muß er no zum Militär am End, und da lauft no viel Wasser in Kochelsee nei, bis bei dem so weit kommt. Die Zeit'n san gar nit so einladend für die jungen Bursch'n, da san mir jetzt d' Deandln scho lieber, die können's doch nit in d' Kasernen nein stecka."

„Allweil kann's a nit so fortgeh'n, amal muß doch a wieder a Ruh' sein," meinte Peter. „Wo sollen's denn wir immer hernehmen. Kaum is der Steuerbot' drauß'n, kommt scho wieder a andrer daher. Mei Gott, es laßt sie a Brunnen a ausschöpf'n und wenn's die jungen Leut' alle z'sammschieß'n, bleibt ihnen z'letzt do nix übrig als aufhör'n. D'Burschen wachs'n nit so schnell in d'Höh, wie die jungen Bäum'."

„Gott geb's, daß 's so kommt," wünschte der Romanibauer, „Aussicht hat's aber no keine dazu."

Die Musikanten, die kamen, um über den Tisch zu blasen, machten jedes weitere Gespräch unmöglich. Dann wurde gleich darauf das Mahlgeld entrichtet. Der Hochzeitslader hatte abgedankt, das heißt, eine zierliche Ansprache an alle Gäste gerichtet, worin er ihnen den Dank für ihre Anwesenheit aussprach, das Hochzeitspaar zuerst, dann der Reihe nach alle hochleben ließ und zum Schluß verkündigte, daß nun Jeder um sein Geld zechen könne, wie er wolle. Dann wurde noch der Gaukeltanz gehalten, bei welchem Annei und Veri den Ersten hatten, und damit war der offizielle Theil des Tages vorüber. Der Hochzeitlader hatte seine letzte Pflicht erfüllt, der jungen Einödbäuerin den Rosmarinzweig aus dem Haare genommen, ihn geknickt und Veri übergeben, dann konnte auch er ausruhen und sich endlich an Speise und Trank gütlich thun. Deßwegen hatte aber der Tanz kein Ende erreicht, sondern es begannen jetzt die Freitouren, an denen sich auch nicht geladene Burschen und Mädchen, aber nur gegen Bezahlung, betheiligen konnten.

Auf einmal gewahrte der Romanibauer seinen Schwager unter der Thüre des Prunkzimmers, dessen suchende Blicke offenbar ihm

galten. Er rief ihm zu, an den Tisch zu kommen, was dieser auch that und das dargereichte Weinglas auf einen Zug leerte, es jedoch abschlug, bei den Hochzeitsgästen heroben zu bleiben, im Gegentheil bat er den Schwager, mit in die untere Wirthsstube hinabzugehen, da er den Herrn Pfarrer und Bürgermeister nicht allein lassen könne.

Er wechselte nur noch einige glückwünschende Worte mit den Hochzeitsleuten und dem Einödbauern, dessen Weibe und Monei, dann folgte er Paul, der ihm vorausgegangen war und im Hausflur seiner wartete.

„Bringst gute Nachrichten mit, wie is gangen?" fragte dieser.

„Nit zum Besten," erwiderte der Waldbauer, „doch wirst alls hör'n, komm nur mit rein."

Drinnen im Nebenstübel, das für die Honoratioren bestimmt war, hatten es sich die Genannten bequem gemacht und ließen der Küche der Wirthin alle Ehre widerfahren. Freundlich wurde Paul begrüßt, als er sich an den Tisch setzte und nun neugierig die drei betrachtete, die, wie es schien, von dem Erfolg ihrer Reise nicht sehr erbaut waren.

„'s scheint ihr habt einen Metzgergang gemacht," begann er, „weil der Klaus gar so wild dreinschaut?"

„Es ist fast so, Paul," erwiderte der Herr Pfarrer, „viel haben wir nicht ausgerichtet, es weht in München ein ganz eigener Wind. In Tölz waren wir gar schnell fertig. Der Herr Landrichter erklärte uns kurz und gut, es sei der Befehl ohne sein Zuthun und selbst zu seiner Ueberraschung aus dem Ministerium gekommen und da sei ihm nichts Anderes übrig geblieben, als denselben auszuführen. Ob wir ihn in München rückgängig machen könnten, wisse er nicht, probiren werde nichts schaden. Käme an ihn eine Anfrage, so werde er gewiß nicht zum Nachtheil der Gemeinde reden. Es blieb also nichts Anderes übrig, als auch da noch unser Glück zu probiren. Doch kamen wir ganz zu ungelegener Zeit. Vorerst wurden wir von Einem zum Andern geschickt, Der und Jener wußte nichts davon, ein Dritter brummte, daß dieses nicht in sein Ressort gehöre, und wies uns die Thüre. Da standen

wir nun, wie die Schafe beim Gewitter. Allein wenn man uns aus sechs Zimmern hinausjagte, so gingen wir in das siebente doch wieder hinein. Da waren wir ja einmal und unverrichteter Sache wollten wir nicht heimkehren. Zuletzt kamen wir doch zum Rechten, und das war kein Anderer als der Minister Montgelas selbst. Wir trugen ihm nun unsere Bitte vor, allein da hörten wir gleich von Bauerndummheiten, Aberglauben, Abgötterei und derartigen Worten. Wir ließen uns aber dadurch nicht abschrecken, pochten auf unser Recht und das alte Herkommen und stellten der Excellenz auch vor, welchen pekuniären Schaden nicht die Gemeinde allein, sondern auch die ganze Gegend erleiden würde. Dieses Argument zündete ein wenig, bis der Waldbauer sich endlich voller Zorn nicht mehr halten konnte und dem Minister seine Meinung derb hinsagte. Das könnt Ihr besser erzählen, wie ich."

„I sag Dir Schwager, i bin so gifti worden," fuhr nun dieser weiter, „wie i die Winkelzüg g'merkt und die spitzigen Redn g'hört hab, daß i mi hab gar nimmer halten können. Ja, is denn dös so was g'fährliches, Herr Minister," hab i ang'fangen wenn d'Leut z'sammenkommen und beten, daß kei Unglück g'schieht. Oder wird der See vielleicht verdorben und gehn d'Fisch z'Grund, wenn dös goldig Ringl nei g'worfen wird? I glaub, dös bringt dem Bayerlandl kein Schaden und d' Welt wird a nit deßwegn narrisch werd'n. Wir san nur allweil recht zum zahln und wenns was gibt, wo man uns nothwendi braucht. Sonst kennt ma aber uns Bauern nit. Wie, wenn aber amal a Zeit kommet, wo wir nachher a nimmer mögn, was is dann?"

Der Romibauer hatte mit immer mehr sich steigender Bewunderung zugehört. „Ja dös hast Du alls g'sagt," rief er jetzt aus, indem er die Pfeife, die ihm darüber ausgegangen war, weglegte, dem Moschler in's G'sicht? „Is dös mögli."

„Dös is so g'wiß, als i vor Dir sitz," bestätigte Klaus, „der Herr Pfarrer und mei Nachbar habens ja g'hört."

„Und was hat no der Minister g'sagt?" fragte der Romibauer in der höchsten Spannung.

„Der hat mi zerst freili kurios ang'schaut," erzählte Klaus mit zufriedenem Lächeln, „i ihn aber a. Habts Maul am rechtn Fleck, hat er dann g'meint und ob's no mehr solche da drin am Walchensee gibt. Ja hab i g'sagt, so denkt a Jeder und wenn's nothwendi is, handelt a Jeder so. No i werd die Sach untersuchn lassn, hat er dann versprochn, wir werdn na scho sehn, was z'machen is. Aber nit z'lang brauchn, hab i ihm no zum Abschied gsagt, sonst kommen wir scho wieder, aber nimmer zu Enk. Wir findn nachher da Weg zu unsern guten Maxl grad so, wie daher. Na san wir fort. Jetzt müssn wir halt a Bissl warten, bis was kommt."

„Die Schneidt, die Du hast," wunderte sich Paul wieder, „hätt i Dir weiß Gott nit zutraut. Wenn er Di aber glei hätt packn und einsperrn lassen. Hättest halt doch nix machen können."

„Das hat alles seinen Grund, Romanibauer," klärte nun der Pfarrer auf, „warum man ihn so geduldig angehört hat. Zu einer andern Zeit wär es ihm schon anders aufgenommen worden. Wir sind ja mit unsern Neuigkeiten noch lange nicht fertig. Einen neuen Krieg haben wir mit Oesterreich, das ist das Erste und wahrscheinlich die Tiroler auch noch auf dem Hals. Wißt ihr jetzt, warum der Klaus so offen reden durfte?"

„Jetzt geht mir a Licht auf," entgegnete Paul, „a so steht die Sach. Wieder an Krieg und san die Letzten no nit verschmerzt. Wann wird dös amal a End nehmen. Und Tiroler a dazu. Aber der Eckbauer z'Länggries hat Recht g'habt, daß die stutzig san, nit schlecht, da kann uns a was davon treffn. Kruzi Türkn, verzeihens Herr Pfarrer, daß i fluch, aber i kann nimmer anders, muß denn dös auf der Welt so sei. Kann ma denn nit ein Jahr ruhig auf's ander lebn. Wenn der Teufel nur . . . ." Bei diesen Zornesäußerungen schlug er heftig auf den Tisch, unbekümmert, wer noch an demselben saß.

„Ich nehme Euch Eure Entrüstung gar nicht übel," versicherte der Pfarrer, „es geht mir bald auch so. Und wenn man dazu bedenkt, daß dieses alles eines einzigen Mannes wegen geschieht

und so geschehen muß, weil er, der Mächtige, es so haben will, so ist das doppelt traurig."

„Und da hilft gar nix dafür?" fragte der Aufgeregte.

„Nichts," war die Antwort, „als sich in das unvermeidliche Schicksal ergeben und die Hoffnung auf eine bessere Zukunft nicht verlieren."

„Ja, wart nur, jetzt kram i a no was aus," fing der Bürgermeister an. „Da wirst erst schaun. D'Gebirgsschützen-Kompagnien, die s' erst vor etli Jahrln aufg'löst hab'n, müssen glei wieder her und nachher fort an d'Tirolergrenz, daß die nit rüber kommen. I weiß nur nit, ob's Männer a dazu nehmen, s'wird aber nit lang ausbleib'n."

Paul sperrte Mund und Augen auf. „Kann do nit sei," bezweifelte er, „dös war doch a Bißl stark."

„Na frag an Herrn Pfarrer, wannst mir nit glaub'n willst," eiferte der Bürgermeister. „Zu was denn lügen, in so einer wichtigen Sach. Der Kommissär is scho z'Tölz und morgen oder übermorgen kommt er zu uns rein. Wie schreibt er sich Herr Pfarrer?"

„Freiherr von Schenk," antwortete dieser. „Es ist schon so, wahrscheinlich wird es heißen, alles, was laufen kann, muß dazu. Denn die Tiroler, fürcht ich, machen uns heiß. Sagt aber da droben heute nichts mehr, damit den Leuten die Freude nicht verdorben wird. Sie erfahren es ohnedieß früh genug und wir haben euch deßwegen auch da herunter holen lassen, um ungestört reden zu können."

Bei dem war es aber mit der Lustbarkeit vorüber. Er stopfte seine Pfeife wieder, setzte sie in Brand und schaute längere Zeit für sich hin. Dann lud er alle drei ein, auf dem Romanihof zu übernachten, Platz und Betten gäbe es genug. Wenn sie wollten, ginge er gleich mit, der Martl könne das Monei auch heimbegleiten, ihm sei so alle Freude jetzt vergangen. Die Einladung wurde auch angenommen, es sei so ein abscheulicher Weg am See hinüber, behauptete der Bürgermeister und man hätte am Tage genug zu thun, um ohne Halsbrechen durchzukommen. Paul ging nun wieder hinauf, setzte Monei und Martl von dem Besuche in Kennt-

niß und schlich sich dann still davon, um auf die Weise allen weiteren Ehrenbezeugungen auszuweichen.

Auch Nanneis Hochzeit nahte ihrem Ende. Ein Gast nach dem andern rüstete sich zum Abschiede und wurde von den Musikanten je nach dem erhaltenen Trinkgelde blos bis an die Stiege oder für das Haus hinausgeblasen. Als es bereits auf elf Uhr ging, mahnte auch der Einödbauer, daß es nun Zeit sei, dem Feste ein Ende zu machen. Unten im Hausgange warteten Wirth und Wirthin der Hochzeitleute, um den letzten Tanz mit ihnen zu machen, dann wurde die ganze Gesellschaft bis an das letzte Haus des Dorfes von den Musikanten begleitet und dort nun endlich Abschied genommen.

Am Vormittage des nächsten Morgens erschienen drei andere Gäste in dem Wirthshause, die aber nicht so willkommen waren, wie die Tags zuvor Es waren der Freiherr von Schenk, der Landrichter von Tölz und sein Aktuar, die von dem Wirthe zwar mit der schuldigen Ehrfurcht, doch mit mißtrauischen Blicken empfangen wurden.

„Ruft den Bürgermeister, Wirth," befahl der Landrichter, dann wandte er sich an den Freiherrn. „Dieses Lokal ist immer besser, als die dumpfe Stube da drüben," erklärte er diesem, „da würden es Euer Gnaden nicht aushalten. Die Bauern heizen ein, daß das Blei an den Fenstern schmelzen könnte, ich bin nicht im Stande, nur einige Minuten in einem solchen Raume zuzubringen."

Schenk nickte beifällig, während der Aktuar nun einen Pack Papiere entfaltete, das Tintenfaß und die Federn zurecht richtete, um sofort nach Eintreffen des Verlangten amtiren zu können.

Dieser ließ auch nicht lange auf sich warten, schon die Neugierde hatte ihm schnellere Füße wie sonst gemacht.

„Bürgermeister," redete ihn der Landrichter an, als er ihm den Freiherrn als königlichen Landeskomissär bezeichnet hatte, „die gegenwärtige Zeit erfordert außerordentliche Maßregeln, die durch den neu ausgebrochenen Krieg bedingt werden. So wurde von Seiner Majestät dem Könige die Wiedererrichtung der aufgelösten Gebirgsschützencorps beschlossen und die eiligste Einübung zur Pflicht

gemacht. Kochel, Schlehdorf und Benedikbeuren mit Walchensee bilden einen Bezirk und haben alle ledigen Burschen sich zu stellen. Laßt daher sofort in der Gemeinde bekannt machen, daß bis Nachmittags zwei Uhr Alle, vom achtzehnten Jahre an sich hier einzufinden haben, wo sie dann das Weitere hören werden.

Das verblüffte Gesicht des Bürgermeisters sagte dem Freiherrn wie dem Landrichter, daß ihm dieser Auftrag keine besondere Freude bereite, allein da half keine Widerrede, es mußte gehorcht werden. Auch auf den Gesichtern des Wirths und der Wirthin, die sich an dem Ofen postiert hatten, gewahrte man gerade keine angenehme Ueberraschung, denn nun war es für lange Zeit mit den einträglichen Hochzeiten vorüber.

Kopfschüttelnd entfernte sich der Bürgermeister und eine halbe Stunde später hörte man die Trommel des Gemeindedieners und seine näselnde Stimme, welche in allen Gassen den erhaltenen Befehl verkündete. Das rief eine große Aufregung in dem Dorfe hervor. Die Männer und Weiber standen gruppenweise beisammen und disputirten über diese neue Geschichte, wie sie dieselbe nannten und gar manche Bemerkung fiel, die nicht überall gehört werden durfte. Die Burschen, als sie hievon Kenntniß erhielten, waren ebenfalls nicht erbaut davon, am allerwenigsten Wastl, der die Tragweite dieser Maßregel am besten erkannte, und nun mußte, daß es mit der Hochzeit auf die Fastnacht nichts sei.

Als der Gemeindediener die Nachricht auf den Romanihof brachte, denn auch Martl wurde davon betroffen, war die Bestürzung eine allgemeine. Ein Glück war es, daß die Gäste vom Walchensee schon fort waren, der Waldbauer hätte sicher seinem Zorne noch einmal Luft gemacht. Monei zitterte am ganzen Leibe und mußte sich niedersetzen, Rosl ließ sich das Schreiben zweimal vorlesen, sie glaubte, das Erstemal es nicht recht gehört zu haben, der Bauer fluchte heimlich, nnr Martl war nicht davon betroffen, im Gegentheil, er lächelte ein wenig, bei dem Gedanken, jetzt schon als Landesvertheidiger berufen zu werden.

„Recht habens g'habt, die Männer," fing der Bauer an, „und viel z'wenig hat der Schwager no z'München g'sagt. Da hast es,

jetzt, alle ledige Burschn, und wenn die nit reich'n, nehmens d' Männer a no derzu."

„Jesus Maria und Joseph," rief sein Weib erschrocken aus, „dös wird do nit a no g'schehn, dös könnens do nit thun,"

„Alls is heut zu Tag möglich," erwiderte Paul, „dös siehst ja da. In Gottes Nam, gehst halt nei, Wastl, zu der Kommission i geh scho mit, i muß scho hören, was da alls g'sprochen wird."

„Aber den Wastl werdens do nit derzu nehmen," fragte nun Monei voller Angst. „Der is ja erst heimkommen vom Krieg und verwundet g'wes'n. Dös kann do nit menschenmöglich sei. I pack glei z'samm und geh nach München nunter zum König und sag's ihm, daß dös nit geht, daß er mei Hochzeiter is und nit wieder fort kann."

„Würd Di wenig helf'n," erwiderte ihr Paul, „doch warten wirs ab, wie's z'Kochel geht, nachher können wir erst d'rüber red'n. Da laßt's den G'meinddiener steh'n und tragt's ihm gar nit a mal a Bißl was an, obwohl er extra hat da raus lauf'n müssen. Rosl, hol an guten Schnaps rein, mir kann a Glasl a nit schad'n auf den Aerger nauf."

Diese brachte nun auch eine Flasche und der Gemeindediener wie Paul sprachen dieser ordentlich zu.

„Ueberall hör is gleiche Lamento, wo i hinkomm," versicherte der Erstere und grad jetzt, wos dem Frühjahr zugeht, wo man die jungen Leute halt so nothwendig zur Arbeit brauchet.

„S'wird wohl a Kreuz sei," erwiderte der Bauer. „Aber was will man machn, mußts halt in Geduld tragn."

Der Gemeindediener hatte ein Gläschen um das andere zu sich genommen und schob jetzt die Flasche zurück, weil er den darin enthaltenen Geistern doch nicht mehr recht traute. Auch Paul hatte keine Lust mehr zu Hause zu bleiben, zog seinen Rock an und begleitete den Diener nach dem Dorfe zurück.

Vor dem Wirthshause hatte sich ein Haufen Kinder eingefunden, die neugierig durch die Fenster blickten, um zu sehen, was denn eigentlich im Innern der Wirthsstube vorging. Die Mitglieder des Gemeinde-Ausschusses waren ebenfalls zusammengeholt worden,

um bei der Herstellung der Listen behilflich zu sein und als sie mit dieser Arbeit fertig waren, ergab sich, daß das Dorf ein ganz anständiges Contingent lieferte.

Paul in seiner Erregtheit hatte bei seinem zukünftigen Schwiegersohne noch einmal sein volles Herz ausgeschüttet, wodurch es ihm etwas leichter wurde. Wastl hatte, obwohl ihm dieses einen großen Querstrich in seine Hoffnungen machte, doch beruhigend zu ihm gesprochen. Er kannte die heftige Gemüthsart seiner Landsleute und fürchtete, daß der Romibauer ein unüberlegtes Wort reden und ihn in Unannehmlichkeiten bringen könnte.

„S'is mir freili a nit recht," sagte er zu ihm, „doch laßt sich gar nix dagegen machn. Besser is, wir werden da z'sammg'halten, als daß die Burschn in d'Kasern nei müßten, denn dös hat an Teufel g'sehn. S'Monei muß halt wartn, in Gotts Namen, i bin nit schuld dran und kanns a nit ändern."

Der Nachmittag kam. Von allen Seiten eilten die Burschen dem Wirthshause zu, das zuletzt die große Anzahl gar nicht fassen konnte. Auch die meisten Väter waren bei ihren Söhnen, um gleich zu erfahren, was für ein Schicksal ihrer harrte. Da war es viel ruhiger, wie am Tage vorher, kein Schmettern der Trompeten, kein Juchzen ertönte, im Gegentheile, es war so ruhig, daß man die Stimme des Bürgermeisters, der die Namen von der Liste ablas, bis vor das Haus deutlich vernahm. Keiner fehlte und so war das Aufgebot bald vorüber. Als Wastl an den Tisch trat, lächelte ihm der Freiherr freundlich zu, da er das Ehrenzeichen an seiner Brust gewahrte.

„Der Bursche soll sich später bei mir noch sehen lassen," befahl er dem Bürgermeister, „der scheint mir der Intelligenteste von allen zu sein."

Mit nur ein paar Ausnahnen wurde die Jugend des ganzen Dorfes für waffenfähig erklärt. Zu den Wenigen gehörte auch Christl, der darüber aber sehr erbost war. „Er habe doch auch schon bewiesen," behauptete er, „daß es ihm an Muth nicht fehle und mit der Büchse wisse er gerade so gut umzugehen, wie die Andern." Voller Zorn entfernte er sich, um diese Zurückweisung

der jungen Einödbäuerin zu klagen. Diese aber dankte im Stillen Gott, daß sie ihren Veri jetzt als Mann hatte, denn wenn nur vielleicht acht Tage früher die Kommission gekommen wäre, hätte es auch mit der Heirath nichts sein können.

Wastl, von dem Verlangen des Freiherrn unterrichtet, stellte sich diesem, als es in der Stube ruhiger geworden, vor. Freundlich wurde er empfangen, nach seiner bisherigen Dienstzeit befragt, woher die Schramme an seinem Kopfe rühre und wo er sich die Medaille erworben habe. Bescheiden antwortete er, verhehlte aber dabei nicht, daß er gleichsam als dienstuntauglich entlassen worden sei.

„Das hat nichts zur Sache,“ erwiderte ihm der Freiherr „und müßtet ihr um weitere Befreiung an höherer Stelle nachsuchen. Solche tüchtige Leute werden sich aber doch nicht dem Dienste des Vaterlandes entziehen. An solchen ist Mangel und es ist daher doppelt erfreulich, wenn in einem Dorfe ein solcher Held gefunden wird. Es ist ja übrigens auch noch sehr zweifelhaft, ob Eure Hilfe in Anspruch genommen werden muß, was nur im ungünstigsten Falle geschehen dürfte. Ich ernenne Euch, Sebastian Rembold zum Hauptmann der Kompagnie und bin überzeugt, daß ihr dieses Zutrauen durch Eifer und Treue rechtfertigen werdet. Der Herr Landrichter wird Euch das Nöthige weiter bekannt geben und Eure Ernennung öffentlich zur Kenntniß bringen.“

Nun war keine weitere Einwendung mehr möglich und mit dem Versprechen, daß man sich in ihm nicht täuschen werde, entfernte er sich.

Im Romanihof war freilich den ganzen Tag nichts mehr zusammengegangen. Monei weinte unaufhörlich und ihre Mutter machte alles verkehrt, was sie thun sollte. Gestern noch so viel Freude und heute so namenloses Leid. Martl hatte dagegen des Vaters Büchse herabgeholt und sie genau untersucht, ob daran nichts fehle, war aber von der Schwester für seine Voreiligkeit und seinen Leichtsinn, wie sie es nannte, tüchtig ausgezankt worden.

Als der Vater heimkam, wurde die Aufregung um nichts gemildert und auch Wastl drang am Abend mit seinen Vernunfts-

und Trostgründen nicht durch, trotz der Auszeichnung, die ihm zu Theil geworden war. Man konnte doch nicht wissen, was die Zukunfe brachte, und drohend genug schien diese heranzuziehen.

VI.

Die Flammenzeichen rauchen.

Das Volk steht auf,
Der Sturm bricht los!

König Max hatte Recht, als er seinen Ministern gegenüber behauptete, die Tiroler werden nicht lange warten, sondern die erste günstige Gelegenheit ergreifen, um loszubrechen.

Die Proklamation des Kaisers Franz, die in das Land geschmuggelt wurde und in Jedermanns Hände war, verfehlte ihre Wirkung nicht. Mit Leib und Leben hingen ja die Tiroler an ihrem Kaiserhause, wie konnten sie solcher Aufforderung länger widerstehen? Dazu wurde sich noch von Mund zu Mund erzählt, daß Andreas Hofer zum Oberkommandanten des Landsturmes ernannt sei, und unter ihm sich alle treuen Unterthanen zusammenschaaren sollten. So hatten sie nun einen Vereinigungspunkt und wußten, an wen sie sich zu wenden hatten.

In der rauchgeschwärzten Wirthsstube Hofers in Passeyr saß der Tiroler Kriegsrath beisammen. Das ungestüme, gefährliche Bergwasser toste brausend an dem Hause vorüber, denn die warmen Frühlingslüfte schmolzen rasch den Schnee auf den Bergen und gar viele Spitzen waren schon gänzlich davon frei. In den sonnigeren Lagen der Thäler sproste schon junges Grün hervor und einzelne Blumen lugten neugierig nach der glänzenden Sonne. In wenigen Wochen war der Frühling vollständig eingezogen, mit all seiner Pracht, seinen Blumen und Blüthen. Allein statt daß er das Herz der Menschen erfreute, sannen diese auf Rache und Verderben, die klaren Bäche sollten sich blutroth färben und die

Blumen und Blüthen von den Leichen tapferer Krieger bedeckt werden.

An einem der rohgezimmerten Tische saßen Hofer, der Rothbart, Haspinger, Speckbacher, dessen pfiffiges Gesicht seltsam von dem der Uebrigen abstach und ein großer, hagerer Mann, an dem man unschwer aus seiner Haltung und Benehmen den Aristokraten erkennen konnte. Es war der Freiherr von Hormayr, den die Prälaten und einzelne Adelige zu Hofer gesendet hatten, um diesem mit seinem Rathe und Erfahrung zur Seite zu stehen.

„Ihr glaubt also, Männer, die Zeit sei gekommen, wo wir das lang geplante Werk mit Gottes Hilfe beginnen können," sprach der Freiherr, indem er einen nach dem andern fragend anblickte. „Habt Ihr auch Alles reiflich überlegt und vorbedacht?"

„Es braucht nix mehr z'denken, sondern nur rasch handeln," erwiderte Hofer, „dös is jetzt das einzig Richtige. Alles wart, der Frühling is da, d'Weg und d'Berg kann ma rum und num, also laßts krachn."

„Jetzt gibts a Schießen im Tirol," rief der Kapuziner kampfglühend aus, „wies no keins g'sehn habts. s'Best, dös wir uns davon holn, is unsere Freiheit und unsere Ehr."

Speckbacher schwang seinen Hut, den Edelraute und Spielhahnfeder zierte, hoch in die Luft. „Vivat Kaiser Franzl," rief er lustig aus, „und's s'ganz Land Tirol."

„Schrei nur nit so," mahnte ein Passeyr, der an einem Nebentische saß, „man kann ja do nit wiss'n, obs am End nit ein Unrechter hört."

„Meinetwegen ein rechter oder unrechter," erwiderte dieser, „der käm jetzt nimmer büchsenschußweit vom Haus weg, dann lieget er da."

„So is recht," lobte Haspinger, „wenn i Euer und mei Blut nur in jedn Tiroler nei gießn könnt, dös gäb an Schlag Menschn. In zwei Tagn wärens alle aus dem Land draußn."

„Ruhig, ruhig," mahnte Hormayr, „es ist noch Vieles zu berathen und zu besprechen. Alles muß zu gleicher Zeit, an einem Tage geschehen, damit wir nicht von der Uebermacht erdrückt und

truppweise aufgerieben werden. Wann glaubst Du Hofer, daß es geschehen kann.“

„Jede Stund,“ erwiderte dieser, „s'weiß ja Jeder, wenns auf die Berg brennt, was z'bedeuten hat und wo sie sich z'sammfindn. Do waren wir schö lang z'spät dran, wenn wir dös jetzt erst alls ausmachn müßten. Zeit habens uns ja gnug dazu laßn.“

„Aber wohin soll sich der erste Angriff richten?“ fragte Hormayr wieder bedenklich. „Ein Plan muß doch darüber entworfen werden.“

Hofer sah den Freiherrn groß an. „Ein Plan, na,“ erwiderte er, „dös gibts nit. Wir schlagens nieder, wo wirs sehen und findn und treibens außm Land naus, dös is der best Plan. Aus alle Thäler kommens raus, von alle Berg runter, jeder Baum und jeder Stein wird hergenommen, d'Päß und Uebergäng werden alle b'setzt und wanns draus san, wird Keiner mehr rein g'laß'n. Dös is alls, was wir z'thun habn und nachher san wir ferti.“

„Dös is rechte,“ stimmte Speckbacher bei, „kurz und gut is immer mei Wahlspruch g'wesn.“

„Schreib no a paar Wörtl an d'Landsleut“ wandte sich Hofer an Haspinger. „I mein, es könnt nit schadn, wenn mans ihnen no amal so recht kräfti vorstelln würd. Du kannst ja dös so schö, i versteh nix davon.“

Der Kapuziner wollte auch dieser Aufforderung sogleich nachkommen und zog aus seiner Kutte eine Art Mappe hervor, die aber von dem vielen Gebrauche alt und abgeschliffen aussah. Er suchte unter den Heiligenbildchen, die er darin verwahrte, nach einem passenden Papier, da er aber kein solches fand, riß er aus dem neben ihm liegenden Brevier die vordere weiße Seite heraus, ergriff die Feder und begann zu schreiben.

„Tiroler,“ war das erste Wort, das ihm einfiel. Dann kaute er an der Feder, blickte bald an die schwarze Decke, bald zum Fenster hinaus, doch schien er über dieses Wort nicht hinaus zu kommen. Unwillig warf er die Feder weg und zerriß das Papier in kleine Stückchen.

„Wenn mir was einfiele,“ rief er aus. „Herrgott is denn mei

Hirnkasten austrocknet oder hab i mi' lauter Studiren gar an Kopf verlorn. A was schreibn. Für was denn, wir sagens ihnen selber, dös is das Gscheidste."

„Einverstanden!" rief ihm Speckbacher zu.

„I halts lieber mit meiner Büchs," versicherte der Rothbart.

„Die Schrift, dies da dermit z'lesn kriegn, werdens scho rausbringen," meinte Speckbacher wieder.

„S'liegt a anders Gwicht in so einer blauen Bohnen, als in ein Fetzen Papier," behauptete der Kapuziner.

„Man kennt Euch ja gar nicht mehr, Pater Joachim," fiel nun der Freiherr ein. „Ihr glüht ja ganz vor Kampflust. Weiß der Himmel, man sollte nicht glauben, daß ihr in Eurem Alter noch so hitzig seid. Ihr hättet, scheint mir, auch besser gethan, die Kutte hängen zu lassen und den Soldatenrock dafür anzuziehen."

„Wär am End auch g'schehn, wenn d'Mutter nit gwesn wär," entgegnete dieser. „Jetzt aber kann ich Beides mitsamm vereinigen. S'wird mancher froh sei, wenn er mei Kuttn sieht, vor er den letztn Schnaufer macht."

Vor dem Hause ließ sich jetzt lautes Schreien und darunter fröhliche Juchzer vernehmen. Schon wollte Hofer aufstehen, um sich nach der Ursache zu erkundigen, als die Thüre aufging und ein junger Bursche in der Tracht der Pusterthaler hereinkam, hinter dem die neugierigen Gesichter der Nachbarn des Sandwirths hervorschauten.

„Was bringst denn für a Botschaft?" fragte Hofer den Zaudernden, der, wie es schin, nicht recht wußte, an welchen der Vier, die da saßen, er sich wenden sollte.

„Bist Du der Sandwirth?" fragte er zuerst entgegen und als ihm dieses bejaht wurde, langte er aus seiner Joppe ein kleines, zusammengefaltetes Papier hervor und übergab es ihm.

Hofer las nur folgende Worte: „Drauf los, wir haben ang'fangen. Friedl."

„Also so Gott will," sprach dieser feierlich. „Holts Enkere Stutzn, Passeyr jetzt gilts. Nauf auf d'Berg und d'Feuer anzündt,

daß weit nei leuchtn, durchs ganz Land. Tirol und die heilig Jungfrau!"

In einer Minute war die Thüre leer, Jubel und Schreien hörte man aber von allen Seiten.

Jetzt erst wandte sich Hofer an den Pusterthaler. „Hast mir a Freud g'macht," sagte er zu ihm, „wie no kei Mensch in mein ganz'n Leb'n. S'zaudern hat ein End', nun woll'n wir zeig'n, daß wir tapfre Männer san. Iß und trink, was 's im Haus gibt, und wennst zum Friedl wieder heimkommst, sag ihm, wir san am Platz zur rechten Zeit drob'n z'Sterzing. Du, Hormayr, bleibst am Besten jetzt da, z'Bruck is nimmer recht sicher für Di und wir drei ziehn morg'n naus und seis a in unsern Tod."

Noch am Abend dieses Tages brannten auf den umliegenden Bergen die Rachefeuer, welche die allgemeine Erhebung der Tiroler verkündeten. Von Berg zu Berg loderten sie empor, das Innthal hinauf und hinab, über den Brenner hinüber und in das Etschland, hinein. in keinem Seitenthale fehlten sie und wo sie erblickt wurden, die so lang ersehnten Zeichen, wurden sie mit lautem Jubel begrüßt. Die verborgenen und vergrabenen Stutzen feierten ihre Auferstehung, und sie einmal in der Hand, fürchtete der Tiroler nichts mehr.

Mit Schrecken sahen die Bayern diese Feuer, mit einemmale wurde es ihnen klar, was sie zu bedeuten hatten und wer noch flüchten konnte, suchte die Grenze zu erreichen, doch gelang dieses nur mehr Wenigen.

Ein einziger Tiroler war damals vielleicht im ganzen Lande, der dieses Alles verfluchte, und das war der Verwalter von Seefeld. Zwar hatte er sein unrecht erworbenes Gut in Sicherheit gebracht, allein der Aufstand durchkreuzte doch manchen seiner Pläne und man konnte ja jetzt nicht voraussehen, wie die Würfel fielen.

Die Pusterthaler hatten des Wartens überdrüßig und unterstützt von dem österreichischen General Chasteller, der die gesammelten Truppen in Kärnthen befehligte, die überraschten Bayern angegriffen und sie auf das rechte Ufer der Eisack zurückgetrieben. An der Labeitsch=Brücke setzten sie sich wieder fest, allein auch hier

mußten sie, fast schon von allen Seiten umzwingelt, weichen. Wrede raffte in der Eile dreitausend Franzosen zusammen, allein er war zu schwach und trat nothgedrungen den Rückzug an. Unterdessen war auch Hofer mit seinen Leuten gegen Sterzing vorgerückt und dort in dem Moose auf eine kleine Abtheilung Bayern gestoßen. Sie wurden niedergehauen oder gefangen, der Weg nach Innsbruck stand offen.

Immer mehr vermehrten sich die Schaaren der Insurgenten, Keiner blieb zurück, der eine Büchse zu tragen vermochte. Die Begeisterung, von dem Erfolge getragen, war allgemein. Die Oesterreicher vereinigten sich mit den Tirolern und zogen siegreich in Innsbruck ein. Die bayerische Regierung hatte aufgehört zu sein, eine neue wurde eingesetzt mit dem Freiherrn von Hormayr an der Spitze. Nun ging es weiter vor, Speckbacher nahm Hall, im Süden ging Trient verloren. Bald war in Tirol kein Bayer mehr zu sehen, blos Kufstein hielt der wackere Aicher.

Das Wort, das Haspinger ihnen zugerufen hatte, daß sie den Kampf nur mit Männern führen wollten, hatten sie leider vergessen, denn auch wehrlose Frauen wurden mißhandelt und getödtet, auch an gefallenen Bayern ließen sie noch ihre Wuth aus und verstümmelten die Leichname.

Die Bayern zogen an den Grenzen Verstärkungen an sich und drangen auf das Neue vor. Die Pässe Lofer und Strub wurden erstürmt und Deroy zog vor Kufstein, wo er die Belagerer bald verjagte. Nun schien sich das Blatt gegen die Tiroler zu wenden, bei Wörgl wurden sie geschlagen und über Rattenberg hinaus verfolgt. Schwaz mußten sie halten, das sahen sie ein, sonst war Innsbruck wieder verloren. Sie hatten einen Trupp Oesterreicher an sich gezogen, und so gut es ging, sich befestigt. Doch der alte Haudegen Wrede kam mit seinen Tapferen und als er sich in seinem Marsche gehemmt sah, gab er den Befehl zum Sturme. Mit Todesverachtung gingen die Bayern vor. Allein jedes Haus war eine Festung, aus jedem Fenster, aus jeder Dachlucke sandten die Tiroler ihre verderbenbringenden Geschosse in die Reihen der Bayern. Sie wichen zurück, allein der Befehl ihres Anführers trieb sie aufs

Neue vor. Haus um Haus, Zaun um Zaun mußte erstürmt werden und erst als das Städchen zu brennen anfing, wichen die Tiroler zurück. Was den Bayern in die Hände fiel, wurde in ihrer Erbitterung niedergemacht, auf Haufen von Leichen stieß man, überall, wo man sich hinwandte.

Nun war auch Innsbruck wieder verloren, General Wrede und Lefebre zogen dort ein. König Max suchte durch Milde die Herzen der Tiroler zu gewinnen, er erließ eine allgemeine Amnestie für die, welche die Waffen niederlegten.

Es geschah aber nur, um sie bald wieder zu ergreifen. Kaum war ein Theil der Armee abgezogen, so war es wieder Hofer, der seine Landsleute zu erneuter Rache aufforderte. Seine Worte zündeten wie ehedem, und bald bot er nun den ganzen Landsturm auf. Wieder kamen die Oesterreicher zu Hilfe, mit denen sich Hofer vereinigte. General Deroy mit seiner Handvoll Leute wehrte sich wie ein Verzweifelter, allein am Berg Isel wurde er geschlagen, und mußte sich nun über Kufstein nach Rosenheim zurückziehen. Doch nun kamen 40,000 Mann Franzosen unter dem General Lefebre vermischt mit Bayern und Sachsen angezogen und bald war das nördliche Tirol zurückerobert. Weiter vor drangen sie, hinauf an der blutgedünkten Straße. Allein nichts half es ihm, auch hier war es wieder Sterzing, das seinem Siegeslaufe Halt gebot. Hofer stand ihm entgegen, und schlug ihn zurück und zum dritten Male zog dieser in Innsbruck ein. Doch zum Letztenmale.

König Max saß in einer Laube des herrlichen Schloßgartens in Nymphenburg und betrachtete aufmerksam eine Karte, welche ausgebreitet vor ihm auf dem Tische lag. Neben ihm stand Deroy, der verwundet auf einige Wochen der Ruhe pflegen mußte, wollte er wieder mit neuen Kräften dem Feinde entgegenziehen. Die letzten Tage waren in einer Beziehung freudenreich für Max gewesen, denn Bericht um Bericht kam, wie tapfer sich seine Bayern unter seinem Sohne Ludwig an den Ufern der Donau, mitten im Herzen Oesterreich's geschlagen hatten. Aber ach, da wo jetzt sein Finger war, lag ein Stück Erde, das ihm Tag und Nacht unendliche Sorgen bereitete, das schöne Land Tirol.

„Sie glauben also wirklich, mein lieber Deroy," wandte sich Max an diesen, „daß mit Güte dort nichts zu richten sei. Wie gerne würde ich sie statt Strenge walten lassen."

„Es ist vergebens, Majestät," antwortete der General. „Die Gemüther sind zu erbittert und die Tiroler sehen jetzt ein, daß sie zu weit gegangen sind und glauben deßhalb auch, daß ihnen keine Verzeihung gewährt werden kann. War die letzte Amnestie von Erfolg, haben sie sich eines bessern besonnen? Gewiß nicht, dazu kommt noch, daß Oesterreich im Geheimen schürt, Versprechungen macht, die es nie zu halten Willens ist. Das verrückt den Bauern den Kopf und macht sie gegen die Stimme der Vernunft taub."

„Wenn Sie meinen guten Willen kennen würden, könnten sie nicht so handeln," entgegnete Max. „Es mag sein, daß Fehler begangen wurden, ich trage aber daran keine Schuld."

„Es wäre bald Ruhe im Lande, wenn man sich der Anführer, besonders des Hofers, bemächtigen könnte," fuhr Deroy weiter. „Dieser ist die Seele des ganzen Aufstandes. Die Büchse in der einen, den Rosenkanz in der andern Hand, fanatisirt er das Volk, wo er hinkommt. Als Oberkommandant von Tirol unterschreibt er seine Befehle, läßt Münzen schlagen mit seinem Brustbilde und entscheidet über Leben und Tod. Geschähe das nicht mit dem Einverständnisse des Kaisers Franz, müßte es wohl unterbleiben. Oesterreich ist geschlagen, und wird sich wohl so schnell nicht wieder erholen, dafür wird Kaiser Napoleon Sorge tragen. Aber besonders dürfte er bei dem künftigen Friedensschlusse Tirols nicht vergessen und die Häupter der Empörung ausschließen. Für vogelfrei müssen die Rebellen erklärt werden, die Jedermann ohne Strafe niederschießen kann, wie ein Stück Wild. Denken Majestät an den Berg Isel und an die dort Gefallenen, deren Blut gerächt werden muß und geben Sie alle Gedanken an Milde und Versöhnung auf."

„Haben Sie Hoffnung auf Erfolg in dem neu bevorstehenden Kampfe, General?" fragte der König.

„Die besten, wenn alle meine Maßregeln genau befolgt werden," versicherte dieser. „Wir dringen zu gleicher Zeit von allen Seiten

ein, die Franzosen werden uns vom Süden aus zu Hilfe kommen, so bringen wir sie zwischen zwei Feuer und vernichten sie."

„Täglich kommen Berichte, daß sie die Grenzen überschreiten und Streifereien in das Flachland unternehmen wollen, sind dagegen Maßregeln ergriffen?"

„Davon ist mir nichts bekannt, Majestät," entgegnete der General. „Wenn dem so ist, warum werden die neuen Schützencorps nicht gegen sie verwendet. Gleich ist dann der Kampf, die Berge liefern allen den gewünschten Vortheil und unsere Burschen schießen so sicher wie die Rebellen."

„Ich wollte dieses schon lange thun, allein verschiedene Rücksichten ließen mich immer wieder davon abkommen," erwiderte der König. „Nun es aber ein Gebot der Nothwendigkeit geworden, kann ich nicht länger zaudern. Dem allgemeinen Wohle, müssen die Interessen Einzelner weichen, es geht nun einmal nicht mehr anders. Tragen Sie Sorge, daß der Befehl dazu heute noch ausgefertigt wird."

Deroy verbeugte sich. „Genießen Sie die schönen Tage zur Herstellung Ihrer Gesundheit, mein lieber General," ermahnte Max, „und seien Sie versichert, daß ich der treuen Dienste immer gedenken werde, die Sie mir erwiesen haben."

Damit war dieser entlassen. Max trat aus der Laube und blickte zu dem reinen Aether auf, von dem die Sonne so wärmend herniederstrahlte, über Freund und Feind und ihren Segen ausgoß über alle Lande.

Es waren trübe Gedanken, die in dem guten Könige auftauchten. Seine Blicke schweiften unruhig hin und her, selbst die Blumen, die er so sehr liebte und die in so reicher Anzahl zu seinen Füßen blühten, konnten mit all ihrer Pracht und ihrem Dufte ihn nicht erheitern.

„Das ist das Loos der Fürsten," sprach er zu sich selbst, „verkannt zu werden in ihren edelsten Bestrebungen, die sie zum Wohle ihres Volkes ergreifen. Warum bin ich nicht ein einfacher Bürger geworden, der glücklich sich in seinem Streben fühlt und keine solche Verantwortung auf seine Schultern gewälzt sieht.

Seitdem ich den Thron der Wittelsbacher bestiegen, ruhen die Waffen keinen Augenblick, wohin ich sehe, nichts als Blut, Zerstörung, Noth und Elend. Wie lange wird das noch fortdauern, bis endlich einmal der so heiß ersehnte Frieden naht und meinem Volke seine Segnungen zu Theil werden. Alle meine Kräfte will ich aufbieten, um das vergessen zu machen, was diese Zeit für Wunden schlägt, gerne gäbe ich mein Herzblut hin, wenn ich meine Bayern glücklich und zufrieden weiß."

Lachende Kinderstimmen entrissen Max seinem Brüten. Zwei Mädchen des Schloßgärtners waren es, die singend und jubelnd den bunten Schmetterlingen nachsprangen und sie zu haschen suchten. Mit einem Male wurden sie des Königs gewahr, der aus der Laube trat und ihnen freundlich zulächelte. Sie wollten entfliehen, allein er rief sie zu sich. Ohne Furcht eilten sie nun auf ihn zu und reichten ihm zum Gruße die kleinen Händchen. Es war nicht das erste Mal, daß sie seine Liebkosungen genossen, er war ihnen ja schon oft im Garten begegnet und über ihre Spiele erfreut.

„Majestät," begann die Größere und blickte mit ihren blauen Augen gar treuherzig zu ihm auf, „die böse Maria da verjagt mir immer die Schmetterlinge, die ich fangen will, verbieten Sie ihr es doch."

„Und was thust Du denn mit diesen, wenn Du einen bekommst?" fragte Max.

„O ich schaue nur ihre schönen Farben an, und lasse sie dann wieder fliegen," erwiderte sie.

„Aber sie können dann oft nicht mehr fort," berichtigte die Kleinere, „und gehen dann zu Grunde. Deßwegen verjage ich sie auch."

Der König fand an dem herzlichen Geplauder der Kinder Vergnügen.

„Man darf die Thiere wohl betrachten, aber nicht quälen," ermahnte er, „das wird man euch, wenn ihr einmal in die Schule kommt, schon lehren."

„O, ich gehe schon in die Schule," erwiderte die Größere, „schon ein ganzes Jahr."

„Lernst Du auch fleißig?“ fragte er.

„Das will ich meinen,“ entgegnete sie mit einer stolzen Betonung. „Fragen Sie nur einmal meinen Lehrer, ich bin die Erste.“

„Was Du nicht sagst,“ meinte der König. „Da wirst Du also auch einen Preis bekommen. Das wird Deinen Vater freuen.“

„Die Mutter auch. Dann bekomme ich ein neues Kleid und darf mit den Eltern zur Großmutter,“ berichtete sie.

„Und wenn ich einmal in die Schule komme, ich übertreffe Dich noch,“ behauptete die Schwester, „ich lerne noch fleißiger als Du.“

Max nahm nun an jede Hand eines der Mädchen und schritt mit ihnen dem Schlosse zu. „Da Du die Erste bist und Du Deine Schwester noch überholen willst, so muß ich euch schon belohnen,“ sprach er zu ihnen im Fortgehen. Kommt mit mir, in meiner Küche wird es wohl an Backwerk nicht fehlen. Stopft euch die Taschen voll und dann jagt wieder den Schmetterlingen nach, wenn euch dieses so viel Vergnügen bereitet.“

Die Lakaien waren derartige Befehle des Königs schon gewöhnt, als dieser ihnen die Mädchen übergab. Bald kehrte jedes mit einem Pack am Arme zurück und nun ging es eilenden Laufes der väterlichen Wohnung zu, um das Geschenk des Königs zu zeigen und seine freundlichen Worte zu wiederholen.

Diese Begegnung hatte die trüben Gedanken von ihm genommen und mit heiterer Stirne war Max an der Tafel erschienen. Die Kinder hofften ja auch von der Zukunft, warum sollte er an derselben verzweifeln? Sie konnte und mußte sich für ihn noch schöner gestalten, wenn anders die Worte Wahrheit enthielten, daß es den Guten am Ende noch wohlergehen müsse.

Der wiederholte Treubruch der Tiroler, wie man es nannte, hatte im ganzen Lande den größten Unwillen erregt. Von allen Seiten kamen Freiwillige, die sich in die Reihen der Jäger aufnehmen ließen, um die Schmach zu rächen, die dem Lande angethan wurde.

Montgelas und Graf Deroy gingen in dem Arbeitskabinete

des Ersteren aufgeregt auf und ab. Neue Botschaften waren aus dem insurgirten Lande die letzten Tage eingetroffen. Aus Vorarlberg war ein Haufe über die Grenze gestürmt, hatte die wenigen Bayern, welche dort standen zurückgedrängt, die Dörfer geplündert und den Flammen übergeben. Es stand zu befürchten, daß auch von andern Punkten aus solche Einfälle versucht würden und so das Verderben in das eigene Land gebracht werde.

„Ich halte es für einen großen Mißgriff," nahm der Minister den Faden des unterbrochenen Gespräches wieder auf, „daß man unserm Kronprinzen den Oberbefehl über die Armee übergab, welche gegen Tirol zu operiren bestimmt ist. Nicht daß ich an seiner militärischen Tapferkeit und Klugheit zweifle, gewiß nicht, er hat ja davon schon glänzende Proben abgelegt, aber er ist viel zu weich und gut und dazu all zu ritterlich gesinnt, um den verstockten Bauern mit all der Strenge entgegen zu wirken, welche ihr frevelhaftes Treiben verdient. Dazu gehören Männer, die keine Schonung, keine Rücksicht kennen, denn man hatte ja mit uns auch keine. Warum bin ich kein Feldherr geworden, bei Gott sei es geschworen, ich ließe keinen ihrer Berge neben dem andern stehen. Ausrotten würde ich dieses Volk mit Stumpf und Stiel."

„Ich stimme im erstern Punkte mit Ihnen vollkommen überein, Excellenz," erwiderte der General. „Der Kronprinz wird die Tiroler wohl zu schlagen wissen, aber dann fürchte ich, wird wieder in die früheren Bahnen eingelenkt. An unserm Hofe fehlt die Energie. Man packt immer alles von der verkehrten Seite an, statt mit den Verhältnissen zu rechnen. Machen Sie ihren Einfluß geltend, damit es nicht wieder wie früher geht. Oesterreich muß seine zweideutige Rolle dort aufgeben, so lange die Tiroler an diesem einen Hinterhalt wissen, werden sie immer auf das Neue zu den Waffen greifen."

„Ich habe in diesem Sinne auch bereits an Kaiser Napoleon berichtet," versicherte Montgelas. „Der Friedensschluß, der wohl bald diesen Krieg beenden wird, muß uns eine Gewähr geben, daß solche Vorkommnisse für die Zukunft unmöglich sind. Wir werden das Land behalten, daß sie empfinden, daß wir die Sieger sind.

Tirol habe ich als festen Preis für unsere Mitwirkung verlangt und es wird uns bleiben. Und wenn wir sie dann gezüchtigt haben, können wir es am Ende auch andern überlassen."

„Wann wird der Kronprinz zur Armee abgehen?" fragte der General.

„Darüber ist noch keine Bestimmung getroffen," war die Antwort. „Das ist ja eben wieder ein weiterer Fehler, dieses Zaudern und diese Unschlüßigkeit, womit die beste Zeit verloren geht. Gestern hieß es, am Anfange der nächsten Woche, heute erfahre ich, daß die Abreise verschoben ist. Warten die Tiroler? Gewiß nicht, am wenigsten dieser Sandwirth, der heute da, morgen dort ist. Unsere Armee lagert an der Grenze, warum führt man sie nicht hinüber? Wahrscheinlich erst dann wieder, wenn sie ihre Päße ausgebessert, die Wege besetzt und befestigt haben und von allen Seiten die Felsstücke von den Bergen in die Reihen der Unseren herabstürzen. Warum hat man nicht Ihnen oder Wrede den Befehl übertragen, ich wüßte, daß die Hälfte der Arbeit schon gethan wäre."

„Ich könnte mit dem besten Willen nicht mich diesesmal solchen Strapatzen unterziehen," bemerkte der General.

„Verzeihen Sie, ich dachte nicht an Ihre Verwundung," entschuldigte sich der Minister. „Männer von Eisen müssen den Anforderungen unterliegen, die jetzt an sie gestellt werden. Ich hoffe aber, Sie bald wieder so hergestellt zu sehen, um dem Feinde Ihre Stirne zeigen zu können. Der Kronprinz wird Sie vor seinem Abgange noch rufen lassen, um Ihre Ansichten zu hören. Sagen Sie ihm dieselben offen und frei und legen Sie ihm besonders an das Herz, daß er es jetzt nicht mehr mit Soldaten, sondern mit Rebellen zu thun hat, die außerhalb des Völkerrechtes stehen. Und wenn er dann siegt, wird die Diplomatie vollenden, was das Schwert begonnen."

Die Männer trennten sich. Wenn der Wille des Ministers maßgebend war, dann ging Tirol schlimmen Tagen entgegen. Als der General sich entfernt hatte, packte Montgelas einen Stoß Papiere zusammen und rief seinem Diener, den Wagen vorfahren zu lassen.

Dieser jedoch meldete, daß eine Deputation Tiroler schon seit geraumer Zeit im Vorzimmer harre, und vorgelassen zu werden wünsche.

„Tiroler?“ rief erstaunt Montgelas aus. Und zu mir wollen sie, sagst Du?“

„Es ist so,“ antwortete dieser. „Sie wollten zwar direkt zu Seiner Majestät, wurden jedoch an Euer Excellenz verwiesen.“

„Gut,“ lachte dieser spöttisch. „Für den Augenblick kann ich diesen Herren die Köpfe nicht waschen, ich muß zum Vortrage bei dem Könige erscheinen. Bestelle sie zwei Stunden später, bis dahin werde ich zurück sein.“

Der Diener kehrte zurück, um den Harrenden diesen Bescheid zu überbringen. Mit einem ironischen Lächeln verließ dann auch der Minister das Kabinet.

Wohl noch nie hatte sich Montgelas nach seinem Arbeitszimmer so zurückgesehnt, wie in diesen Stunden. Selbst Max fiel diese Unruhe auf und er fragte ihn um die Ursache derselben.

„Die Tiroler haben sich in die Höhle des Löwen gewagt,“ erwiderte er mit sarkastischem Lächeln „und der wird ihnen seine Tatzen weisen.“

„Ich verstehe Sie nicht,“ gab ihm der König zur Antwort, „was wollen Sie damit sagen?“

Montgelas berichtete nun, was ihm vor seinem Hieherkommen gemeldet wurde und daß er neugierig sei, was diese ihm zu sagen hätten. Jedenfalls, das müsse er offen gestehen, sei der Augenblick kein gut gewählter, er werde mit den Rebellen auch nicht viel Federlesens machen, damit sie bei ihrer Zurückkehr ihre Landsleute in Kenntniß setzen könnten, welche Gesinnungen man in München habe.

„Nur nicht zu scharf machen, mein lieber Montgelas,“ mahnte der König in seiner Herzensgüte. „Mit Verirrten muß man Mitleid haben und ihnen nicht alle Hoffnung zu einer Rückkehr nehmen.“

Was sich Montgelas dachte, sprach er nicht aus, er entfernte sich nur mit einer stummen Verbeugung.

Kaum zurückgekehrt, hieß er die Tiroler eintreten. Es waren sechs Männer aus verschiedenen Thälern, alle in ihrer heimischen Tracht. Darunter Max Rainer und als Wortführer Peter Kemnater, der Mann von Schaps. Verlegen drehten sie ihre Hüte zwischen den Fingern, als sie die strenge Miene des Ministers gewahrten und einer stellte sich hinter den Andern, als könnten sie dadurch allein vor den drohenden Blicken geschützt werden. Eine Zeitlang betrachtete sie der Minister, dann trat er ihnen etwas näher.

„Wer sendet Euch?" fragte er kurz.

Einer blickte den Andern an, auf solche Frage waren sie nicht gefaßt.

„Nun, wißt Ihr keine Antwort zu geben," fuhr Montgelas weiter. „Jemand muß Euch doch Auftrag gegeben haben, hieher zu gehen, der Kaiser Franz auf keinen Fall. Also rede Einer."

„Herg'schickt hat uns eigentli gar Niemand," begann nun Kemnater. „Wir san drin in Fügen, im Zillerthal so z'samm kommen und habn berathschlagt, was jetzt z'thun sei, um der G'schicht ein End z'machn. Und da habn wir uns g'sagt, wir wollens amal probirn und da außi gehn, um unser Herz ausleern z'können. Habn no einige gute Freund dazu b'stellt und da san wir halt jetzt."

„So viel sehe ich," war des Ministers Antwort. „Aber deßwegen weiß ich noch immer nicht, aus welcher Absicht Ihr Eure Berge verlassen habt."

„Ja so," gab der Schapser zurück, „eigentli wollten wir a nit zu Enk, sondern zum Küni, von dem ma sagt, daß er a so a guts Herz hat. Da san wir aber daher g'wiesen wordn. No, wir habn halt redn wolln, es sollts uns jetzt amal in Ruh lassn. Wir san halt amal a so und nit anders und was hilfts denn, wenn ma einander allweil todtschießt und z'sammenhaut. Es habts nix guts dabei und wir a nit. Drum meinet i halt, es sollts uns lass'n, was wir bis jetzt g'wesen san, wir geb'n na scho a Ruh."

Fast entlockten diese Gedanken dem Minister ein Lächeln. Die Furchen in seinem Gesichte glätteten sich ein wenig.

„Wer ist Euer Landesherr?“ fragte er.

„I mein halt, der Kaiser Franzl,“ erwiderte Kemnater. „I hab meiner Lebtag nix anders g'hört. Und der Herr Pfarrer von Zell hat g'sagt, an König von Bayern hab er nie im Tiroler Landl kennt.“

„Und Ihr glaubt also, Ihr habt das Recht, Euerm Könige den Gehorsam zu kündigen, seine Regierung zu vertreiben, und seine Soldaten nieder zu schießen,“ fuhr Montgelas fort. „Rebellen seid Ihr, mit denen man nicht mehr unterhandeln kann. Nur vollständige und schnelle Unterwerfung kann Euer Verbrechen vergessen machen.“

„Rebellen san wir,“ meinte der Sprecher trocken. „Dös is, wie mans nimmt. Wenn mir einer mei gute Joppn nehmen will, na wehr i mi. Oder wie wars denn g'wesen, wanns umkehrt gangen wär. Wenn sollten d'Bayern kaiserli werd'n, und sie mög'n nit, nachher thätens sie sich halt a wehren, grad wie wir. I weiß nit, ob i recht g'hört oder obs i g'lesn hab, s'ist scho da herraußen so g'wesen. Da sans a kommen und hab'n die Kaiserlichen zum Land naus g'jagt. San dös a Rebellen g'wesen?“

Montgelas sah, daß er es mit einem geriebenen Fuchsen zu thun hatte, der nicht so leicht aus dem Felde zu schlagen war.

„Also Ihr verlangt nichts weniger und nicht mehr, als daß wir zu dem Ja sagen sollen, was Ihr Euch wünscht,“ meinte der Minister. „Da kann ich Euch die Gewißheit mit auf den Weg geben, daß dieses nicht geschieht. Ihr dürft euch schnelle auf die Füsse machen, wenn Ihr noch rechtzeitig über die Grenze kommen wollt, denn in wenigen Tagen werdet Ihr wieder die bayerischen Kugeln um Eure Köpfe sausen hören. Dann sagt aber Euern Anführern und Aufwieglern, daß keine Kugel für sie gegossen sei, sondern der Strick ihr Lohn werde. Keine Gnade und kein Erbarmen mehr mit euch und wenn das ganze Land zu Grunde gehen sollte. Ihr habt mich doch verstanden?“

„O ja, fehlt sie nix,“ gab Kemnater nun zur Antwort. „Mi tröst da nur eins, daß da drobn a noch an Herrgott gibt, der a ein Wörtl drein z'redn hat und ohne dem der Hanf nit wachst,

aus dem die Strick g'macht werden soll. Jetzt wissen wirs, wie wir dran sind. Männer, wir können gehn. B'hüt enk Gott, Herr Minister. Ausricht'n woll'n wir unser Sach schon."

Damit setzte er seinen Hut auf und ging ruhig mit den Uebrigen fort.

Verblüfft sah ihnen Montgelas nach. Mit einem solchen hartnäckigen Volke, das sah er ein, konnte nicht viel gerichtet werden. Wie offen sie ihn angeblickt hatten, als einmal der Redefluß im Gange war. Wie mit Seinesgleichen hatte der Bauer gesprochen, nicht einzigs Mal war er um eine Antwort verlegen gewesen und wie kurz ihr Abschied war. Jetzt reute es den Diplomaten, daß er nicht noch schärfer aufgetreten war, vielleicht hätte ihnen doch dieses mehr Respekt eingeflößt. Nun aber waren sie fort, und konnten nicht mehr zurückgerufen werden.

Aber auch die Bauern schieden nicht mit besonders ruhigen Gefühlen. Als sie auf der Straße standen, betrachteten sie einander mit kuriosen Augen und wußten am Anfange gar nicht, was sie sagen sollten."

„I habs recht scho g'meint," fing Rainer an. „I bin glei dagegen g'wes'n, da raus z'gehn. Jetzt wissen wirs ganz deutli, wie wir dran sind und kommen heim, wie a naße Maus. Mit dene Herrn san keine Kirschen z'essen, dös hab i allwei g'hört."

„Und hätt mans nit thun," erwiderte Kemnater, „na hätt man glaubt, was ma versäumt hat. Er kennt jetzt a, wie wir g'sottn san, ehrli g'nug hab is ihm g'sagt."

„An Strick wollens ihne drehen," meinte der Innthaler, „ja die müssens z'erst krieg'n, dies dran hin hängen woll'n."

„Auf nix guts dürfen wir uns nit g'faßt machen," folgerte Rainer. „Wanns dösmal uns Herr werden, na gute Nacht, Tirol?"

„S'best wird jetzt sei, wir machn, daß wir heimkommen," entgegnete Kemnater. „I trau da herraußn kein Menschen mehr. Wer weiß, was dem da drobn nit alls no einfallt. Bin i z'Haus und passirt mir was, bin i do bei meine Leut. Da kommt mir alls so unheimli vor."

Diese Rede gab den Ausschlag. Sie suchten ihre Herberge auf, nahmen noch ein wenig Speise und Trank zu sich und eine Stunde später wanderten sie wieder rüstig ihren Bergen zu. Glücklich erreichten sie auf Umwegen ihre Thäler. Kemnaters erster Gang war nach Innsbruck, wo er Hofer zu treffen hoffen durfte. Er fand ihn auch bald in der Hofburg, jedoch verkündeten dessen Mienen große Niedergeschlagenheit und Muthlosigkeit.

„Was ist Dir, Andre?" fragte Kemnater betroffen, „san vielleicht schlimme Nachrichten kommen, oder is Dir sonst was in Weg kommen."

„All zwei, wenn mans so nehmen will," erwiderte dieser. „Doch laß zuerst hören, wies enk ergangen is. A nit gut, dös sieh i Dir an."

Kemnater erzählte Alles und verschwieg zum Schluße auch die Drohung nicht, die der Minister gemacht hatte.

„Also an Strick denkens hätt i verdient," entgegnete Hofer, der ruhig zugehört hatte. „Für Rebellen, wies die meinen, könntens am End recht habn. Aber i bin kei Rebell, i vertheidig nur mei Vaterland und weiter hab i nix damit z'thun. Den Hofer fangens nit lebendig, daß ihn aufhängen können, wie an Dieb, dös dürfens sicher glaubn. Also naus und aufs neu los! Sie solln nur kommen, da drobn steht der alt Berg Isel und den kennens, die Bayern und Franzosen."

„Dös hab i mir denkt, daßst a so redn wirst," versicherte Kemnater. „Im Geist hab is vorausgsehn, wie i vor dem stolzen Minister g'standn bin und hab ihm in seine grauen Augn g'schaut. S'Tiroler Landl is kei Nudl, die ma so schnell nunterschluckt und allweil habn wir ja no unsre Berg und unsre Büchsn und so lang is nit g'fehlt."

„Aber eins muß i Dir sagn, Kemnater," erwiderte der Sandwirth, „und dös is, was mir s'Herz abdruckt, mit Oesterreich ist's so viel wie vorbei, dös kann uns weng oder gar nix mehr helfn. Grad is a Bot vom Erzherzog Johann fort, der mir g'sagt hat, daß drunten d'Franzosen Wien b'setzt habn und der Kaiser zwei große Schlachten verlorn hat und viel Leut und Kanonen derzu.

Sie wissen sie dort selber nimmer z'rathn und z'helfn und wir solln daher überlegn, was s'Best für uns sei, auf Hilf könnten wir nit rechn, in der nächsten Zeit. Dös hat mi so trübseli g'macht, denn dös sieh i ein, daß z'letzt wir do zum Kreuz kriechn müssen."

Auch Kemnater wurde jetzt bestürzt. Oesterreichs Hilfe war immer der Hebel gewesen, der sie in Bewegung setzte, jetzt waren sie auf sich selbst angewiesen, einer Uebermacht gegenüber, der sie unterliegen mußten.

„Dös is freili a traurige Nachricht," entgegnete Kemnater nach einigem Besinnen, auf die hab i nit g'hofft. Drum is scho lang alls so stad bliebn von Wien, dös hat mir nie recht g'falln. No helfen wir uns selber, na wird Gott a helfn. Nur den Muth nit verlorn. Denk an Strick und an Galgn."

Hofer sprang rasch auf, öffnete die Thüre und schrie hinaus, man solle ihm den ganzen Landes-Defensionsausschuß zusammenholen.

„Den Galgn will i ihnen austreibn," rief er zornig aus, „da ist im Tirol kei Holz dazu g'wachsn, dös dürfens z'Münchn sicher glaubn. Alls wird aufbotn, was Händ und Füß hat, der letzt Mann muß her, jetzt heißts, Vogel friß oder stirb."

Nach einer Stunde waren alle schon um ihn versammelt. In seiner einfachen Weise erzählte er ihnen, was die letzten Wochen vorgekommen, wie sie auf Oesterreich nicht mehr rechnen dürften, daher nur ihrer eignen Kraft vertrauen müßten und kündete ihnen zuletzt das Loos an, das ihnen als Rebellen drohe, wenn sie dem Feinde in die Hände fielen.

„Wer von Enk also nit mehr will, der geh heim," forderte er sie auf, „dann kann ihm nix g'schehn. Denkt an Enkere Kinder und daß s'Lebn do a schön is, wenns a nur mehr etliche Jahrl dauert. I verdenks keim und nimms nit übel, wenns einer so macht, denn jetzt Männer gibts kein Ausweg mehr, entweder kein Feind mehr ins Land laßn, oder z'Grund gehn. Also b'sinnts Enk, was ihr thun wollt, eins oder s'andere."

„I bleib," rief der Rothbart feurig aus, „von mir aus könnens mit mir anfangn was wolln, wenns mi habn."

„Eher häng i mi selber am Nagel hin, vor i ein Schritt z'rückgeh," schwur Speckbacher. Juhe mei Büchsn und i, wir bleibn bis zur letzten Stund beisamm."

„Statt z'Haus bleibn hol i no an Haufn," versicherte Kemnater, „alls treib i z'samm, was a Joppn am Leib tragt."

Die Uebrigen besannen sich auch nicht lange und schwuren der begonnenen Sache treu zu bleiben, bis der letzte Mann gefallen sei.

Stolz blickte Hofer im Kreise umher. „Dös hat Enk Gott eingebn Männer," rief er begeistert aus, „wir können nit untergehn. Tirol und die heilig Jungfrau soll auch ferner s'Feldg'schrei sei, wie Männer wolln wir sterbn."

Er starb auch als Mann, aber nicht im offenen Kampfe dem Feinde gegenüber, wie er es wünschte, sondern als ein Opfer des Verrathes.

In Kochel hatte unterdessen ein reges Leben geherrscht. Jeden Tag ertönte die Trommel und rief die Burschen zu den Uebungen zusammen. Am Anfange wollte es nicht recht gehen, und der Hauptmann Wastl hatte alle Mühe den jungen Hitzköpfen die ersten Begriffe militärischer Disziplin beizubringen. Aber nach und nach ging es doch und zuletzt stellte sich sogar ein reger Wetteifer ein, den der Hauptmann angefacht und auch zu erhalten wußte.

Monei, die mehrere Tage den Kopf hängen ließ und die ganze Geschichte, wer weiß, wohin wünschte, söhnte sich ebenfalls mit der Nothwendigkeit aus und machte wieder ein fröhlicheres Gesicht, wenn Wastl mit dem Hute auf den Kopf, den ein weißblauer Buschen schmückte und mit dem Hirschfänger an der Seite, dem Zeichen seiner Würde, erschien. Im Geheimen nährte sie die Hoffnung, die ganze Geschichte werde so und das Frühjahr nicht vorübergehen, ohne des Wastls Weib geworden zu sein.

Paul sah mit besserem Blicke den kommenden Ereignissen entgegen. Tage lang war er nun von zu Hause abwesend und fragte man, wo er denn gewesen, so erhielt man immer die gleiche Antwort: „Wirst's scho no erfahrn, wenns amal nothwendi is. Er war aber in der kleinen Schlucht, die er zu einem einstigen Zufluchts-

orte ersehen hatte und arbeitete dort unverdrossen. Haufen von Moos trug er zusammen und stopfte damit die Ritzen der Holzhütte aus, ebnete den Boden und richtete alles bereit, um im Nothfalle sogleich einen Heerd errichten zu können. Der Stall unter dem Felsen wurde erweitert, der Ablauf des kleinen Bächleins gesichert und auch das geheime Versteck für seine Werthsachen näher untersucht und erweitert. Zu seinem größten Erstaunen aber gewahrte er, als er einen querliegenden Felsblock nach schwerer Arbeit hinweggehoben hatte, daß dieser einen weiteren Eingang in eine Art Höhle verdeckte. Eilends schleppte er Holz herbei und zündete ein mächtiges Feuer an, das den ganzen Raum beleuchtete. Es mußte schon einmal benützt oder bewohnt gewesen sein, das erkannte er an den geschwärzten Mauern und einigen angebrannten Holzstücken, die umherlagen. Ja sogar eine kleine Erhöhung in einer der Ecken gewahrte er, die sicher einst zum Lager des Bewohners bestimmt war. Sonst fand sich nichts Auffälliges mehr vor. Auch diesen Raum richtete er sich nach seinen Ideen zurecht und mit Vergnügen bemerkte er, daß derselbe groß genug war, um all' sein Hab und Gut dort unterzubringen. Nun war er erst vollkommen beruhigt und als er die letzte Hand angelegt, den Zugang wieder gehörig verdeckt und versperrt hatte, lachte er zufrieden für sich hin.

„Dös Platzl find'n d' Tiroler nit," sprach er im Heimgehen zu sich „und wenn's no so feine Nas'n haben. Doch wär's mir lieber, i thät's nit brauchen, denn bis ma all's dort hinterbringt, geht a Zeit rum und auf den ersten Schuß lauf i doch nit gleich davon."

Als er zurückkam, war er sehr erstaunt, den Vetter Eckbauer von Lenggries an dem Tische in seiner Stube sitzen zu sehen.

„Ja was treibt denn die für a Wind zu uns rüber," rief er ihm zu, „a so eine seltene Einkehr muß scho an b'sondern Grund hab'n."

„Wie man's nimmt," erwiederte dieser. „S' Frühjahr kimmt und da mach i g'wöhnli meine Einkäuf von die Hölzer, damit is früh g'nug nach Münch'n nunter bring, so lang's no was gelten. Da bin i z' Schlehdorf drüb'n g'wesn und hab den Einödbauern sein Brudern

s'ganz Holz abkauft. Der treibts so nimmer lang, der himmelt*) wenns Frühjahr kommt und Schlehdorn blühn. Wies geht, laß is dann auf der Loisach fortflößen, s'ist a hübsche Arbeit und werden meine Knecht wohl a sechs Wochen brauchen, bis ferti san. Und weil i z'Kochel a z'thun hab, denk i mir, schaust zum Romanivetter auch a Bißl naus, was der treibt und thut, bist so bald scho a vier oder fünf Jahrln nimmer auf sein Hof g'wesn."

„Dös is schö von Dir, daß D' uns nit ganz vergißt," entgegnete Paul, „und weilst grad da bist, können wir glei a G'schäft a machen. I hab oberhalb der Jochermühl den Winter über schlagen lass'n, statttiche Bäum sag i Dir, wie nit leicht wieder eine wo siehst, die kannst a haben, wennst ordentli zahlst. Hast's ganz kommod dabei, darfst nur in See nunterlauf'n lass'n und nachher fort damit."

„Dö schaun wir uns morgen an, für heut is scho z'spät," erwiderte der Eckbauer. „Handelseins werden wir zwei schon, da is mir nit bang drum. Aber was sagst denn zu der G'schicht im Tirol drin? Hab i selbigs Mal z'Walchensee nit Recht g'habt, ja i hab die G'schicht kennt, was die im Schild führ'n."

„Wahr is," versicherte Paul. „Gar Manchem hats an Strich durch sei Rechnung g'macht, der nit dran denkt hat. I bin nur froh, daß bis jetzt so abgang'n is und d'Rebellen nit rauskommen san. Drüben, do z'Kempten und z'Lindau sollens bös g'haust hab'n."

„Hab a davon g'hört," versicherte der Vetter, „und mit nei g'schleppt sollens grad g'nug haben. No, so weit wirds bei uns nimmer kommen, hoff i. z'München drunten hab i g'hört, daß ihnen dösmal den Garaus mach'n. s'ist alls scho derzu herg'richt, und der Kronprinz kommandirt dösmal selber. Er hat a Schneid, der, dös kann i Dir sagen, man thäts ihm gar nit ansehn. Und na wird hoffentli amal a Ruh und a Fried werden."

„Gott gebs, Zeit wärs dazu," meinte Paul, „da kommts s'Monei vom Dorf raus, schau. Sag vor der nix von dene

---

*) stirbt bald.

Tirolerg'schichten, da wirds wegen ihrem Wastl allemal a paar Tag rabiat. Der is a nit nach Wunsch gangen, wie sie's gern g'habt hätt. S'muß aber was b'sonders hab'n, weils so lauft, und glühen thuts im ganzen G'sicht. Die bringt wieder was mit."

Hastig wurde die Hausthüre zugeschlagen und die Stubenthüre aufgerissen.

„Denk Dir nur Vater," rief das Mädchen voller Zorn aus, hielt aber plötzlich inne, als sie den Vetter gewahrte.

„Grüß Gott," wandte sie sich dann an diesen, „a seltener Gast, und dazu bei der Zeit."

„No brennt's wo Deandl," fragte neugierig Paul, weilst so reing'fahren bist bei der Thür."

„Mehr als brennen," fing sie nun an und die mühsam verhaltenen Thränen rannen aus ihren Augen. „Ausmarschiren müssen's Morgen in der Früh. D' Grenz müssen's besetzen d'rin z'Mittenwald und mithelf'n müssen's, wenn Tiroler in der Scharnitz san, hat mir der Wastl g'sagt."

„Wa . . was?" riefen die beiden Bauern fast zu gleicher Zeit aus.

„So weit is kommen?" fuhr Paul fort, „dös is kei gut's Zeichen. Wann die Tiroler nur alle z'samm wären, wo der Pfeffer wachst."

„Na müssen die Unsern z'Lenggries a fort," behauptete der Eckbauer „und i bin nit amal z'Haus. Dös is scho a verfluchte G'schicht. An guten Lust hätt i und ging heut Nacht no nüber und in a paar Tagen wieder rum. Mei Klaus is a dabei und da gibt's no allerhand z'red'n vorher."

„So hör nur no z'erst," beschwichtigte ihn Paul, „was s' Monei sagt. Wann hat denn der Wastl die Botschaft kriegt?"

„Vor zwei Stund, grad wie i nüber kommen bin, hat's a reitender Bot vom Landg'richt bracht," erzählte sie, „und glei is er weiter nach Schlehdorf nüber, er hat si nit a Minut aufg'halt'n. Der Wastl hat dös Schreib'n glei aufg'macht und g'les'n, aber er is fast käsweiß dabei wor'n. Richts mir mei Sach z' samm, hat er g'sagt, Morgen Fruh müssen wir nach Mittenwald.

I hab an Schrei thaan, an fürchterlich'n und sei Mutter und s' Franzi hab'n a glei s' Weinen ang'fangt Is dir dös a Jammer und a Elend. S' wär so gut auf der Welt, wenn nur d' Leut wollten. O der Krieg, der Krieg! Wenn is nur allsammt in See neinwerfen könnt, die Schuld d'ran sind."

„Was ist na weiter g'schehn?" fragte der Eckbauer.

„Der Wastl hat uns a bisserl tröst, daß nit alle Kugeln von die Tiroler treff'n," fuhr sie fort, „dann is er mit dem verfluchten Schreiben zum Bürgermeister nüber und glei drauf habens d' Burschen z'sammentrommelt. Die Einen hab'n g'juchzt, die andern lieber g'weint und wies bei ihre Leut zugeht, dös könnts Euch denken."

„Der Martl muß a mit," meinte nun Paul, „obs der wohl scho weiß. Er is auf der Jochermühl drunten."

Nun kam Rosl in die Stube, der die laute Unterhaltung aufgefallen war. Vor Schrecken schlug sie fast die Hände über den Kopf zusammen und das Jammern und Weinen ging nun von Neuem an.

„S'bleibt dabei, i geh heim," versicherte der Eckbauer zum Abschied. Muß mein Klaus do nochmal sehn, man kann nit wiss'n, wies geht. An so was hätt mei Herz nit denkt, und jetzt is doch kommen. B'hüt enk Gott, allzam, in ein paar Tag komm i wieder und nachher, Paul, mach'n wir den Handel scho aus."

Dieser begleitete den Vetter noch ein Stück über den Hof hinaus. Als er in die Stube zurückgekehrt war, stopfte er sich die Trösterin seiner Leiden, die Pfeife und setzte sich in seinen Gedankenwinkel hinter dem Ofen. Dort studirte er über die Nachricht weiter, um zuletzt zu der Erkenntniß zu kommen, daß man dagegen gar nichts thun könne und man der Sache ihren Lauf lassen müsse.

In Kochel herrschte die größte Aufregung. Vor den Häusern bildeten sich Gruppen heftig streitender, theilweise auch weinender Bewohner, welch' letztere ausschließlich aus Mädchen und Weibern bestanden. Während vor etlichen Stunden keine Seele vielleicht an die Tiroler dachte, wußte man jetzt schon, daß sie in Mittenwald und Partenkirchen eingedrungen seien und die Burschen nicht zur

Besetzung der Grenzen, sondern zur Vertreibung der Rebellen aus diesen Orten bestimmt seien. Ja, Einige wollten gehört haben, wo sagten sie natürlich nicht, daß die Gefürchteten sogar schon im Anzuge auf Walchensee seien, und vielleicht schon morgen das Dorf besetzen würden. Die ruhigen, besonnenen Männer konnten anfangs diesem Weiberklatsche gegenüber nicht viel ausrichten, bis endlich der Kirchenlenz giftig wurde und die vor seinem Hause Stehenden, worunter allerdings auch sein Weib war, auseinander jagte.

„Macht, daß Ihr Eure Wege kommt,“ donnerte er unter sie hinein. „Habt Ihr nix bessers z'thun, als dummes Zeug zu schwatzen, von dem Ihr doch nix versteht. Wann's Euch nur mit nehmen thäten, die Tiroler, dös war s'best, na müßt man sie do mit Euch nimmer ärgern. Marsch nei, in dei Kuchl,“ wandte er sich dann an die Seine, „und sorg für was G'scheits auf d'Nacht, dös steht Dir besser an.“

Diese Strafpredigt half, die Weiber verschwanden. Die Burschen jedoch durchzogen juchzend und singend das Dorf, um sich dann im Wirthshause zusammen zu finden, wohin Wastl sie bestellt hatte, um ihnen mitzutheilen, was Jeder Einzelne noch zu thun habe. Mit einem allgemeinen Freudengeschrei wurde er empfangen, das sich wieder erneuerte, als er ihnen mittheilte, daß sie von morgen an als im Dienste des Vaterlandes stehend betrachtet und Nahrung und Sold wie die Soldaten beziehen würden. Gar viele Fragen wurden an ihn gerichtet, über Manches mußte er Auskunft geben, ehe er wieder an das Fortgehen denken konnte.

Als es endlich so weit war, ließ er die Burschen militärisch sich aufstellen.

„Morgen um fünf in der Früh seids alle da,“ befahl er, „daß mir Keiner fehlt, denn von dem glaubet i, daß er Furcht vor die Tiroler hätt, oder von der Weiberschürz'n nit wegkönnt. Na ziehn wir in d'Kirch und bitten unsern Herrgott, daß er uns in sein Schutz nimmt und nachher gehts dahin. z'Mittenwald drin, beim General Arco erfahren wir nachher schon 's Weitere. Auseinander Marsch!“

Es drängte Wastl, den letzten Abend bei Monei zuzubringen. Er war sich der Aufgabe wohl bewußt, die seiner harrte und kannte die Wechselfälle des Krieges viel zu gut, um nicht zu wissen, daß man wohl die Stunde des Ausmarsches, aber nicht jene der Zurückkunft kenne. Doch mußte er alle diese Gedanken in seiner Brust verschließen, denn wenn Monei nur das Geringste merken würde, müßte der Abschied ihr doppelt schwer fallen. Ja, er nahm sich sogar vor, eine heitere Miene zu zeigen, um sie so zu täuschen und sich selbst vor weichen Gefühlen zu wahren.

Es dunkelte schon, als er dem Hofe zuschritt. Wie oft war er seit seiner Zurückkunft mit freudigen Gefühlen hieher geeilt und hatte seit Monaten gehofft, Jene bald heimzuführen, an der sein Herz mit aller Jugendliebe hing. Jetzt waren alle die freudigen Hoffnungen in weite Ferne gerückt. Statt des fröhlichen Hochzeitmarsches mußte er wieder dem Klange der Trommel folgen und wer konnte es wissen, ob ihn nicht statt des Ehebettes der Todtenschrein aufnahm. Trotzdem er sich vorgenommen hatte, heiter zu sein, bemächtigte sich seiner auf dem Wege eine wehmüthige Stimmung, die noch durch die Einsamkeit erhöht wurde, die ihn umgab. Zuletzt wurde er zornig über sich selbst und schalt sich einen Feigling, der Andern wohl gute Lehren zu geben vermöge, diese aber selbst nicht befolge. Welchen Eindruck müßte denn dieses machen, wenn er, der ausgediente Soldat, der schon in so mancher Schlacht fest und tapfer dem Feinde gegenüberstand, der des Königs Ehrenzeichen trug, am andern Tage als Kommandant wie ein Weichling vor seiner Kompagnie stehen würde? Welches Vertrauen könnten denn seine Kameraden zu ihm haben, wenn sie dieses bemerken und wie wäre es dann mit der Tapferkeit derselben bestellt, wenn sie wirklich mit dem Feinde handgemein würden? Müßte er sich nicht, so lang er lebte, schämen und den Hohn geduldig sich gefallen lassen, der ihn mit Recht treffen müßte? Und dieses alles, weil er seine Braut verlassen mußte? Müßte sie ihn nicht selbst verachten und ihm zuletzt einen Besseren, einen Tapferen vorziehen? Nein, das konnte er nicht thun, er wollte sich als Mann zeigen und als solcher auch handeln.

Mit diesem Entschlusse betrat er den Hof, gewahrte aber sogleich die verweinten Augen von Mutter und Tochter, die aus der Küche kamen, sobald sie ihn gewahrten.

„Ist's richtig, mußt morgen fort?“ fragte die Bäuerin, die immer noch nicht recht daran zu glauben schien.

„O mein Gott,“ jammerte Monei, „muß dös Leid a no über uns kommen.“

„Was gibts denn da so z'jammern und z'lamentirn,“ erwiderte aber Wastl ernsthaft. „Dös Bisl Spaziergehn nach Mittenwald, do is scho der Müh werth, daß man an solchn Spektakel aufschlagt. I hab Dirs Nachmittag scho g'sagt, alle Kugeln treffn nit, sonst läg i weiß Gott wo, im Preußenland draußn.“

„Dös is a schlechter Trost für mich,“ erwiderte ihm aber Monei. „Jetzt is alls g'richt worden, d'Hochzeit hätt scho lang sein können nnd nun mußt D' zum Schluß a no fort und wer weiß, wannst wieder heimkommst. Hätt i nur mein Kopf g'folgt und den Vatern nit Herr sein laß'n, na wär all's vorüber und i und Du könnten im warmen Nest sitz'n und zuseh'n, wie die Andern fortziehen. s'Nannei kann jetzt lach'n, und i kann warten, bis i Di krieg.“

Diese Behauptung hatte sehr viel Wahres für sich, das mußte auch Wastl zugeben. Allein alle diese Klagen konnten den festen Willen desselben nicht erschüttern und so fiel demnach auch seine Antwort aus: „I weiß nit, wie Du mir vorkommst,“ sagte er zu ihr, „als ob ich dafür könnt, daß grad so hat gehn müssen. I will grad nit sag'n, daß es mir a b'sonders Vergnügen macht, von Haus und Dir fort z'müssen, aber daß i deßwegeu verzweifel, dös thu i nit. Mußt a denk'n, daß wir fürs Vaterland kämpfen und a jeder wackre Bursch a Ehr sich drauß machen muß, wenn er später sag'n kann, i bin a dabei g'wes'n und hab tapfer mitthun. Oder war Dir dös lieber, wenns mit Finger auf Di zeig'n und sagen könnten: Da, der Rembald-Wastl, der hat kei Schneid g'habt, der is z'Haus schö warm g'wes'n. I möcht wissen, wie der zu dem Ehrenzeichen kommen is.“

„No, no, red'n wird man wohl dürf'n,“ antwortete das

Mädchen etwas beruhigter. „A Schlafhaub'n möcht i grad selber nit, von dem is kei Red. Aber ärgern thuts mich, weils doch anders sei könnt."

„Also jetzt laß dös Greinen," verlangte der Bursche „und laß uns die paar Stunden ordentli zubringn. 's is nit halb so arg, wie's d'Leut mach'n und in a vier Wochen san wir so wieder z'Haus."

Monei wußte immer doch noch viel zu fragen, was sie alles während seiner Abreise zu thun und zu besorgen habe. Die Bäuerin hatte ein tüchtiges Stück Fleisch gekocht, das sie ihm nun einwickelte, damit er auf dem Marsche nach Mittenwald etwas zu verzehren habe und nicht hungrig an der Grenze ankomme. In dem eifrigen Gespräche, das sie führten, bemerkten sie nicht, daß es schon spät geworden sei, bis endlich die alte Wanduhr daran erinnerte.

Nun mußte geschieden werden. Herzlich nahm Wastl von der Bäuerin Abschied, die fast in Thränen zerfloß. Auch mit Monei's Standhaftigkeit war es vorüber und immer und immer hing sie sich wieder an seinen Hals und bedeckte seinen Mund mit Küssen, wenn auch Wastl glaubte, sich von ihren Liebkosungen befreit zu haben. Durch sanftes Zureden und Bitten gelang es ihm endlich und trostlos kehrte das Mädchen in das Haus zurück. Sie wollte ihn zwar am Morgen noch einmal sehen, doch hatte ihr dieses Wastl abgerathen. Paul erwartete den Schwiegersohn im Wirthshause des Dorfes, allein dieser kam nicht, er mußte einige Stunden der Ruhe pflegen, um beim Nahen des Tages der Erste auf dem Platze zu sein.

Die Trommel wirbelte durch das Dorf und rief die Vaterlandsvertheidiger zusammen. Wohl manche offene und geheime Thränen floßen in jener Morgenstunde aus den Augen der Mütter, Schwestern und Bräute und auch manchem Burschen wurde es weicher um das Herz, als er gedacht hatte, da er die Hand zum Abschiede bot. Auch bei Wastl war dieses der Fall, doch beherrschte er sich, um den Schmerz der Mutter und Schwester nicht zu vermehren. Rasch war er aus dem Hause, und nun in Mitte seiner

Kameraden hatte er keine Zeit mehr, weichherzigen Gefühlen nachzuhängen.

Es war ein hübsches Corps, das nun in Reih und Glied stand. Die jungen und frischen Gesichter, die kräftigen, muskulösen Gestalten mußten auf Jeden den besten Eindruck machen und mit Zuversicht erfüllen. Die bequeme Tracht stand ihnen vortrefflich und erleichtete ihre Behendigkeit. Den Kopf schmückte der grüne Spitzhut mit trotzigen Spielhahnfedern und der blau-weißen Kokarde, hinter denen aber einzelne Blumen sichtbar waren, wohl Zeichen der Liebe, die auch in der Ferne die Erinnerung wachrufen sollten. Die Joppe war mit einer grünen Schnur besetzt, woran ein Pfeifchen angebracht war, die Füße bedeckten bis zum Knie die schwarzen Lederhosen, die Waden die dicken grünen Strümpfe und die schweren Schuhe ließen ihren Schritt noch wuchtiger ertönen. Auf dem Rücken trugen sie den mit dem Nothwendigsten versehenen Rucksack und die Büchse, an der Seite kurze Hirschfänger.

Stramm marschirten sie in die Kirche, wo der Pfarrer des Ortes, nachdem er eine stille Messe gelesen, eine begeisterte Ansprache an sie hielt und sie zu ihrem neuen Berufe einsegnete. Während dieser Zeit waren auch die Abtheilungen von Benediktbeuren und Schlehdorf angerückt gekommen und mit nicht enden wollenden Juchzen begrüßt. Sie schüttelten sich die Hände und gelobten einander treu und brüderlich zusammen zu stehen und Keiner den Andern zu verlassen in Noth und Gefahr.

Wastls Augen flammten, als er die stattliche Schaar überblickte und die Begeisterung gewahrte. Er konnte jetzt schon stolz sein, das Kommando über solche Burschen zu führen, die, wurden sie erst einmal warm, auch den Teufel nicht fürchteten. Dabei sah er aber auch, daß er machen müsse, sie aus dem Dorfe zu bringen, denn bald waren sie wieder von allen Seiten umringt und das Weinen und Jammern der Weibsleute hätte auf das Neue begonnen.

Kräftig erscholl nun sein Kommando, die Burschen standen wie festgebannt und präsentirten die Stutzen, wie alte Soldaten, als der Hauptmann zu dem Bürgermeister und Pfarrer, den beiden

Ersten des Dorfes trat und ihnen meldete, daß die Kompagnie vollzählig und zum Abmarsche bereit sei.

Dann hieß es „schwenkt euch“ und unter dem Marsche der Trommeln und Schwegelpfeifen verließen sie das Dorf, wohl noch ein Stück weit von Kindern oder solchen begleitet, die sich gar nicht trennen konnten. Da, wo der Fußweg zum Romanihof hinüberführte, stand Paul der Ankommenden gegenwärtig. Kurz, aber herzlich war der Abschied zwischen diesem und Wastl. „S'wird all's glückli vorübergehn,“ sagte der Bauer, „i hoff, daß i Dich bald wieder sieh.“

„Grüß mir mei Monei no a mal,“ hörte er hinter sich nachrufen. Dann verbargen ihn die Bäume.

Ein frischer erquickender Morgen war es, als sie singend und in gehobener Stimmung dahinzogen, die Burschen vom Abhange der Berge. Als sie den steilen Kesselberg emporstiegen, hätte man ihrer Fröhlichkeit wegen eher glauben können, sie seien zu einem lustigen Scheibenschießen geladen, als daß sie einem vielleicht mörderischen Kampfe entgegengingen. Der Walchensee wurde mit tollem Juchzen begrüßt, daß das Echo aus allen Klüften widerhalte und als sie erst im Dorfe ankamen, wo ihrer neue Kameraden warteten, hatte Wastl alle Mühe sie in den Grenzen der Mäßigung zu halten. Der Wirth hatte für einen kühlenden Trunk gesorgt, dem nun auch tapfer zugesprochen wurde und die Zeit, die für den Aufenthalt bestimmt war, verging so schnell, daß Wastl kaum mit dem Waldbauern einige Worte wechseln konnte, von dem er nun auch erfuhr, daß die Lenggrießer und Jachenauer auf der andern Seite des Sees an der Isar heraufgezogen kämen und wahrscheinlich schon in der Nähe Wallgaus angekommen sein dürften.

Das Bier hatte seine Wirkung nicht verfehlt, doch wußte Wastl die Uebermüthigsten durch einen strengen Blick von weiteren Ausbrüchen abzuhalten. Bis sie nach Wallgau kamen, ließ aber überhaupt die Lebendigkeit bedeutend nach. Der Nebel, der anfangs die Spitzen der Berge bedeckte, uud sich dann an diesen in die Thäler herabgezogen hatte, fing an sich aufzurollen und gestattete bald da und bald dort einen Blick auf die Häupter der

Riesen des Karwendel- und Wettersteingebirges zwischen denen Mittenwald und die Scharnitz lagen, wo der Kampf bald auf das Neue beginnen sollte. Sie erfuhren auch, daß das ganze Isarthal von Soldaten wimmle und General Graf Arko nur noch die anrückenden Verstärkungen abwarte, um sofort den Angriff zu wagen und das stimmte ihre Fröhlichkeit denn doch etwas herab und machte ihre Gedanken auf die Zukunft richtend. Als sie aber in dem Markte selbst ankamen und nichts als Soldaten sahen, konnte sie selbst der freundliche Empfang, der ihnen zu Theil wurde, nicht mehr erheitern und still, in sich gekehrt, bezogen sie die angewiesenen Quartiere.

Wastl jedoch fand sich gleich wieder in das ihm ja nicht fremde Leben und als er sich Arko vorgestellt nnd die nöthigen Weisungen erhalten hatte, machte er zuerst einen Gang in das außerhalb des Marktes aufgeschlagene Lager, wo er vielleicht einen seiner alten Kameraden zu finden hoffen durfte. Für diesesmal sah er sich jedoch in seinen Hoffnungen getäuscht und so kehrte er, als es schon dunkelte, in den Markt zurück, von seinen Quartierleuten, bescheidenen Geigenmachern, freundlich aufgenommen, und mit dem Wenigen bewirthet, was diese noch an Vorrath besaßen.

VII.
Entschlossenheit und Muth.

Wo die blaue Enziane
Mit dem Bergvergißmeinnicht
Auf dem alten Felsenzahne
In geheimen Lauten spricht,
Wo im dunkeln Blättergrüne
Flammen gleich im Fichtenwalde
Auf des Grates schroffer Halde
Tausend Alpenrosen glühn —
Da pocht frei das Herz und kühn.

Im Zillerthale war es ruhig und stille gewordeu. Der Krämer von Zell hatte richtig geahnt, er ruhte schon längst auf dem Friedhofe in Schwaz. Er war einer der Letzten gewesen, die

das brennende Städtlein verließen, als sie zu ihrem Kummer einsehen mußten, daß es nicht mehr zu halten war. Er wollte an einer Mauer vorüberschleichen, welche ihm Schutz gegen die feindlichen Kugeln gewährte, um den nahen Wald zu erreichen, als aus diesem die Bayern hervorbrachen und die herkulische Gestalt erblickend, ihm zuriefen: er solle sich ergeben.

Statt der Antwort krachte es noch einmal aus seiner Büchse, das Letztemal in seinem Leben, dann warf er das unnütze Mordwerkzeug weit hinweg über die Mauer und blickte trotzig zu seinen Feinden hinüber. Doch nur einige Sekunden, dann sank er von mehreren Kugeln getroffen nieder.

„Tirol und die heilige Jungfrau!" rief er noch aus, dann verstummte seine Lippe für immer. Mehrere Tage lag die Leiche auf dem gleichen Platze, bis sie endlich ein Tirolerbube entdeckte und der geweihten Erde übergeben wurde.

Der Wirth von Maierhofen war mit dem Leben davon gekommen, dafür aber war er für seine Lebtage ein Krüppel. Am Berg Isel war ihm der rechte Arm abgeschoßen worden und lange Zeit lag er in Innsbruck bei Bekannten in Pflege, bis der Arzt erlaubte, daß ihn sein Weib heim holen dürfte. Er war zwar nun wieder hergestellt, allein mit dem Schießen war es vorüber. Desto mehr mußte nun der Mund herhalten. Wo er hinkam, forderte er zur Rache gegen die Bayern auf und gar Mancher wurde dadurch auf das neue begeistert und griff wieder zu der Büchse, die er bereits aufgehoben hatte.

Die beiden Brüder Rainer waren bis jetzt verschont geblieben, obwohl sie zu den Tapfersten und Furchtlosesten des Zillerthales zählten. Ein eigener Glücksstern hatte über ihnen geleuchtet, obwohl sie jederzeit im dichtesten Kugelregen und bei jedem Sturme an der Spitze standen. Jetzt waren sie wieder zu Hause und betrieben ihre Wirthschaft, allein die Gäste fehlten und das war es, was die Beiden mißmuthig und unzufrieden machte. Die jungen Burschen, die sonst ein Leben in die Stube gebracht, fehlten, denn sie standen draußen bei Innsbruck und die wenigen Männer, die im Dorfe oder überhaupt noch im Thale anwesend waren, vermieden

die Wirthshäuser, weil sie zu Hause genug Arbeit vorfanden, und auch die Silberzwanziger seltener wurden, die Hofer schlagen ließ. Diese Geschäftsruhe war Maria, der Wirthin, sehr unangenehm, und für sich stellte sie manchmal Vergleiche an zwischen sonst und jetzt, und kam dann immer zu dem Resultate, daß es doch nicht so ohne unter der Herrschaft der Bayern war, denn diese ließen etwas aufgehen, und ihre Guldenstücke und Kronenthaler hatten einen gar schönen Klang.

Am unglücklichsten von Allen war Lisei daran. Der Karl hätte sie gar nicht mehr erkannt, wenn er sie gesehen, so angegriffen und abgehärmt sah sie aus. Er hatte ihr nur ein einzigesmal Nachricht zukommen lassen können, durch einen gefangenen Tiroler und da nur auf indirekte Weise. Er hatte diesen zu der Wirthin geschickt, und ihr sagen lassen, der Korporal sei schon noch am Leben und lasse sie schönstens grüßen. Diese Botschaft galt aber nicht der Wirthin, sondern Lisei, was diese auch begriff und für einige Tage nun ruhiger wurde. Allein das war jetzt schon lange her, und deßhalb stiegen ihre Zweifel und Sorgen immer höher. Er konnte ja auch schon todt sein, oder hatte er sie vergessen? Das war der ärgste Schmerz, der in ihrer Brust tobte und je länger sie diesen Gedanken nachhing, um so verstörter sah sie aus. Aber hatte er nicht recht? War sie denn nicht eine Tochter der Feinde seines Vaterlandes und konnte sie jemals hoffen, daß seine Eltern ihre Zustimmung geben würden eine Tirolerin in das Haus zu bringen und sie als Schwiegertochter aufzunehmen? Das leuchtete ihr zuletzt selbst ein, aber konnte sie sich denn darüber nicht Gewißheit verschaffen? Sie dachte lange darüber nach. Endlich schien sie das Rechte gefunden zu haben und mit ihrer ganzen Willenskraft beschloß sie, sogleich die Ausführung zu unternehmen.

„Du brauchst mi jetzt doch nit gar so nothwendi mehr," fing sie am andern Morgen darnach in der Küche mit ihrer Base zu reden an, „s'G'schäft geht so langsam und da möcht i grad die Zeit benützen, und amal heimschaun, wies da zugeht. S'is scho bald zwei Jahr her, und da kann sie viel verändert hab'n. Jetzt san d'Weg no offen, wer weiß, wanns wieder so gut sein kann."

Die Wirthin betrachtete das Mädchen aufmerksam. Die Veränderung, die mit ihr vorgegangen war, hatte sie schon lange bemerkt, dieselbe jedoch einem körperlichen Leiden zugeschrieben. Daß ihr Gemüth krank war, daran dachte das resolute Weib nicht, das würde sie auch nicht einmal verstanden haben, weil sie überhaupt das Leben nur von seiner praktischen Seite nahm. Sie hatte ihren Sepp geheirathet, weniger aus Liebe, als weil er ein hübscher Bursche war, ihr eine gesicherte Zukunft bot und es ihre Eltern so haben wollten. Hätte ihr Lisei von ihrer Liebe erzählt, so hätte sie laut aufgelacht und sie ein dummes Ding, eine Närrin, eine Ueberschnappte gescholten, oder was derartige Liebestitel noch mehr gewesen wäre. Das wußte auch Lisei und deßhalb mußte sie ihre Zuflucht zu einer Ausrede nehmen."

„Hast's Heimweh?" fragte sie. „Daß Dir was fehlt, hab i scho lang kennt. I hab nix dagegen für a Zeitlang, so a vierzehn Tag, oder drei Wochen, nachher kommst aber wieder."

„Gewiß," versicherte das Mädchen, „i glaub, i bleib nit so lang aus, und i hoff, daß i dann wieder g'sünder bin, wie jetzt."

„No, so gehst halt morgen," meinte die Wirthin gutmüthig, „i werd unter der Zeit scho allei mit meiner Arbeit ferti."

Ihrem Manne war aber diese Erlaubniß doch nicht so angenehm. Man könne nicht wissen, wie es gehe, in wenigen Tagen müsse er und sein Bruder auch fort und dann sei die Wirthin allein im Hause, das sei nichts und da wäre es ihm schon lieber s'Lisei ginge ein andersmal.

„Wenns sonst nix is," erwiderte ihm aber sein Weib bestimmt, „na kanns gehn, wies will. I nimm mir derzeit s'Kätherbasl ins Haus und kommt was anders über uns, was Gott verhütn will, so hilft mir d'Lisei grad so viel, wie die Ander."

„Aber s'Lisei is doch a ganz andre Person," erwiderte noch einmal der Wirth.

„Die schlagt so wenig die Bayern todt, wenns kommen, wie i," war die Antwort. „S'Lisei geht, i habs ihr zug'sagt und damit punktum. Schaus nur an wies aussieht! Is besser, wenns krank daliegt?"

Diese Erklärung schlug jedes weitere Bedenken nieder. Lisei packte die nothwendigsten Habseligkeiten in ein Bündel, steckte ihr erspartes Geld zu sich, das Uebrige verschloß sie in ihre Truhe.

Es war noch kein Mensch im Hause munter, wie die Wirthin, als Lisei mit dem Bündel unter dem Arme über die Stiege herabkam. Sie erhielt nur noch einen Haufen Aufträge und Grüße und zuletzt die Ermahnung, nicht zu lange auszubleiben und wenn es ihr ja zu Hause nicht mehr gefalle, könne sie gleich wieder kommen.

Das Mädchen verließ das Dorf in der Richtung ihrer Heimath, die noch eine gute Strecke von Zell entfernt war. Es war fast noch finster, als sie ihre Wanderung antrat, nur einzelne Lichtstreifen am Horizonte verkündeten den Anbruch des Tages. Als sie Fügen weit genug im Rücken hatte, verließ sie die Landstraße und schlug rechts einen Seitenweg ein, der an dem Bergabhange oberhalb des Dorfes durch einen dichten Wald und wenn auch auf einem Umwege hinaus in das Innthal führte. Sie mußte bis zum vollen Anbruche des Tages unbedingt das Thal im Rücken haben, da sie fast von jedem Kinde gekannt war und leicht Jemand begegnen konnte, der sie um das wohin fragen und dann später ihren Verwandten Nachricht bringen konnte. Sie schritt daher rüstig aus, sah sich oft nach allen Seiten um und dankte im Stillen ihrem günstigen Geschicke, das ihr Niemand in den Weg geführt hatte, als sie endlich die auf einem hohen Felsen gelegene Kapelle gewahrte, die den Eingang in das Thal beherrschte.

Jetzt überlegte sie erst, welchen Weg sie einschlagen sollte. Sie wußte, daß die Grenze von den Bayern besetzt war, denen an den Haupteingängen die Tiroler gegenüberstanden. Diese hatte sie jetzt mehr zu fürchten, wie die Blauröcke, denn kam sie unter diese, mußte sie jedenfalls ein scharfes Verhör bestehen und lief Gefahr, zurückgewiesen zu werden. Auch konnte sie ja mitten in ein Gefecht kommen und dann war alle Hoffnung für sie verloren. Siegten die Bayern wurde sie zurückgedrängt, unterlagen aber diese, so durfte sie wieder umkehren, denn dann war auf keinen günstigen Empfang zu rechnen. An der Straße über Rattenberg und Kufstein hinaus-

zugehen, wäre das Unklügste gewesen, denn da standen haufenweise die Tiroler und die Festung im Besitze der Bayern hemmte jeden Ausweg auf dieser Seite. Es blieb also nichts übrig, als sich durch eines der Seitenthäler durchzuschleichen. Berge und Abgründe fürchtete sie ja nicht, die zu überwinden, war ihr Spielwerk, nur die Menschen konnten sie an ihrem Vorhaben hindern und die mußte sie vermeiden. Sie war schnell mit sich im Reinen. Bei Brixlegg mündete das einsame Altbachthal, das an seinem nördlichen Ende bis zur bayerischen Grenze führte. Von da aus hatte sie dann nur ein paar Berge zu übersteigen, um wieder in eiu einsames Waldthal zu gelangen, das eine Strecke unter Brannenburg an den Inn hinausführte. Das schien ihr der richtige Weg zu sein und gelang ihr glücklich das Vorhaben, so konnte sie schon am folgenden Mittage vor dem heimathlichen Hofe ihres Geliebten stehen. Einzukehren brauchte sie ja nicht. Die frischen, klaren Quellen gaben ihr überall den nothwendigen Trunk, einigen Vorrath von Lebensmitteln barg ihr Bündel und ein Nachtlager fand sie in den Heuhütten, die auf den Bergen, oder am Abhange derselben befindlich waren.

So schlug sie nun wieder einen Seitenweg ein, der nach Brixlegg führte, um dort über den Inn zu kommen. Hier aber stellte sich ihr ein großes Hinderniß in den Weg, die Brücke war abgebrochen und zudem von den Tirolern besetzt. Ging sie weiter hinauf nach Rattenberg, so war das Gleiche zu befürchten. Was nun thun? Hier war guter Rath theuer. Ueber den Inn mußte sie, ging es wie es wollte, sonst durfte sie gleich wieder zurückkehren. Sie schlich sich nun abwärts durch den Wald und die Gebüsche, vielleicht war ihr das Glück günstig eine Ueberfuhr zu finden und wenn nicht, nun so mußte sie in Gottesnamen nach Schwaz und dann wieder auf der andern Seite herauf. Ungefähr eine Stunde hatte sie den mühevollen Weg verfolgt, als sie bei einer Wendung des Flusses in dichtem Gebüsche einen Kahn entdeckte, der offenbar hier versteckt war, wie die Vorsicht bewies, mit der er angebunden und die Weiden über ihn hingelegt waren. Eine Stange und ein Ruder lag in demselben, es fehlte also nichts, um

die Ueberfahrt wagen zu können. Ihr redliches Gefühl sträubte sich zwar am Anfange dagegen, diese günstige Gelegenheit zu ergreifen, sie sah es für einen Diebstahl an, wenn sie den Kahn benützte, allein ihre eigenthümliche Lage ließ sie doch alle Bedenken niederschlagen, die in ihrem Innern dagegen aufstiegen. Sie durchsuchte zuerst die ganze Gegend, um sich zu überzeugen, daß Niemand in der Nähe war und als sie darüber Gewißheit hatte, sprang sie in das gebrechliche Fahrzeug, band es los und überließ sich nun dem Strome. Es war für sie von großem Vortheile, daß dieser sich hier mehr verbreiterte und dadurch an seiner Schnelligkeit verlor. Sie war des Lenkens nicht kundig und zu keiner anderen Zeit hätte sie sich einer solchen Gefahr ausgesetzt, jetzt aber gab ihr die Angst Kraft und Entschlossenheit, sie regierte die Stange links und rechts, wie wenn sie schon öfter damit zu thun gehabt hätte und das Wagniß war vom Glücke begünstigt. Der Strom trieb sie eine Strecke hinab, sie fand, daß er seichter wurde, stieß den Kahn immer mehr dem Ufer zu und als sie wieder Gebüsch erreichte, warf sie zuerst ihr Bündel hinaus hielt sich an demselben fest und sprang auf das Trockene. Um das Schicksal des Fahrzeuges konnte sie sich nicht weiter kümmern, das noch ein wenig hin nnd hertanzte, dann von den Fluthen wieder ergriffen, auf einer Sandbank endlich festsuß.

Nun hielt sie nichts mehr in ihrem weiteren Fortkommen auf. Sie vermied so gut wie möglich die betretenen Wege, so lange sie den Inn vor Augen hatte, erst als sie das Bergthal erreichte, athmete sie freier auf und dankte in einem stillen Gebete Gott, der sie bis dahin so glücklich geführt und beschützt hatte. Freundlich erwiderte sie die Grüße der ihr Begegnenden, die dem rasch dahinschreitenden Mädchen neugierig nachsahen. Ihre Wangen hatten sich von der frischen Morgenluft und auch von der Aufregung wieder geröthet und ihr das blühende Aussehen zurückgegeben. Die Mittagssonne sendete ihre heißen Strahlen herab, sie achtete es nicht, obwohl ihr der Schweiß von der Stirne rann, sie hatte nur den einen Gedanken, wie sie wohl von den Eltern Karls aufgenommen werde und ob sie den weiten Weg nicht umsonst mache. Näher

rückten die Berge zusammen, schmaler wurde der Weg, die Bäume dichter und immer ging es steiler aufwärts. Schon lange hatte sie keine menschliche Wohnung mehr gesehen, stille war es um sie her, nur einzelne Raubvögel ließen hie und da ihren kreischenden Ruf ertönen. Das kümmerte sie nicht, sie war um diese Ruhe froh, zufrieden, daß sie keinen Menschen begegnete und erst als die Schatten der Bäume immer länger wurden und es zu dunkeln begann, erinnerte sie sich daran, daß sie doch nicht im freien Walde übernachten könne, sondern gegen die nächtliche Kühle geschützt sein müsse. Soweit ihr Auge aber reichte, nichts sah sie als Wald und fast wurde es ihr bange bei dem Gedanken, daß sie doch noch unter einem Baume ihr müdes Haupt niederlegen müsse. Noch schneller eilte sie aufwärts, sie mußte bald die Spitze des Berges erreicht haben und dort jedenfalls eine größere Umsicht haben. Sie brauchte aber nicht mehr lange zn gehen, so war sie von ihrer Sorge erlöst. Plötzlich ging es steil bergab, ein tiefes Waldthal öffnete sich und gerade gegenüber sah sie eine größere Hütte, aus der bläulicher Rauch emporwirbelte. Sie war also bewohnt und rasch entschlossen schritt sie darauf zu.

Die Bewohner derselben, Mann, Weib und zwei Kinder waren nicht wenig überrascht, als sie plötzlich ein junges Mädchen auf der Thürschwelle stehen sahen, das sie in verlegenem Tone fragte, ob sie nicht bis zum kommenden Morgen auf der Ofenbank ausruhen dürfe. Die Prüfung des Mannes dauerte jedoch nicht lange, dem späten Gaste war nichts Böses zuzutrauen, das sah man ihm gleich an. Er hieß sie freundlich herein kommen, indem er meinte, es sei Platz genug vorhanden, sie könne es sich so bequem machen, als sie wolle und wenn das Mus fertig sei, auch gleich mitessen, für sie reiche es schon noch. Die Kinder, die sich am Anfange scheu zurückgezogen hatten, wurden nun zutraulicher und als Lisei das kleinere Mädchen auf die Schooß nahm und es fragte, wie es heiße, war bald alles Mißtrauen derselben verschwunden und auch der Knabe kam nun herbei, stieg auf die Bank und setzte sich neben Lisei, um zu hören, was sie alles spreche. Vielleicht in ihrem ganzen Leben hatte ihr das einfache Abendessen nicht so gemundet, wie diesesmal, wenn

es auch nur aus groben Habermus bestand. Während des Essens erfuhr sie nun auch, daß sie bereits Tirol verlassen und auf bayerischem Gebiete war und der Holzhauer erst seit ein paar Tagen wieder die Hütte bewohne, da das Wetter so günstig für seine Arbeit war. Ruhig und sorglos konnte sie daher schlafen, was auch, ermüdet wie sie war, bis zum frühen Morgen geschah. Der Mann wies ihr nun den näheren Weg, lehnte ihren Dank für die genossene Gastfreundschaft mit wenigen Worten ab, da es nicht der Mühe werth sei, davon zu reden, und wünschte ihr eine glückliche Heimkehr. Die Kinder begleiteten sie noch tief in den Wald hinein, und wären wahrscheinlich noch weiter mitgegangen, wenn nicht Lisei sie ermahnt hätte, umzukehren, sonst könnten sie sich am Ende verirren.

Etwas beruhigter setzte sie nun ihre Wanderung fort. Hat Gott bis hieher geholfen, so wird er auch weiter helfen, dachte sie sich, ich gehe ja auf keinen schlechten Wegen. So wurde es wieder Mittag, als das Thal sich nun erweiterte und wieder auf einer Anhöhe angekommen, in der Ferne die stattlichen Gebäude des Schloßes Brannenburg und den Kirchthurm des Dorfes gewahrte. Jetzt war sie also nahe am Ziele und in kurzem sollten alle ihre Zweifel gelöst sein. Ehe sie das Dorf erreichte, stand unter einer mächtigen Buche eine Kapelle, deren Thür geöffnet war. Sie trat in dieselbe und lange kniete sie vor dem Bilde der Gottesmutter in frommen Gebete, von ihr Hilfe in ihren Zweifeln und Sorgen erbittend.

Das schmucke Tirolermädchen wurde bei ihrem Eintritte in das Dorf verwundert betrachtet, denn schon lange Zeit war es her, daß man die Tracht einer Tirolerin hier nicht mehr gesehen hatte. Dieses Anstaunen wurde Lisei lästig und so fragte sie ein Weib, das mit Waschen vor ihrem Hause beschäftigt war, wo es dem Ritterhofe zuginge. Diese mußte sie auch zuerst von Kopf bis zu den Füßen besehen, ehe sie zur Antwort gab: „Den weiß ja jeds Kind in der ganzen Gegend, da drüben steht er, sieht kerzengrad daher.“ Dabei zeigte sie mit der Hand nach der Richtung und Lisei sah nun den schönen Hof mit seinen Nebengebäuden am

Saume eines Waldes auf einer Anhöhe, von wo aus er die ganze Gegend beherrschte.

Das Herz pochte aber immer unruhiger, je näher sie derselben kam. Schon von Weitem erkannte sie, daß dieser Hof gegen ihre Heimath ein Palast zu nennen war. Wenn die Bewohner so stolz waren, wie sein Aussehen, so war jede Hoffnung für sie verloren.

Sie mußte schon von weitem gesehen worden sein, denn der Bauer und sein Weib standen unter der Hausthüre, als sie den Abhang hinaufstieg und waren, mehrmals auf sie zeigend, in einem eifrigen Gespräche begriffen. Als Lisei oben war, mußte sie einige Minuten stehen bleiben, um sich zu sammeln, dann erst schritt sie auf die Beiden zu.

Die Züge der Eltern Karls, denn daß es diese waren, daran war kein Zweifel, beruhigten sie. Der Mann trug unverkennbar die nämliche Gutmüthigkeit zur Schau, die sie anfänglich zu dem Sohne hingezogen hatte. Des Weibes freundliche Blicke schienen sie einladen zu wollen, nur ganz ohne Sorgen näher zu kommen, man wisse schon bereits wer sie sei und sie dürfe sicher auf einen guten Empfang rechnen.

Das Grüß Gott, das sie den Beiden gegenüber aussprach, klang aber immer noch sehr beklommen und erst als der Bauer sie einlud nur herein in die Stube zu kommen, getraute sie sich offen ihre Augen zu erheben.

„Hast Dich nit vergangen Deandl,“ begann der Bauer, „hast wirkli auf'n Ritterhof z'Brannenburg g'wollt? Bist ja a Zillerthalerin, so viel i seh!“

„Dös bin i ja,“ erwiderte die Lisei, „und z'Fügen beim Verweser hab i der Basen in der Wirthschaft g'holfen.“

„So, so,“ gab der Bauer mit einem eigenen Blicke auf sein Weib zur Antwort. „Und da mein i halt alleweil Du heißt Lisei.“

Fast erschrocken fuhr das Mädchen von der Bank in die Höhe. „Ja woher wißt ihr denn mein Namen?“ rief sie aus.

„Was hab i nit g'sagt,“ wandte sich der Alte an sein Weib, „i habs doch errathen, daß die zu uns will.“ Dann [illegible].

„Und in dem Wirthshaus z'Fügn, da is alleweil a bayrischer Soldat einkehrt, der Karl Ritter heißt und mit dem d' Lisei a Liebschaft angfangn und er ihr s'Heirathn versprochn hat. Drauf hat er aber fort gmüßt und hat wahrscheinli nix mehr von sich hören lassn."

„O mein Gott, was soll i sagn?" fing das Mädchen an und die Thränen entstürzten ihren Augen.

„Deßweg'n brauchst nit z'weinen," fiel nun die Bäuerin ein, „dös is nit nothwendi. Wir san keine so hartherzigen Leut, die nit wüßt'n, obs weh thut, wenn man eins gern mag, und man weiß so lang nix davon. Was da der Bauer sagt, hat alls der Karl g'schrieben und sogar a mal a Briefl an di beig'legt, dös mußt aber halt nit kriegt hab'n."

„Der Karl lebt no, er hat an mich g'schrieben, er hat mi nit vergeß'n," rief nun Lisei jubelnd aus. „O die liebe Mutter Gottes von Absam, dös hab i nur Dir zum verdank'n, so bald i kann, geh i nauf zu Dir und werd Dirs selber sag'n, wie glückli mich g'macht hast."

Dieser Ausbruch der Freude und einer innigen Liebe verfehlte auch nicht, auf die Beiden Eindruck zu machen.

„Also hast an Karl gar so gern?" fragte die Bäuerin.

„Wär i, wann i ihn nit möcht, nachher daraus, heimli, ohne daß meine Leut was davon wissen," antwortete sie, „um a mal endli G'wißheit z'krieg'n, wies mit ihm steht und ob ihm nit a Unglück troff'n hat. Glaubt's, dös hätt i no länger so ausg'halt'n? Na, da war i z'letzt no ganz narrisch word'n."

„Und da hast Dich durchg'stohl'n, durch die Tiroler und die Unsern", fragte die Alte wieder „und ist Dir nix g'scheh'n? Dös muß i sag'n, Du hast a Schneid, Deandl, wie nit leicht eine. Da wird's mir scho klar, warum ma nit mit Euch fertig wird, wann ihr Weisbsleut so seid, viel weniger dann erst d' Burschen."

„A jed's thut halt, was kann," erwiderte Lisei. „Mi hat d' Lieb und Sorg um den Karl dahertrieb'n, sonst nix anders. I hab an der Kriegsg'schicht scho lang satt, möcht wiß'n für was so auf einander san, s' is keinem z'gut dabei. Die jung'n Bursch'n werden nit besser und d' Männer g'hör'n zu ihre Weiber heim und

nit zum Todschießen lassen. Hoffentli wird's jetzt a mal a End nehmen."

„Damit dem Karl nix g'schieht und ihn bald kriegst," behauptete der Bauer. „No schau, mi und mei Alte freut's, daß wir Dich a mal g'scheh'n haben, weil der Bursch gar so närrisch allweil von Dir g'schrieb'n hat und daß er kei Andere nit nimmt und nit mag, als grad Dich, sobald als er kann. Bist zwar a Tirolerin und die sieht ma jetzt grad nit gern bei uns. Aber dös wird mit der Zeit a wieder vergeh'n und weilst a so a resoluts und bravs Deandl bist, sag i und mei Alte a nit nein, wenn sei Zeit rum is. Jetzt hab is g'sagt und no brauchtst Dich nimmer z'genirn da bei uns, bist ja in Deiner zukünftigen Heimath und von Herzen gern aufg'nommen."

Die Bäuerin reichte ihr jetzt die Hand zum Willkomm'. „Was mei Bub schöns und guts von Dir g'schrieb'n hat," sagte sie zu ihr, „dös ist wahr, denn dös seh i Dir an Deine Aug'n an. Bist mir als Schwiegertochter ganz recht, hab nix z'tadeln an Dir und wennst gleich ganz da blei'bn willst, hab i a nix aus. Wir können a solch's Deandl nothwendi brauch'n. Meinst nit Jörg?"

Dieser lachte zu dieser Frage. „Frag Dein Bubn, was der dazu meint,'" war seine Antwort, „dann erfahrst g'wiß s'Richtige. Uebrigens is dös dem Deandl sei Sach. Mir is a recht und lieb, nachher schreib is glei und er weiß g'wiß, daß ihm nimmer auskommt."

„Es sagt's allweil nur von mir und nit von ihm," entgegnete Lisei, deren Augen jetzt vor Freude glänzten. „Sagt's mir doch amal wo er is, wie's ihm gangen hat und wann er denn an mi g'schrieb'n hat. Daß i dös Briefl nit kriegt hab?"

„Ja so, von ihm willst was wiss'n," erwiderte der Alte, deßwegen bist ja kommen. Gegenwärtig ist er z'Münch'n d'runt, wie lang aber no, weiß i nit. No, wie er selbigsmal von Fügen fort g'müßt hat, is er nach Innsbruck marschirt und wies dann bei enk drin zugangen is, dös weißt selbst. Am Isel hat er a no mitg'macht, is aber, Gott sei dank, mit heiler Haut durchkommen und so bis Kufstein raus, wo er a Zeitlang in der Festung g'leg'n

is und hat d'Tiroler ausg'lacht, wies mit ihre hölzerne Kanonen immer hab'n an d'Felsen hing'schoss'n. s'Zweitmal hat er nimmer mit nei g'müßt und da is er auf einmal auf'm Durchmarsch an d' Donau nunter auf a halbe Stund kommen und grad da g'sess'n, wo Du bist. Weit nei is er marschirt ins Oesterreichische, i glaub, bis vor Wien, und von daher is amal dös Briefl kommen, dös wir Dir g'schickt hab'n. Nachher hab'n wir lange Zeit nix mehr g'hört von ihm, so daß mir und mein Weib scho a Bisl bang word'n is und wir uns denkt hab'n, wir sehn ihn nimmer. S'is a traurige Zeit g'wesn, keins hat mehr gredt, und nix hat uns mehr g'schmeckt. I hab nach München fahrn wolln, um mi z'erkundigen da is na auf einmal wieder a Botschaft kommen, daß er ganz g'sund und wohlauf sei, und von München aus scho schreib'n wird wenn er in acht oder zehn Tagen dort eintrifft. I hab aber doch eing'spannt und bin mit mein Weib nunter, denn wenn ma so an Bub'n gar z'lang nimmer sieht, kriegt ma doch a Sehnsucht darnach. Drei Tag san wir drunt bliebn, sei erste Frag is aber g'wesen, ob wir von Dir nix wissn. Ah, hab i g'sagt zu ihm, laß mi aus, die denkt scho lang nimmer an di. Vater, dös is nit wahr, hat er behauptet, do kennst s'Lisei nit, dös gibts nit bei der und jetzt sieh i, daß er recht g'habt hat. Vor etliche Tag hat er Nachricht geb'n, daß er no einmal gegen s'Tirol mit muß, auf welchem Weg wüßt' er aber nit. Jetzt weißt alles, mehr kann i Dir nit sag'n."

„I bin z'frieden," versicherte Lisei, „und is mirs jetzt ganz leicht ums Herz. Aber da bleib'n, dös kann i no nöt. I muß heim und zwar scho morgen in aller Früh und meine Leut sag'n, wies um mi steht und was i vorhab. Na komm i wieder und zwar gleich und bleib ganz da. Es wär enk a nit lieb, wenn der Karl so hinterrucks handeln würd', dös weiß i und i wills a nit thun."

„Recht hast' Lisei," lobte Jörg. „S'mag sei, wies will, d' Eltern müssen von Allem wissen. Habens was aus, kannst's uns ja z'wissen thun, wenn nit, weißt so, wie dran bist."

„Aber morgen gehst no nit," fiel nun die Bäuerin ein, „a

paar Tag bleibst wenigstens no bei uns, so eilig ists doch nit mit dem Heimgehen.“

„S' geht nit anders, Mutter,“ versicherte Lisei. „Jetzt kann i vielleicht no ruhig heimkommen, in a paar Tag nimmer. S'is a weit num bis ins Zillerthal und wenn mans grad z'Fügen erfahren würd, daß i a Ausred braucht hab, um fortzukommen, wärs mir nit lieb. Do drin in mir is jetzt ruhig, kommt was will. Dem Karl schreibts, daß i dag'wesen bin seinetwegen und daß i auf ihn wart, bis Zeit kommt, wo er mi hab'n kann, da brauchst weiter gar nix mehr z'redn. Gut aufg'nommen bin i word'n, dafür sag i herzli vergelts Gott und es werds sehn, daß i in späterer Zeit gwiß dankbar dafür bin.“

„In Gott's Nam, i sieh's ei, daß so besser is,“ erwiderte nun die Bäuerin. „Aber no mal sei's g'sagt, komm, wennst willst, 's Haus steht Dir offen.“

So wurde nun bis zum Abend von Karl, der Zukunft und den gegenwärtigen Ereignissen fortgeplaudert. Die beiden Alten verließen fast nicht mehr die Stube und mit jeder Stunde fanden sie mehr Gefallen an dem Mädchen, das so offen und ehrlich sprach, als wäre sie schon Jahre lang bei ihnen im Hause. Die Dienstboten rißen freilich ihre Augen auf, als sie vom Felde heimkamen und so ein Tirolermadl an dem Tische sitzen sahen, das auf den Hof gehörig behandelt wurde. Sie konnten gar keinen Grund hiefür denken und strengten umsonst ihre Einbildungskraft an, auf die richtige Fährte kamen sie nicht, denn so lange sie in der Stube waren, vermieden die Drei, von dem Sohne des Hauses zu reden. Noch größer aber wurde ihre Verwunderung als am andern Morgen die Bäuerin den herzlichsten Abschied von dem Mädchen nahm, ihr nochmal in's Gedächtniß zurückrief, daß sie jederzeit willkommen sei und der Bauer selbst sein bestes Pferd einspannte und mit ihr davonfuhr. Er hatte versprochen, sie so weit zu fahren, als es gehe, damit sie noch an dem nämlichen Tage sicher Jenbach erreichen könne und dann entweder gleich nach Fügen, oder zu ihren Eltern zurückkehren könne. Bis zu dem steilen Berge, von welchem aus sie die Hütte gesehen hatte, ging die Fahrt, dann mußte Jörg

wieder umkehren. Herzlich drückte er ihr die Hand zum Abschiede, denn das Mädchen hatte in der kurzen Zeit sein ganzes Herz gewonnen.

Nach seiner Heimkehr wurde fast von nichts anderem, als dem Lisei gesprochen, und der Alte meinte, daß der Bub keine bessere Wahl hätte treffen können, wenn sie auch zehnmal eine Tirolerin sei und daß das einmal eine rare Bäuerin auf dem Ritterhof gäbe.

Ganz anders kam aber jetzt Lisei der Weg vor, den sie doch erst einen Tag zuvor zurückgelegt hatte. Wie ein Reh hüpfte sie dahin und wer ihr jetzt begnete, erhielt den freundlichsten Gruß. So kam sie gegen Abend nach Jenbach, in dessen Nähe sie einen Fischer kannte, der sicher bereit war, sie für Geld und gute Worte über den Inn zu führen. Sie traf ihn aber nicht zu Hause und so mußte sie wohl oder übel ihre Wanderung nach Schwaz fortsetzen, wo sie nun bei einer Verwandten ein freundliches Unterkommen fand.

All' diese Umwege, die sie zu machen hatte, konnten ihrer Heiterkeit keinen Abbruch thun. Der früheste Morgen fand sie schon wieder singend und jubelnd auf dem Wege in das heimathliche Thal, denn ihre Eltern jetzt zuerst von ihrem Glücke in Kenntniß zu setzen, erachtete sie als heilige Pflicht. Sie dachte nicht im Entferntesten daran, daß sie auf Widerspruch stoßen könne, sie hielt alles für so natürlich und bestimmt, daß nicht einmal mehr die kriegerischen Ereignisse darauf einen Einfluß haben könnten. Karl lebte, liebte sie noch, seine Eltern hatten ihre Einwilligung gegeben, das war alles, an was sie dachte, und machte sie froh und glücklich. So eilte sie dahin, und als sie endlich das kleine Dörfchen und das väterliche Haus erblickte, hätte sie vor lauter Vergnügen gerade hinausjuchzen können. Liebevoll, wie immer, wurde sie aufgenommen und nicht lange konnte sie mehr schweigen, nach dem alten Grundsatze, wovon das Herz voll ist, läuft der Mund über. Sie erzählte daher Alles, wie sie mit Karl bekannt geworden sei, wie lieb sie sich haben, auch, daß seine Eltern bereits ihre Zustimmung gegeben hätten, nur das verschwieg sie, daß sie

direkten Weges von Brannenburg komme und aus welcher Ursache sie dorthin gegangen war.

Vater und Mutter hatten ihr aufmerksam zugehört. Ueber der Letzteren Angesicht zog es wie heimliche Freude, daß ihr Lisei eine gute Versorgung fände, und nickte öfter beistimmend zum Zeichen ihres Einverständnisses. Anders der Vater. Je weiter sie in ihrer Erzählung kam, um so finsterer wurde sein Gesicht und als sie geendet hatte, schlug er heftig mit der Faust auf den Tisch, das Zeichen, daß ein Zornausbruch bevorstand.

„Hab ich Dirs nicht gleich g'sagt," wandte er sich an sein Weib, „daß bei Verwesers drauß'n a mal nix richtigs raus kommt. Jetzt hast die B'scherung. Freili, in a Wirthshaus hat's g'müßt, wos Tag und Nacht zugeht, wie in an Taub'nschlag, i könnt glei vor Wuth und Gift alls z'sammenschlag'n."

„Ja, was hast denn," fragte Liseis Mutter ganz betroffen, „is dirs Radl abglauf'n, oder was is sonst?"

„I versteh an Vatern nit," unterstützte sie Lisei, „i hab g'meint, was i für a gute Nachricht heimbring, und statt, daß der Vatern a Freud drüber hätt, thut er so schiech."

„A Freud a no," fuhr der Alte noch gereizter fort, „da weiß i doch glei gar nimmer, was i sagn soll. A Schand is, a Schmach is von aner Zillerthalerin, von an ehrlichn Tirolerdirndl, daß sie sich in an boarischen Soldatn vergafft hat, dös is und nix anders. Aushaun soll man Di, denn Du bist die Schlechtest im ganzen Landl. Und die Schand muß i derlebn, i der alt Rainer, der immer der Erst gwesn is, der sein Stutzn g'nommen hat, wenns gegen die gangn is, bis mi der Hieb von dem Franzosen im Sterzinger Moos drobn, z'Haus bleibn g'lernt hat. S'Rainers Lisei und an Boarn, is denn dös wirkli war?"

„Ja Vater, meinst denn die G'schicht dauert ewig," erwiderte ihm das Mädchen fest „und der Haß und die Rachsucht nehmen kein End. Da möcht i sehn, wo dös hinführet. Und er is nit freiwilli mitgangen, er hat müssn, dös is der Unterschied. I sag Dir ganz kurz und gut, i laß ihn nit. Was kümmern mi dö Händel zwischen Kaiser Franzl und die Bayern; gar nix. Deßwegen

bin i do a gute Tirolerin und a bravs Dirndl, wennst a Du in Dein blindn Zorn nit einsiehst. Vielleicht in zehn Jahrln, vielleicht scho früher denkn alle anders, wie jetzt und heißens a Dummheit was jetzt g'schehn is. So glaub i und darnach handl i a."

„So, na sag nur kein Menschn mehr, daß der alt Rainer von Zell Dei Vater g'wesn is," erwiderte er. „Im Bodn drin kehr i mi no um, wenn i weiß, daß Du da draußn bist. Pfui Teufel, dös hätt i nie von Dir glaubt und i thät mi schamen, wenn is zu ein Menschn sagn müßt. S'liebst is mir, Du kommst mir nimmer ins Haus, i will Di nimmer sehn und nix mehr von Dir hörn. Meintwegen geht's Dir gut oder schlecht; der alt Rainer hat kei Tochter mehr, die Lisei heißt."

Das hatte das Mädchen denn doch nicht erwartet. Sie fing heftig zu weinen an und auch ihrer Mutter kamen die Thränen in die Augen.

„Geh Alter," fing die Letztere an, „so mußt nit redn, wennst a Christ und a ehrsamer Mann sei willst. s'Madl hat nix mit enkere Kriegshändl z'thun und i mein alleweil, ihr habt die Sache a Bisserl z'weit trieb'n. Was hast denn davon, den Hieb übern Kopf als Andenken und daß wir in der Wirthschaft alle Jahr weiter z'ruck kommen. Vorher war a Glück und Segen im Haus, jetzt nix als Sorgen und der Unfrieden. Nimm Dei Wort z'ruck, schau Dei Lisei wieder a und wart Zeit ab, nachher redt, dös is vernünftig."

Der Alte aber blieb unbeweglich am Fenster stehen und blies nur noch größere Tabakswolken von sich.

„Vater," begann Lisei bittend, „kannst denn gar so hart sei, gegen dein Kind. Kann denn i dafür, daß mei Herz grad den g'funden hat und kein Tiroler. Geh, sei wieder gut und redt nit so hart mit mir."

„Bei dem, was i g'sagt hab, bleibts," erwiderte er. „I will mi nit vor der ganzen Welt schamen, mit Fingern auf mi zeig'n lassen und z'letzt hörn, der Rainer is a falscher, dem san die Fremden lieber, als seine Landsleut. Von mir aus kannst heut no naus

gehn zu ihm, i hab nix dagegen. I fluch Dir a nit, aber hör'n will i kei Wort mehr von Dir."

„Is dös Dei letzt's Wort?" fragte Lisei nun stolz, indem sie ihre Augen trocknete.

„Du wirst mi kennen, daß i nit zweimal was sag," gab er zurück.

„No, hör a meins," erwiderte sie. „Ueber mei Herz hat kei Mensch was zum befehln, da bin i Herr drüber. Daß i nix schlechts thu, dös sagt mir mei G'wissen und dös is mir d'Hauptsach. Gern hätt i den Segen g'habt, Vater, aber Du willst nit, no, unser Herrgott wirds auf a andere Weis' wieder rein bringen. I geh, Dei Lisei sollst nimmer sehn, bist a mal Dein Sinn änderst, i hoff, dös no zu erleben, na komm i wieder, oder Du vielleicht zu mir. So jetzt b'hüt Dich Gott, bet'n thu i deßwegen doch alle Tage für Dich."

Sie wandte sich der Thüre zu, um zu gehen, während der Alte heftig am Fenster trommelte. Da fiel ihr ihre Mutter in die Arme und bat sie, noch zu verweilen, sie packe auch zusammen und gehe mit, bei einem solch hartherzigen Manne wolle sie nicht mehr länger bleiben."

Der Alte wußte, was ihm für ein Sturm bevorstand und hielt es für gerathener, die Stube zu verlassen. Wenn sein Weib einmal gehörig auftrat, mußte er immer den Kürzeren ziehen und solche Scenen hatten dann ihre Nachwirkung auf Wochen hinaus. Er ging rasch an den Beiden vorbei, die nur mehr hörten, wie er durch die hintere Thüre das Haus verließ.

„Laß ihn gehn, und laß ihn austoben," tröstete nun die Mutter, „i bring ihn scho wieder z'recht mit der Zeit. Thu, zu was Dich Dei Herz treibt, und fürs weitere sorg i. Mein Segen und mein Beten hast, und wenn a der Vater jetzt dagegen is, später thuts ihn doch reun. Sei guten Muths und wenn nimmer gern z'Fügen bleibst, gehst naus zum Basl nach Schwaz und haltst Dich do auf bis ruhig ist und Dich Dei Hochzeiter holt. I komm, da halt mi der Vater nit auf, dös versichere i Dir, müßt mi schon mit Ketten anlegen."

Diese Worte beruhigten das Mädchen und dankbar reichte sie der Mutter die Hand. „A Mutterherz versteht ein alleweil besser," sagte sie dazu, „und so ganz ohne Hoffnung geh' i jetzt do nit fort. Etliche Zeit bleib i no z'Fügen, bis die G'schicht no vollst rum is. Dann geb i Dir Botschaft, wenn i naus nach Brannenburg geh und Du kommst dann noch zu mir und machen wir zwei alles zusammen aus. I verlaß mi auf d'Hülf von oben und da kanns mir nie schlecht gehn, dös bin i sicher."

Noch einige Stunden blieb sie bei der Mutter, dann verließ sie ohne den Vater noch einmal gesehen zu haben, das elterliche Heim. Halb getröstet und doch auch schmerzerfüllt wandelte sie wieder Fügen zu. Was hatte sie in diesen vier Tagen nicht Alles erlebt, Gutes und Trauriges und was konnte noch die Zuknnft bringen, bis der alle Verhältnisse störende Krieg ein Ende erreicht hatte?

Die Wirthin empfing sie bei ihrem Eintritte mit besonderer Freude. „I hab mirs denkt, daßst nit lang aus sein wirst," sagte sie, „s'is nirgends so gut, wie bei uns. Deßwegen hab i a Niemanden zur Hilf genommen, bin mit meiner Arbeit scho so fertig word'n, dö vielen Gäst machen ein nit viel zum Schaffen, kommst grad no recht, dem Seppl b'hüt Gott zu sagen, morgen geht er und der Maxl wieder fort, wanns heimkommen, kann ma nit wiss'n. I bin froh, daß da bist, jetzt wirds s'Häusel auf kein Fall forttrag'n."

Damit hatte die Redelustige auch alle Neuigkeiten erzählt, die während der Abwesenheit Liseis vorgekommen waren. Diese ging nun wieder ruhig und still ihrer Arbeit nach. Des andern Tages waren die beiden Männer fort, ohne daß ein Mensch wußte, welchen Weg sie eingeschlagen hatten.

Auf dem Romanihof war auch die Niedergeschlagenheit und die Stille eingekehrt, seitdem Wastl fort war. Paul sprach wenig, denn er hatte jetzt seine Gedanken auf die Arbeit zu richten, die sich bei dem günstigen Wetter, das eingetreten war, von Tag zu Tag mehrte. Martl vermißte er schwer. Dafür hatte er eine Magd einstellen müssen, was ihm zwar nicht angenehm, aber durch die Verhältuisse dringend geboten war. Nebenbei aber ließ er die

kommenden Ereignisse nicht außer acht und wenn er nur eine Stunde freie Zeit hatte, so ging er nach Kochel, um dort beim Wirth die Zeitung zu lesen, das einzige Exemplar, das im ganzen Dorfe vorhanden war. Mutter Rosl ging wie sonst ihrer Arbeit nach und war sie einmal gerade recht unwirsch, so brummte sie über die schlechten Zeiten, die nie so gewesen seien, wie jetzt und auch dem Anscheine nach nicht mehr besser würden. Monei war fast verschlossen geworden. Sie vollbrachte zwar ihr Tagwerk wie früher, doch sah man ihr dabei an, daß ihre Gedanken weit davon entfernt waren. Sie fragte auch wohl den Vater nach dem Stande der Sache drin in den Bergen, allein da hörte sie immer die gleiche Antwort, daß noch alles beim Alten sei, es aber jeden Tag losgehen könne.

Eine Abwechslung in dieses einförmige Leben brachte ein paar Tage später, nachdem die Burschen fort waren, der Einmarsch eines Bataillons Jäger, das zur Verstärkung des Generals Arko bei Mittenwald bestimmt war. Da sie erst anderen Tages wieder aufbrachen, hatten sie am Abende einige Stunden freie Zeit und benützten diese dazu, die Umgegend ein wenig zu betrachten.

Wastls Mutter betrachtete einen schmucken Feldwebel, der geraden Weges auf ihr Haus zukam mit nicht besonderer Freude. Sie hatte so schon genug Quartier und wäre wirklich in Verlegenheit gewesen, wo sie auch diesen noch hätte unterbringen können. Ohne viele Umstände zu machen, trat dieser in die Wohnstube und nach dem herkömmlichen Grüß Gott fragte er; ob mans da beim Sebastian Rembold heiße?

Die Wittwe bejahte dieses. „Kennt ihr ihn vielleicht?“ fragte sie jetzt neugierig, „es seids ja auch einer von den Grünen.“

„Ob ich ihn kenne,“ erwiderte Karl, der die Würde eines Feldwebels nun begleitete, „hat mich als Rekrut exerziert und da habn wir gar oft von unsern schönen Bergen auf dem Marsche g'redt, denn i bin in Brannenburg am Inn drübn z'Haus. Oft habn wir ausgmacht, wenn einer in die Gegend kommt, einander z'bsuchen. Aber wo is er denn?“

„Der hat mit die Gebirgsschützn nach Mittenwald nei g'müßt,“

berichtete nun dessen Mutter, „er is ja der Hauptmann davon. Do treffens ihn g'wiß, dürfts nur nach dem Wastl von Kochel fragn, sagt's Enk jeder glei. Aber es g'freut mi, daß einkehrt seids und wanns ihn nimmer treffn sollts, na richt is ihm scho aus."

Dabei ging sie auf den Wandschrank zu, holte ein Teller voll Nudeln und eine Flasche mit Kirschenwasser hervor und stellte es auf den Tisch und bat den Jäger nur zuzulangen, der Wastl habe gar oft schon erzählt, wie froh er gewesen sei, nach einem Marsche ein Stück Brod bekommen zu haben, geschweige denn etwas Anderes.

Karl that wie ihm geheißen, denn er wußte, daß man mit gutem Herzen gab und viele Komplimente nicht nothwendig waren. Es schmeckte ihm auch vortrefflich und besonders fand der Branntwein seinen Beifall, den er zu Hause selbst nicht so gut bekäme, wie er versicherte. Nebenbei mußte er aber gar manche Frage nach seinen Eltern und Verhältnissen beantworten, wie lange er noch glaube, daß der Krieg dauern werde und dergleichen mehr. Es that der Alten ganz wohl, daß sie sich wieder einmal so ausreden konnte und so erfreut war sie über den Besuch, daß sie seinen Brodsack voll mit Nudeln stopfte und die Feldflasche mit dem belobten Branntwein füllte. Daß er tausend Grüße mit auf den Weg an den Wastl bekam, wenn er ihn sehen werde, war natürlich.

Das Bataillon traf Nachmittag im Lager vor Mittenwald ein, allein es vergingen noch einige Tage bis die beiden Bekannten sich trafen und nun in herzlichem Gespräche ihre Schicksale austauschten, die sie seit ihrer Trennung durchzumachen hatten. Wastl erzählte, daß ihm der Marsch daher sehr ungelegen gekommen sei, da er in wenigen Wochen Hochzeit gehabt hätte, allein jetzt sei nichts mehr daran zu ändern, er habe sich gleich wieder in das alte Soldatenleben gefunden und hoffe nur, daß es auch bald ein Ende nehmen werde. Hatte der alte Kamerad so offenherzig gesprochen, so konnte auch Karl nicht zurückbleiben und berichtete nun, wie er von Preußen aus ins Tirol marschirt sei, dort in Fügen eine Zillerthalerin, ein bildhübsches Deandl kennen lernte, die so Gott will und er mit gesunden Gliedern wieder heim komme, sein

Weib werde. Ein Jahr habe er noch zu dienen, dann sage er dem Soldatenstande Lebewohl, er sei jetzt genug in der Welt herumgekommen und sehne sich nach der Heimath und dem eigenen Heerde.

„Wenn glaubst Du denn, daß wir einmal da wegkommen," fragte nun Wastl, „von Tag zu Tag hört mans und doch is allweil nix."

„Morgen kommt unsre Artillerie nach," versicherte Karl, „wenn die da is, geht der Tanz los. Auf allen Punkten werden die Tiroler zu gleicher Zeit angriffn, damit's ihre Kräfte vertheilen müssen. Dösmal wirds schnell mit ihnen gehn, mein i. Oesterreicher kommen ihnen nit z'Hilf, von Italien her ziehen d'Franzosen, so sans zwischen zwei Feuer und da mag dann der Teufel Stand haltn, Du weißt, was dös heißt. Besser wärs, sie würden zum Kreuz kriechen, mehr hättens davon. Aber es san halsstarrige Köpf und der Hofer weiß sie allemal wieder dran z'hetzen. Den wenn wir erwischen, na habn wir an ordentlichn Fang gmacht."

„Is wahr, daß so viel Geld auf sein Kopf ausg'setzt habn?" fragte Wastl. „I habs erst gestern g'hört."

„Willst Du die zehntausend Gulden verdienen," lachte Karl, „a schöns Heirathgut wars."

„No dös sag i Dir," entgegnete rasch Wastl, „a so a Blutgeld möcht i nit, dös kann kein Segen ins Haus bringen. Wenn er mir gegenüberstünd, Mann gegen Mann und i schießet ihn als Feind nieder, machet i mir nix draus, denn er würd mich a nit verschonen. Aber dann wärs vorbei, i ließ ihn liegn, wo er wär, wann er sich nimmer rührt, aber wär ihm z'helfn, na thät is wieder. Wir san Soldaten und wehren uns um unser Haut, aber Mörder san wir nit."

„Da muß einer scho a schlauer Fuchs sein, wenn er den fangen will," meinte der Feldwebel.

„Oder a Lump," versicherte Wastl, „dem es um dös Geld z'thun is und ihn verrath. A ehrlicher Mensch denkt an so was gar nit."

Das Schmettern der Signale trennte die Kameraden und rief jeden auf seinen Posten. Am Abende des folgenden Tages trafen die weiteren Verstärkungen ein und nun bemerkte man durch das regere Leben das weitere Vorrücken des Lagers, die vielen Regoknoscirungen, daß der Angriff auf die Scharnitz nahe bevorstehend sei. Ein Kurier brachte an diesem Abende noch ein Schreiben an den Grafen Arko und eine Stunde später wußte man im ganzen Lager, daß der Sturm am zweitfolgenden Tage beim ersten Morgengrauen unternommen werde und gleichzeitig auf allen Punkten der Vorstoß gegen die Tiroler beginne.

Wastl wollte gerade noch einmal seinen Kameraden aufsuchen, als ihm Martl einen jungen Burschen brachte, der angeblich noch zum Kochler Zuge gehörte, sich aber verspätet habe. Er war noch blutjung, die braune Farbe seines Gesichtes konnte ihn nicht älter machen und die rabenschwarzen Haare paßten vortrefflich zu den gleichfarbigen Augen. Martl lächelte ein wenig, als der Bursche so ernst vor dem Hauptmann stand und keine Miene verzog.

„Was soll i mit Dir, kenn Dich ja gar nit, hast was schriftliches?“ fragte Wastl.

„Bei Dir bleib'n, will i,“ erwiderte der Angekommene, „sonst nix.“

Verblüfft wich Wastl einen Schritt zurück. Die Stimme kam ihm so bekannt vor, er blickte schärfer, ja es war kein Zweifel.

„Monei!“ rief er erstaunt aus. „Um Gotteswillen, was willst Du hier.“

„I habs Dir scho g'sagt, bei Dir bleib'n,“ entgegnete sie, „damit, wenn Dir was passiert, i glei bei der Hand bin. Mach nit viel Wort, es ist a mal schon so und fort bringst mich nimmer.“

„Ja und Dei Vater und Dei Mutter?“ rief wieder besorgt Wastl aus, „wissen die davon?“

„Jetzt scho, i hab ihnen Botschaft durch den Christl geb'n lass'n,“ erwiderte sie. „Wo Du bist, g'hör i auch hin. Man hat mich in meiner Jugend immer d'Waldhex g'heißen, jetzt will i zeign, daß i eine bin. An Stutzn kann i so gut führ'n, wie d'Bursch'n, Berg steig'n wie a Gams, und fürcht'n vor die Tiroler, na dös

gibts bei der Romi Monei nit, die hat so viel Schneidt, wie der Hauptmann von der Compagnie selber. Und dann," fügte sie zärtlich hinzu, „bin i ja bei Dir, da kann mir nix g'schehn?"

„Was sagst Du derzu, Martl?" fragte der Hauptmann, der sich von dieser Ueberraschung noch immer nicht erholen konnte.

„I habs a ni glei kennt, so wen'g wie Du," war dessen Antwort. „I bin Dir fast in Boden nei g'sunken, wie i g'sehn hab, wers ist. Was willst jetzt thun, da is und abwendi laßt sie sich nit mach'n. In Gottes Namen solls halt dabei sein, vielleicht kriegts bald g'nug d'ran."

Wastl betrachtete sie noch einmal und konnte selbst ein Lächeln nicht unterdrücken. „A sauberer Bursch bist, dös kann kei Mensch läug'n," sprach er dann, „wie a Tannen stehst da, so schlank und s'G'wand steht Dir wirkli gut. Aber sag mir nur, wost alles her hast und den Stutz'n dazu?"

„Dös hats von mir g'nommen und der Stutz'n is vom Vatern," antwortete Martl. „Die hat sich in allem z'helf'n g'wußt."

„So bleib, wennst nit anders hab'n willst," beschloß nun Wastl, „i und der Martl geben scho auf Dich acht. Is Dir das nit a eigensinniger Kopf, an so was hätt i doch meiner Lebtag nit denkt."

„Is a Romikopf, dös mußt wissen," behauptete sie. „Also an Quartierzettel für Dein neuen Rekruten."

„Werd' scho sorgn," versicherte Martl, „daßst bei mir unterkommst. S'gibt grad a so a Deandl im Haus, da hast nachher glei a Kameradin."

Die Verschloßenheit Moneis rührte von dem vielen Grübeln her, dem sie sich hingab. Alles Mögliche drängte sich ihr durch den Kopf. Wie leicht konnte er krank werden? Wer war dann unter den wildfremden Menschen da und pflegte ihn? Oder war es nicht ebenso leicht möglich, daß er wieder wie damals in Preußen verwundet wurde. Brauchte er sie denn dann nicht am nothwendigsten? An den schlimmsten Fall, daß er von einer Kugel tödtlich getroffen werden konnte, durfte sie gar nicht denken, da glaubte

sie, das Herzblut stehe ihr still. Doch was konnte sie dagegen thun? Tag und Nacht sann sie darüber nach, es wollte sich kein Ausweg finden. Als sie wieder schlaflos auf ihrem Lager sich wälzte, schoß ihr ein Gedanke durch den Kopf, den sie mit zäher Hartnäckigkeit festhielt. Kaum war sie aufgestanden durchsuchte sie Martls Kleiderkasten und Truhe, probirte Hose und Joppe, die ihr gerade wie an den Leib geschnitten, paßten. Auch einen zweiten Hut fand sie, der ihr allerdings ein wenig zu klein war. Wenn sie aber ihre Zöpfe abschnitt, mußte auch der recht sein. Wo des Vaters Stutzen und sein Rucksack hing, wußte sie ja, also war für alles gesorgt. Es stand bei ihr beschloßen, in Martls Kleidern sich auf den Weg zu machen und nicht mehr von seiner Seite zu weichen, bis zur Heimkehr in das Dorf. Sie wußte zwar wohl, daß sie der Mutter damit neue Sorgen und Kummer bereitete, der Vater, der sie jetzt so nothwendig brauchte, am Anfange wohl recht böse auf sie sein werde, allein war der Wastl denn nicht ihr Bräutigam und gehörte sie als Braut nicht zu ihm? Sie mußte so handeln, das gebot ihr die Pflicht, die Leute konnten sagen und meinen von ihr, was sie wollten.

So rasch ihr Entschluß war, so rasch folgte auch die Ausführung. Als kundige Tochter der Berge kannte sie verschiedene Kräuter, deren Saft der Haut eine braune Farbe gaben. Sie suchte sich eine Anzahl derselben zusammen und wusch sich am Tage der Ausführung damit Gesicht und Hände. Ihre Kleider verbarg sie sorgfältig in ihrem Kasten, zog die ihres Bruders an, nahm den Rucksack und die Büchse von der Wand und huschte, als es noch finster war aus dem Hause. Dem Christl, der ihr am Abende zuvor begegnet war, hatte sie einen Zettel übergeben, worauf nur stand, sie wolle ein wenig nach Mittenwald hineinschauen, um zu wissen, wie es ihrem Wastl gehe, man dürfe wegen ihr ganz außer Sorgen sein, in ein paar Tagen komme sie schon wieder zurück. Sie band dem Christl auf Leib und Seele den Zettel Morgen früh ja gewiß auf den Romihof zu tragen, was dieser auch hoch und theuer versicherte, denn für das Monei wäre er weiß Gott wohin gegangen, wenn sie es verlangt hätte. So war sie unbekümmert,

um die neugierigen Blicke der ihr Begegnenden, die den jungen Burschen mit Wohlgefallen betrachteten, hinein nach Mittenwald gewandelt.

Paul machte freilich große Augen, als ihm Christl den Zettel übergab und drehte ihn, nachdem er ihn gelesen, wohl zwanzigmal hin und her. Anfangs wußte er nicht, was er daraus machen sollte und las wiederholt die schnell hingeworfenen Worte. Ein zufälliger Blick an die Wand gab ihm aber Aufschluß, die Büchse und der Rucksack fehlten.

„Am Ende hat das Teufelsdeandl sich gar als Mannsbild anzogn und geht mit, wohin die Andern müssen," dachte er sich. „Der is scho so was zuzutrauen."

Er schrie seinem Weibe, die aus der Küche herbeieilte und sich längstens gewundert hatte, daß das Mädchen sich nicht sehen ließ. Hätte sie nicht so viel Arbeit gehabt, sie wäre schon in die Kammer hinauf, um die Schläfrige aus dem Bette zu jagen. Oder vielleicht half sie der Magd im Stalle und hatte deßwegen keine Zeit. Wie sie nun aber erfuhr, was vorgegangen, schlug sie nach ihrer alten Gewohnheit die Hände über den Kopf zusammen und fing zu jammern und zu lamentieren an, daß es hätte einen Stein erbarmen können.

„So was muß i von dem Deandl erleben, es is no gar nit dag'wesn," meinte sie. „I fahr heut no nei und hol sie, dös kann man nit zugeben, daß die unter die vielen Mannsleut' bleibt.'

„Is ja jetzt selber a Mannsbild," erklärte Paul, „da schau nauf, den Stutz'n hat sie a mitg'nommen."

„Wa . ., wa . ., was sagst da," konnte die Bäuerin kaum mehr vor dieser neuen Ueberraschung hervorbringen. „Als Bursch is sie fort, jetzt is gar Alles aus, da weiß i gar nimmer, wo mir mei Kopf steht." Damit rannte sie aus der Stube und in Moneis Kammer hinauf, wo sie alles genau durchsuchte, aber nur um die Bestätigung zu erhalten, daß dem wirklich so sei. Alle ihre Kleider waren vorhanden, dagegen fehlten jene Martls und nun konnte sie keinen Zweifel mehr darüber haben. Händeringend

kam sie herab, sie mußte sich niedersetzen, ihre Füsse trugen sie nicht mehr, das Erstemal, das dieses in ihrem Leben vorkam.

„Was thun wir?“ fragte sie nach einer Pause den Bauern, der, die Hände auf den Rücken, bedächtig auf und ab ging.

„Nix, gar nix,“ erwiderte dieser, „weils doch nix helfen würd. Jetzt is scho drin, jetzt solls a drin bleib'n. S'is a mal a eigens Deandl, da laßt si nix dagegen thun. Als Kind is scho wie a Katz g'wesen, rum g'stiegen auf die Bäum wie a Eichkatzl, nauf auf d'Berg, wie a Gams, drum hat mans a nit mit Unrecht d'Waldhex g'heißn. Da san nur wir selber dran schuld, weils wir nit anders zogen hab'n. Jetzt is no d'Lieb dazu kommen und was dann da alls a so a Deandl treibt, dös siehst jetzt selber. Also, bett sie sich gut, liegts a gut, dös is ihr Sach.“

Für sich dachte er aber, daß er doch eines Theils mit schuldig sei. Hätte er die Hochzeit nicht so weit hinausgeschoben, würde sie das Mißgeschick nicht betroffen haben, sie säße jetzt ruhig und zufrieden in Wastls Hause und alle die Sorgen und Unruhen wären nicht gekommen. Ja, als er länger nachdachte, mußte er bereits über den kühnen Entschluß lachen, die brachte der Wastl nicht unter seine Botmäßigkeit, das durfte der ja nicht glauben. Er hätte sie gerne gesehen, wie sie vor Martl und ihrem Hochzeiter gestanden und was diese für verduzte Gesichter bei ihrem Anblicke machten. Er mußte nun Sorge tragen, daß er einen Tagwerker zur Aushilfe für die Arbeit bekam, denn daran glaubte er nicht, daß sie sobald wieder zurückkomme.

Doch recht still war es jetzt im Hause seit die Kinder fort waren. Oefter als sonst ging Paul in das Wirthshaus, nicht des Trinkens wegen, sondern um zu erfahren, ob die Geschichte mit den Tirolern nicht bald zu Ende gehe.

Vorerst hatte es aber dazu keine Aussicht.

Das Erscheinen Moneis bei den Kochlern wurde von diesen mit einem wahren Jubel begrüßt. Der Muth des Mädchens machte auf diese Naturmenschen den größten Eindruck und fast mit einer Art Bewunderung wurde sie betrachtet. Nur ein Einziger war darunter, der sich darüber spöttische Reden erlaubte, das war der

Sepp von der Jochermühle, der den Kirchweihabend, an dem Monei den Christl gegen ihn in Schutz genommen hatte, nicht vergessen konnte. Aber nur einmal äußerte er sich darüber, ein zweitesmal nicht mehr. Die Burschen hatten ihn auf eine Art zurecht gewiesen, die ihm für immer den Mund verstopfte.

Nicht lange hatten sie Zeit darüber nachzudenken. In der folgenden Nacht wurde das Lager abgebrochen, die Truppen auf die bestimmten Plätze geführt und alles zum Angriffe auf die Scharnitz vorbereitet. Die Gebirgsschützen bildeten die Reserve, sie sollten nur im Nothfalle in das Gefecht gezogen werden.

Kaum graute der Morgen, so krachten die Kanonen und sendeten die Verderben bringenden Geschoße gegen die Mauern des wohlbefestigten Passes. Allein auch die Tiroler säumten nicht, die eisernen Grüße zu erwidern und da sie in vollkommen gedeckter Stellung sich befanden, so waren sie in großem Vortheile. Gar mancher tapfere Krieger sank aus ihrem sicheren Rohre tödtlich getroffen nieder, während von ihnen nur Wenige verwundet wurden. So währte der Kampf den ganzen Vormittag, ohne daß die Bayern irgend einen Vortheil erringen konnten. Die Mauern schienen Felsen zu sein, so wirkungslos prallten die Kugeln ab. Gegen Mittag gab Graf Arco den Befehl zum Sturme. Festen Schrittes marschirten seine Bataillone vorwärts, links und rechts spieen die Kanonen einen Hagel von Eisen, das Echo von den Bergen rollte in dumpfen Brausen von einer Felswand zur andern und machte fast die Kommandorufe unverständlich. In den Felsen und Wäldern rauschte es unheimlich, als läge ein schweres Gewitter auf ihnen. Tief unten hüpfte die Isar in eilendem Laufe dahin, sie war von dem rasch schmelzenden Schnee der Gletscher trübe und hoch angeschwollen und vermehrte dadurch die Unsicherheit des Angriffes.

Der erste Sturm mißlang, ebenso ein zweiter, der gegen Abend noch gewagt wurde. Haufen von Bayern lagen vor dem Mauern und Thüren und gar viele Leichen trug die Isar mit sich fort und bettete sie in ihren Sand. Besonders auf der rechten Seite des Passes hatte der Tod seine Opfer gesucht. Die wackeren Jäger wollten den Tirolern von der Seite beikommen und stürmten

einen waldigen, von Wildbächen durchfurchten Berg hinan, um von demselben die Feinde zu vertreiben, und die Höhe zu besetzen. Schon waren sie bis in die Mitte desselben gekommen, als sie auf einmal eine Stimme ober ihnen hörte, die befahl: „Jesus und Maria! Laßt ab, schnell!"

Ein paar Axthiebe waren hörbar, dann stürzten Baumstämme und Felsblöcke dröhnend hernieder und zermalmten die Anstürmenden oder rießen sie mit hinab in die Tiefe. Es war, wie wenn der Berg Leben bekommen hätte, und was sich ihm entgegenstemmte, unter sich begraben wollte. Auch Karl befand sich unter den Stürmenden, aber mit der Kriegführung der Tiroler vertraut, hatte er die Vorsicht gebraucht, sich bei dem ersten verdächtigen Zeichen hinter eine Felsenwand zu verbergen und war dadurch dem sicheren Tode entgangen.

Es wurde Nacht, der geführte Kampf war vergebens, nur unnützes Blut war vergossen worden. Graf Arco sah ein, daß auf diese Weise dem Passe nicht beizukommen sei. Es mußte irgend wo ein Uebergang durch das Gebirge gesucht werden, damit man auch von hinten einen Angriff wagen und so die Tiroler von zwei Seiten faßen konnte. Er ließ noch während der Nacht genaue Erkundigungen einziehen, allein sie fielen nicht nach seinem Wunsche aus. Wo sich nur ein kleiner Weg befand, war er von den Tirolern besetzt und man lief Gefahr, bei der Tiefe der Schluchten oder der Enge der Berge von herabstürzenden Felsstücken vernichtet zu werden. Und doch mußte er hinüber und wenn er die Hälfte seiner Leute opfern mußte.

Er hatte soeben nach einem Kriegsrathe, den er schon in aller Frühe abgehalten, die Offiziere entlassen, als ihm von der Vorposten-Kette die Meldung zuging, daß ein Mann, der Sprache nach ein Tiroler, ihn zu sprechen verlange, indem er wichtige Mittheilungen zu machen im Stande sei. Sogleich gab Arko den Befehl, den Mann zu ihm zu führen.

Funkelnden Blickes betrachtete ihn der General. Es war der Verwalter von Seefeld, Michael Mayr.

„Was führt Dich zu mir?" fragte ihn Arco.

„Der Wunsch, Euch zu dienen," war die Antwort.

„Bist Du ein Tiroler?" forschte der General.

„Wie mans nimmt," entgegnete der Verwalter wegwerfend. „Ich hab grad keine besondre Ursach denen dankbar z'sein."

„So rede, meine Zeit ist kostbar!"

„Ich hätt ein Mittel, die Zeit Euch abzukürzen," fing bedächtig der Verwalter an. „Wenn ihr so fort macht, wie gestern, dann seid ihr in drei bis vier Tagen noch aufm alten Fleck. Wenn ihr aber wollt, könnt ihr bis heut Abend schon im Innthal sein."

„Und dieses Mittel will gut bezahlt sein, ich verstehe Dich," erwiderte ihm mit einem verächtlichen Blicke der Graf, der aber dem Verräther nicht entging.

„Ich dränge meine Geheimnisse Niemand auf," entgegnete er etwas zurückhaltender, „aber umsonst is der Tod."

„So laß hören, dann können wir weiter unterhandeln!

„Bei mir heißts so, Herr General, zuerst s'Geld auf den Tisch, dann red ich, eher nit," gab er zurück.

„Was forderst Du für Deine Mittheilung?" fragte nun Arco wieder, aber mit verbissenem Grimme, denn bereits eckelte ihn die Gemeinheit und Gewinnsucht dieses Menschen an.

„Tausend Gulden," erwiederte dieser kurz und bestimmt.

„Genügt Dir mein Wort nicht, wenn ich Dir die Auszahlung verspreche, sobald Du ebenfalls Wort gehalten hast."

„Das schon!"

„Nun werde ich wohl hören!"

„Ich weiß an geheimen Weg, der rechts auf die Felsenspitz, grad vom Thurm rüberführt," versicherte nun Mayr, indem er mit der Hand die Richtung andeutete, „den sonst vielleicht kein Mensch kennt, wie ich. Er ist zwar ein wenig steil, aber oben vollkommen gedeckt. Von da aus kann man die Tiroler in der Scharnitz drin von ihren Kanonen wegschießen, sobald sich einer sehen läßt und wenn sie naufschießen, treffens nix als d'Felsen. A tüchtige Compagnie Schützen mit gute Stutzen und a kleins wenig an Sturm von außen und sie laufen drin davon, wie die Hasen bei der Jagd. Die Scharnitz ist Euer und der Weg ist offen nach Innsbruck,

denn Stand halten könnens dann nimmer, als bis am Zirlerberg und da mit die Kanonen ein wenig hineinpfeffert, wirds auch gleich vorüber sein."

„Wer bist Du?" fragte Arco, dem diese Mittheilung hochwillkommen war.

„Der frühere Verwalter vom Kloster Seefeld, wo ihr dran vorbei müßt," erwiderte dieser. „I hab den Bayern und Franzosen schon früher amal an solchen Liebesdienst erwiesen, und dafür habens mir den Dienst geben. Wie aber Bayern heraus müssen haben, bin ich auch mit. Man darf den Bauern nicht recht trauen, sie machen manchmal kurzen Prozeß."

„Das Geld ist Dein, sobald meine Soldaten oben auf dem Berge stehen und die ersten Schüsse fallen," versicherte noch einmal der Graf. „Du wirst voraus gehen. Ich sage Dir aber, wenn Du Falsches im Sinne hast, so bist Du die nächste Minute eine Leiche."

„Da ist mir mein Leben viel zu lieb," bemerkte Mayr. „Ich hoffe, daß erst jetzt meine guten Tage kommen, denn nun kann ich anständig leben, früher nicht."

„So warte, wir werden ja sehen, ob Du die Wahrheit sprichst," entgegnete Arco. Dann rief er einige Adjudanten aus dem Vorzimmer, das eigentlich eine Küche war, herbei und ertheilte ihnen die nöthigen Befehle.

„Da hinauf wären die Kochler und Lenggrießer Schützen am Besten zu gebrauchen," bemerkte einer der Adjutanten. „Sie treffen sicher und im Bergsteigen sind sie ja Meister."

„Vortrefflich, darauf habe ich ja nicht gedacht," erwiderte Arco. Gebt ihnen zwei bis drei bewährte Offiziere der Jäger mit und sobald von oben die Büchsen krachen, blast zum Sturme. Morgen werden wir dann in Innsbruck Nachtquartier halten."

Arco übergab den Verwalter einem der Offiziere, der nun zu den Schützen eilte, um diese zu dem kühnen Wagniß zu holen. Mit lautem Jubelgeschrei wurde die Nachricht von den Burschen begrüßt. Schon Manchen hat es geärgert, daß sie so unthätig zusehen mußten und sie zuletzt für feig gehalten wurden. Jetzt

konnten sie doch auch einmal zeigen, daß sie das Herz auf den hätten rechten Flecke und ihre Büchsen so gut wie jene der Tiroler wären. Wastl wollte wohl Monei bewegen, zurückzubleiben, allein er stieß auf den entschiedensten Widerspruch.

„Deßwegen bin i kommen, um bei Dir sein z'können," erwiderte sie auf seine Vorstellungen. S' wär ja doch a Schand, wenn i jetzt auf einmal weg blieb. Na Wastl, dös laß Dir nur nit träumen, mei Stutz'n tragt so weit, wie der Dein."

Bald war das Kommando nun angeordnet und Mayr, rechts und links von den Offizieren begleitet, marschirte an der Spitze. Sie gingen zuerst eine hübsche Strecke zurück, um einen Wald am Abhange der Berge zu erreichen, der sich mit wenigen Unterbrechungen bis in die Nähe der Scharnitz hinzog. Dann benützten sie zu ihrem gedeckten Marsche ein Seitenthal, das seine Ausläufer hinüber gegen das Wettersteingebirge sendet. Nach einem fast einstündigen Marsche gelangten sie endlich an den Felsrücken, der das Thal gegen den Paß zu verengt. Die gefährliche Leutasch-Schanze lag vor ihnen. Mühsam ging es zuerst durch einen dichten Wald aufwärts. Es war ein langsames Klettern, das jedoch die wackeren Bursche nicht im Geringsten kümmerte. Plötzlich aber sahen sie sich auf allen Seiten von steil abfallenden Felswänden umgeben, und konnten weder vor noch rückwärts.

Die Offiziere glaubten schon, daß sie ein Opfer der Hinterlist geworden seien und warfen unglückverheißende Blicke auf den Verräther. Dieser jedoch lächelte und meinte nur, er wolle jetzt zeigen, daß nur er allein den Weg wisse und sonst Niemand. Hastig raffte er das Moos von einem Felsen weg, das einige zusammengefügte Steinplatten verbarg, schob diese auf die Seite und nun zeigte sich eine schmale Schlucht, durch die sich gerade ein Mensch hindurchdrängen konnte. Diese Spalte mochte so ungefähr dreißig Schritte lang sein, dann erweiterte sie sich und bildete einen Kessel groß genug, um ungefähr der ihm folgenden Anzahl Schutz zu gewähren. Dann lief der Berg in verschiedene Zacken aus, die gegen die Scharnitz zu steil abfielen und mit Gebüschen und Bäumen besetzt waren. Gerade zu ihren Füßen lagen die Festungs-

werke und das Dorf, und ein scharfes Auge konnte noch unterscheiden, was drunten vorging.

Speckbacher hatte hier das Kommando und mit den Männern des Innthales, die um ihn waren, beschlossen, nicht zu weichen. Denn sobald die Scharnitz in den Händen der Bayern war, hatten sie den kürzesten Weg nach der Hauptstadt des Landes und konnten von da aus leicht die Verbindung mit den übrigen Truppen herstellen, die von Norden her im Anzuge waren. Hofer hatte dem Freunde durch einen geheimen Boten wissen lassen, er solle um aller Heiligen willen die Scharnitz so lange zu halten suchen, wie möglich, damit er seine Streitkräfte in und bei Innsbruck noch besser sammeln und dann einen Hauptschlag gegen die Feinde ausführen könne. Dieses hatte Speckbacher auch versprochen und der erste Ansturm der Bayern war zu seiner größten Freude vereitelt worden. Er hatte an diesem Morgen wieder alle Vorbereitungen getroffen, um die Blauröcke mit blutigen Köpfen heimzuschicken, wie er sich ausdrückte, allein diesesmal blieb alles auffallend still. Hin und wieder sauste wohl eine Kugel daher, ohne Schaden anzurichten, weiter gewahrte man jedoch nichts.

„Weiß nicht, was das heut sein soll," sprach Speckbacher zu seinem intimen Freunde dem Rainer Marl, der ihm hieher gefolgt war, „s'is heut' All's so still und ruhig da drauß'n, daß man glaub'n könnt, nit ein einziger Bayer wär mehr da. Gestern um die Zeit is scho schärfer hergangen, da hats scho lang pfiffen und kracht."

„G'fällt mir a nit recht, die Stille," gab ihm dieser zur Antwort, „s'kommt mir grad so vor, wie wenn was unheimlis in der Luft lieget, grad so, wie wenn a Wetter ausbricht. Oder habens von gestern gnug und ruhn a paar Tag aus, heimg'schickt sans ordentli wordn und z'thun habens grad gnug, bis die Todten alle wegbringen."

„Drauf g'schoßn habn die Unsern, daß grad a wahre Freud war," lobte Speckbacher. „Wenns uns no a paar Tag Ruh laßn, nachher is Alls gwonnen. So a sechs oder acht Tag haltn wir uns scho und in Gottsnam, wenn der Hofer drin nit fertig wird, ziehn wir uns halt z'rück."

„So langs von vorn herkommen, fürchten wir's nit," bestätigte Marl. „S'war nur, daß die von drübn nit Stand haltn könnten, na wars verflucht traurig für uns. Weder hintn, no vorn wißt i durchz'schlupfn, wie d'Maus in der Falln wären wir g'fangen."

„So weit kommts nit," tröstete Speckbacher. Weiter aber konnte er nichts mehr antworten. Denn auf einmal krachte eine Salve von der linken Seite, wo sie standen und Marl fiel verwundet neben Speckbacher zu Boden.

„Bist troffn?" rief ihm dieser zu.

„Da drinn im Schenkel steckts," erwiderte Rainer, während nun das Blut hervorrann. „Dösmal thu i nimmer mit. Laß mi nur liegn, bis die Andern kommen. Du bist jetzt am Nothwendigsten auf der Schanz, denn von vorn kommens sicher auch! B'hüt Di Gott, wenn i Di nimmer sehn sollt und stirb i, so sag mein Brudern, i sei als a ehrlicher Patriot g'falln."

Andere kamen herbei nnd trugen den Verwundeten in das nächste Haus, ohne sich jetzt weiter mehr um ihn bekümmern zu können.

Nun erst blickte Speckbacher zu den Höhen hinauf und erkannte mit einem Blicke das Gefährliche seiner Lage.

„Welcher Teufel hat die da nauf g'führt," sprach er ergrimmt für sich, „denn die selber hab'n den Weg nit g'funden."

Aber es blieb ihm keine Zeit zum Nachdenken. Die eigene Sicherheit gebot ihm, den gefährlichen Platz zu verlassen, wo die Kugeln von allen Seiten einschlugen. Es war ein Wunder zu nennen, daß ihn noch keine getroffen. Die Tiroler suchten sich zu decken, so gut es ging. Nun aber stürmten auch die Bayern heran. Mit Heldenmuth kämpften die Angegriffenen, allein da sich Keiner in das Freie wagen, oder auf den Mauern halten konnte, so war ihr Widerstand nur schwach und bald sah Speckbacher ein, daß er auch nutzlos sei und alle entweder gefangen genommen würden, oder dem sichern Tode verfielen. Er sammelte daher die Seinen um sich, erklärte ihnen mit kurzen Worten die Lage, in der sie sich befanden, und fragte sie, ob sie sich zurückziehen wollten, die

Verwundeten mußten sie der Gnade des Feindes überlassen. Es blieb nichts Anderes übrig, das sahen die Beherztesten ein und so entschloß man sich, unter Fluchen und Verwünschungen dazu. In voller Ordnung wurde er angetreten, aber nicht auf der Straße, wo sie unbedingt aufgerieben worden wären, sondern über die Berge hinüber suchten sie das Innthal zu erreichen.

Von dem Felsen herab wurde ihnen zum Abschiedsgruß noch manche Kugeln nachgesendet, die aber jetzt der Entfernung wegen fast wirkungslos blieben. Besonders hatten sich unter den Burschen Martl und Wastl hervorgethan, aber auch Monei war thätig gewesen, sie hatte die Büchsen wieder frisch geladen, damit die Anderen ein wenig ausruhen konnten.

„Burschen, ihr habt brav geschossen," lobte einer der Offiziere, „unter zehn Kugeln haben nicht zwei gefehlt."

„Bald krieget ich Lust am Krieg," erwiderte Martl, „es is grad nit ganz so lusti, wie auf der Gamsjagd, aber wenns so recht tüchtig knallt, is doch a Freud dabei."

„Nur immer lusti," jodelte der Müllersepp, „jetzt gehts in ein hin, ob a paar mehr von die Tiroler drauf gehn oder weniger. Aber halt erwischen wanns von uns ein würden, der könnt a glei sein letzt's Vaternnser beten."

„Ein blutjunger Bursche noch," wandte sich der Offizier an Monei, „Du hast ja s'Laden los, als wenn Du Deiner Lebtag auf dem Schießstand gewesen wärest."

„I ein Bursch?" lachte Monei, „dös is nix, i bin a Deandl, wenn i a jetzt grad a Hos'n anhab. Und der Hauptmann do, dös is mei Hochzeiter, dem z'lieb i her bin."

Hätte dieser es nicht bestätigt, die Offiziere hätten es nicht geglaubt. Sie reichten ihr die Hand, lobten sie nicht allein ihres Muthes, sondern auch ihrer Treue und Liebe willen und versprachen ihr, daß sie dem General davon Meldung machen würden, die verdiente Belohnung müsse ihr zu Theil werden.

Als Arco auf einmal die Ruhe gewahrte, die in den Forts und Schanzen herrschte, das Feuern auf einmal nachließ, glaubte er anfänglich, es sei auf eine List abgesehen, um ihn näher zu

locken und so sicherer empfangen zu können. Aber bald belehrte ihn das Siegesgeschrei der auf dem Felsen befindlichen Schützen, daß dem nicht so sei und nun rückte er, dennoch immer behutsam vor. Er fand Alles leer, nur die Verwundeten waren noch da, die er menschlich zu behandeln befahl und ihnen auch gleich die nothwendige Hilfe zu Theil werden ließ. Die Abgezogenen weiter zu verfolgen, hielt er nicht für nothwendig, es würde nur seinen Vormarsch aufgehalten haben. Das Wichtigste war dem Grafen jetzt nach Innsbruck vorzudringen und die Verbindung mit den übrigen Korps herzustellen. Er berief daher die Schützen von dem Felsen zurück, belobte sie nach ihrer Ankunft wegen ihres Muthes und Umsicht und versprach besonders Wastl, seiner nicht zu vergessen. Dann ließ er Monei vortreten, die ohne Scheu mit militärischem Gruße an ihn herantrat.

„Hast Dich wacker gehalten, muthiges Mädchen," sprach er freundlich zu ihr „und ehe Du Hochzeit hast, benachrichtige mich davon, ich werde dann diesen Tag nicht vergessen."

Nachdem dieses geschehen war, winkte er dem Verwalter, ihm zu folgen. Er trat mit ihm in das nächste Haus und begann dann, ohne sich weiter umzusehen: „Wenn Dir heute ein besonderes Verdienst zufällt, so ist dieses einzig und allein, daß durch Deine Handlungsweise manchem tapferen Soldaten durch den frühen Abzug der Feinde das Leben erhalten blieb. Hier nimm Deinen Lohn, ob er Dir Glück bringen wird, möchte ich nicht behaupten. Lieb wird es mir sein, wenn Du mir nicht mehr in den Weg kommst."

Er zählte ihm die blanken Goldstücke auf den Tisch, würdigte ihn weiter keines Blickes mehr und verließ das Haus.

Gierig raffte der Verräther das Geld zusammen und wollte sich schon entfernen, als er aus dem Nebengemache einen schweren Seufzer vernahm. Es war doch Niemand bei ihrem Eintritte anwesend gewesen, sollte er sich vielleicht getäuscht und ein Tiroler ihn belauscht haben? Wie eine Katze schlich er sich zu der Thüre, mit einem Satze war er dann im Freien und eilte davon.

Es war zu spät für ihn. Der verwundete Marl hatte durch

die halbgeöffnete Thüre alles mir angesehen und ihn erkannt. Daß ein Tiroler es war, der sein Vaterland verrathen und verkauft hatte, das hatte ihn geschmerzt und ihm den Seufzer entrissen. Zugleich aber schwur er, wenn dieser einmal in seine Hände falle, schreckliche Rache an ihm zu nehmen.

Eine Stunde darauf zogen die Bayern ab. Arco ließ die Geschütze und eine Abtheilung Soldaten zur Besetzung des Passes zurück, mit dem Befehle, die Schanzen zu zerstören und die Befestigungen in die Luft zu sprengen, damit später diese nicht mehr besetzt werden konnten. Das halbleere Dorf wurde ihnen als Quartier angewiesen.

Martl und Monei wählten nicht lange und nahmen gerade von jenem Besitz, in welchem der verwundete Zillerthaler lag. Dieser erschrack wohl ein wenig, als er der Beiden ansichtig wurde, denn vergalten sie, was die Tiroler oft in ihrer blinden Wuth an den Bayern gethan, so war er verloren.

Auch die Beiden erstaunten, hier so unvermuthet einen Verwundeten zu finden. Das Mitleid aber, das sie empfanden, ließ in ihnen keine Rachegedanken aufkommen. Monei fragte besorgt, wo er getroffen sei und im Vereine mit dem Bruder untersuchte sie die Wunde, wusch sie aus und verband sie, so gut sie es konnten. Dann empfahlen sie ihm Ruhe und versicherten, so lange sie im Hause wären, werde ihm nichts Schlimmes widerfahren. Dankbar reichte Maxl ihnen die Hand und gelobte dieses Liebesdienstes nie zu vergessen. Nach wenigen Tagen trieb Martl auch einen Arzt auf, der den Kranken nun in Behandlung nahm, die im Fleische sitzende Kugel herauszog, wodurch die Heilung bedeutend erleichtert wurde.

Maxl hatte bald das Geschlecht seines Pflegers erkannt und ihr in seiner gemüthvollen Weise seine Anerkennung über ihren Muth kund gegeben.

„Bist halt a nit vom Flachland draußen," sagte er zu ihr, „bist halt in die Berg auf d'Welt kommen, dös san ganz andere Leut. Viel mehr Gmüth liegt drin und a Bißl mehr Schneid a, dös sieh i an Dir und Dein Hochzeiter. Wanns nit war, wies

ist, siehst auf Dei Hochzeit kommet i ausm Zillerthal raus, da möchts nur grad gehn, wies wollt.“

Die Bewohner des Dorfes, als sie sahen, daß sie von der Besatzung nichts zu befürchten hatten, kehrten nach einigen Tagen aus ihren Schlupfwinkeln zurück und nahmen von ihren Häusern Besitz. Martl und seine Schwester blieben aber und ließen sich deßhalb nicht verdrängen, obwohl Wastl ihnen Unterkommen in seinem Quartiere anbot. Sie wollten Maxl nicht verlassen und hatten sogar die Absicht, wenn er so weit genesen, ihn mit auf den Romanihof zu nehmen, falls er nicht in seine Heimath zurückkehren konnte, was natürlich nur von den kommenden Kriegsereignissen abhing.

So viel war für die Kochler gewiß, daß sie nicht weiter in dem Kampfe verwendet, und sobald ein entscheidender Sieg über die Tiroler erstritten wurde, dort abgelöst werden und dann wieder den Rückweg antreten konnten.

VIII.

Bayern und Tirol versöhnt.

Des Volkes Kern, der wohnt in nied'rer Hütte;
Im Prunksaal nicht, nur unter Eichendielen
Ist er zu finden und auf rauher Schütte
Schläft er, die nerv'ge Hand bedeckt mit Schwielen.
Nicht die Kanonen, blanken Kürassiere
Sind Stütze, Wehr und Kraft der Nation;
Den Acker furchend lenket sie die Stiere
Und führt das Beil um kargen Tagelohn.“

Mit unaufhaltsamer Gewalt waren die Bayern in Tirol vorgedrungen, nirgends konnte Hofer mit seinen Streitern mehr Stand halten. Das Schicksal des Berglandes war besiegelt. Thal um Thal ging verloren, umsonst röthete das Blut so manches tapfern Streiters den Boden, umsonst bot der Kapuziner alle seine

Beredtsamkeit auf, die Schaaren der Landesvertheidiger wurden immer lichter. Bereits stand Arco in der Nähe Innsbrucks, der Kronprinz Ludwig von Bayern kam, alles vor sich hertreibend, das Innthal heraufgezogen, um sich mit diesem zu vereinigen und dann den letzten Hauptschlag auszuführen. Im Süden hatten die Franzosen bereits Trient verlassen, das ganze Pusterthal war besetzt, nur ein kleiner Haufe stand ihnen gegenüber, um wie früher so oft, in den Eisackschlünden ihren Marsch zu hemmen.

Nur noch wenige Tage, eine kurze Spanne Zeit!

Hinter dem Iselberge, fast mitten in einem Felsthale gelegen, stand ein kleines Gehöfte, in welchem sich die Anführer des Aufstandes noch einmal zu einer letzten Berathung versammelt hatten. Sie saßen theilweise um den einzigen Tisch, der in der Stube war, theils lehnten sie an den Wänden oder am Ofen, gestützt auf ihre treuen Begleiter, die Stutzen. Aber nicht hoffnungsfreudig und siegesgewiß waren ihre Mienen, wie damals im Wirthshause in Zirl, sondern mißmuthig und niedergeschlagen sahen die Meisten darein. Auch fehlte gar Mancher, der früher so begeistert gesprochen, der tapferer Kemnater, der Mann von Schaps, Friedl der Pusterthaler, der von den Franzosen gefangen genommen und und erschossen wurde, der Rainer Max, der auf seinem Schmerzenslager in der Scharnitz litt.

Nur zwei Männer waren es, welche ihren alten Muth bewahrt hatten, an nichts verzweifelten und verzagten und das waren Hofer und Haspinger, der feurige Rothbart.

„S'is no lang nit so weit kommen, wie Du g'sagt hast," entgegnete Hofer dem Eisenstecken, der an dem Ofen stand und eine traurige Schilderung der Zustände des Landes soeben geendet hatte. „Wir san scho oft no schlechter dran g'wesen, wie jetzt und haben uns allemal wieder durchg'schlagen, warum solls dießmal nit a gehn. Nur wenn wir an Muth verlieren, ehvor nit.

„Wer zweifelt an meinem Muth," erwiderte Eisenstecker, „wenns auf den allei ankäm, wär kei einziger Feind im Land. Aber damit is nix allein g'holfn. Männer brauchn wir, dös is s'erste. Immer weniger werdens, dös siehst alle Tag. Die können, gehn jetzt

lieber heim, weils doch nix hilft sagens und die möchten, können nimmer, entweder sans Krüppel, oder s'Alter gibts nimmer zu. Was willst denn mit der Handvoll Leut no anfangn, die Du jetzt hast. Sags offen?"

„Mi wehren, so langs geht," entgegnete Hofer, der wohl einsah, daß sein Gegner Recht hatte. „Gott wird weiter helfn."

„Allen Respekt vor unserm Herrgott," fuhr Eisenstecker fort, „aber Wunder wirkt er halt uns z'lieb nit. Und wehren thu i mi auch, bis zum letztn Blutstropfn. Aber schau, da druntn kommen d'Blauröck, dahint die Franzosen und alle sans zehnmal so stark, wie wir. Da mußt doch Dein Untergang vor Augn sehn, wennst nit blind bist."

„Wer nimmer mitthun will, der soll heimgehn," fuhr jetzt Haspinger auf. „Wir bleibn und wenn wir uns wie d'Murmelthier in d'Löcher eingrabn müßten. Nix wird z'rückwichn, a einzigsmal g'siegt und alle kommens wieder. Soll deßwegn so viel Blut g'floßen sein, daß an solchen Ausgang nimmt, der ganzn Welt zur Schand und zum Gspött. Eher reiß i mei Kutten vom Leib und zieh an Weiberrock an, bevor i mir nachsagen laß, der Haspinger is zum Kreuz krochen."

„Ja wenn wir vom Kaiser Franzl no was z'hoffen hätten," meinte nun der Rainer Sepp, „aber da is auch aus."

Hofers Auge flammte auf, als er vom Kaiser hörte. „Ja wenn der noch helfen könnt," sagte er betrübt, „der würds g'wiß thun, der ließ seine Tiroler nit im Stich. Aber der muß selber betteln gehn, bei dem stolzen Franzosen, damits ihm no wenigstens a Bisl was laßn und nit alles nehmen. Der doppelt Adler hat keine Klaun mehr, sie san ihm weg g'schnitten wordn."

„Deßwegn verzweifeln wir no lang nit," versicherte der Kapuziner, „s'Kriegsglück is a schlechts Weib, heut halt sies mit dem, morgen mit an andern. Warum solls nit a wieder auf die österreichisch Seit kommen. Und wenns ihm alls nehmen, unserm guten Franzl, sei Tirol bleibt ihm, dös geht nit verloren, sag i Enk und wenn d'Feind ins Land rein kommen, wie d'Heuschrecken-

schwärm. Den Glauben hab i und den kann mir kei Mensch nehmen."

„Thun wir an neuen Aufruf erlaßn," verlangte Hofer, „und erklären wir Jeden für an Landesverräther, der nit mitthut. Dös müßt wirken, mein i."

„Mir kommt dös grad so vor, wie wenn man an Hund zum Jagn tragen muß," erwiderte Eisenstecker. „Trauri gnug, wenn ma zu solche Mittel greifen muß."

„Hofer, kränk Di nit," wandte sich jetzt Haspinger an diesen, als er sah, wie diesem fast die Augen übergingen. „Wir zwei wollen die Letzten sein, die d'Büchsen niederlegen und wanns uns a erwisch'n, mehr könnens uns nit thun, als a paar Kugeln in Leib jag'n, und der G'fahr setzen wir uns alle Tag aus. Also nochmal probirt, nochmal d'rauf! Tirol und die heilig Jungfrau haben wir scho oft g'rufn. Thun wirs wieder und solls a zum Letzenmale sein."

Hofers weichherzige Stimmung war vorüber, rasch sprang er auf. „So solls sei," rief er aus, „und wers gut mit uns und dem Land meint, der folgt mir und wehrt sich, so lang a Tropfen Blut in ihm is. Viel schöner is, wenns heißt, sie san alle z' Grund gangen, der Uebermacht sans erlegen, aber g'falln sans als Männer und ihr letztes Wort is g'wesen: Adje Tirol!"

Alle wurden mächtig von diesen Worten ergriffen, und schwuren entweder jetzt zu siegen oder zu sterben. Gerade wollten sie sich entfernen, als ein Mann eintrat, in der Tracht der Unterinnthaler dem man es aber gleich ansah, daß er diese nicht für gewöhnlich trug.

Hofer erkannte ihn zuerst und ein Hoffnungsstrahl senkte sich auf ihn nieder. „Du bists Muggenhofer," rief er freudig aus, „Du kommst von Wien, vom Kaiser Franzl? Der schickt Di und Du bringst gute Nachrichten mit?"

„Richti, der Freiherr von Muggenhofer," rief nun auch Haspinger aus, „ja wie ein so a G'wand verstellt. Sonst die schö Uniform von die Leibjäger vom Kaiser und jetzt Joppen, s'is freili a großer Unterschied."

„Von Wien und vom Kaiser komme ich,“ antwortete der Angekommene „und mühselig hab ich mich durch das Land geschlichen und Todesgefahr ausgestanden, bis ich Innsbruck erreichte. Da erfuhr ich, daß ihr alle hier versammelt seid und ich wollte keine Minute versäumen, um Euch von den Befehlen des Kaisers in Kenntniß zu setzen. Doch bringe ich Euch keine Nachrichten mit, die Euch erwünscht sein werden. Da lest selbst, was Euch Kaiser Franz kund gibt.“

Er übergab dem Sandwirth ein Schreiben, das dieser hastig öffnete und las. Kaum aber war er damit zu Ende, so ließ er es auf den Tisch fallen und sank halb ohnmächtig auf die Bank.

„Um Gotteswillen Hofer, was ist es, was steht da drin?“ rief Haspinger aus.

Der Sandwirth wies nur auf das Papier, ihm fehlten die Worte um den Inhalt wiederzugeben.

Nun nahm es der Kapuziner. „Was,“ rief er zornentglüht aus. „Man befiehlt uns, die Waffen niederzulegen und weiter nicht mehr gegen unsere rechtmäßige Regierung sich aufzulehnen. Es sei ein Waffenstillstand in Znaim abgeschlossen worden, Tirol bleibe bei Bayern und man hoffe, daß die Stimme der Vernunft die Oberhand gewinne und weiteres Blutvergießen verhindert werde. Vielleicht in späterer Zeit könne man wieder hoffen.“

„Armer Kaiser,“ sprach Hofer zu sich selbst, „dös hast nit selber g'schriebn, so hast Dich nicht verändert. Dei treuestes Landl kannst nit mit ein Federstrich aufgebn.“

Haspinger aber warf das Papier weit von sich und schlug mit der Hand auf den Tisch, daß er in allen Fugen krachte. „Das hat der Kaiser nit gschriebn,“ rief er dazu aus, „das hat er gar nit künnt, alle Ehren vor Euch Muggenhofer, aber damit hat man Euch hinters Licht g'führt. Das ist z'München g'schriebn wordn und nit z'Wien, sagt was ihr wollt.“

„Fürst Metternich gab es mir selbst in die Hand,“ versicherte der Freiherr. „Es ist so, vielleicht ist in dieser Stunde schon der Friede unterzeichnet. Was könnt ihr also noch thun, als Folge leisten.“

Nun aber hatte Hofer seine Fassung wieder gewonnen. Dicht trat er an den Freiherrn heran, aus seinen Augen glühte wieder das unheimliche Feuer, das in der Erregung ihm eigen war.

„Sag dem Kaiser Franzl," sprach er dann in langsamer Tone, „Du hättest den Brief richtig bestellt, aber der Andrä Hofer, der Oberkommandant von ganz Tirol, laß ihm wissen, in dem Landl gäbs kein Friedn, so lang ein einz'ger Feind drin steht. Wir san nit bayrisch, wir san und bleib'n österreichisch und wenns uns no hundert solche Brief schicken. Jetzt gings erst recht drauf los, sagst ihm, dös hab der Hofer bei sein Stutz'n und sein Rosenkranz g'schworn."

„Aber ich meinte . ." wollte der Abgesandte wieder beginnen.

„Da gibts nix mehr z'meinen," fiel ihm der Kapuziner ein, „da is gredt und s'letzt Wort red'n die!"

Dabei hob er seinen Stutzen in die Luft.

„Verblendete," rief ihnen Muggenhofer warnend zu, „ihr seid von allen Seiten eingeschlossen. Ganz Nordtirol ist von den Bayern besetzt, der Kronprinz nur mehr wenige Stunden von Innsbruck entfernt. Ihr stürzt euch selbst in das Verderben."

„Wir habens scho einmal den Isel nunter g'jagt," versicherte ihm der Sandwirth, „und g'schieht vielleicht dösmal wieder. Und wenn nit, no in Gottsnam, so sollens in Wien wenigstens dafür sorg'n, daß wir nit unterm Galgen eing'scharrt werden, und a ehrlichs Begräbniß kriegn. Männer auf, jetzt erst recht fürs Land Tirol."

Alle stürzten ihm nach und ließen den verduzten Freiherrn stehen. Erst als sie schon längst fort waren, nahm er den Brief wieder zu sich, den sie auf dem Tische liegen gelassen und trat seine Wanderung über die Berge an, da ihm die Rückkehr durch das Innthal zu gefährlich schien.

Was Hofer noch an streitbarer Mannschaft zusammen raffen konnte, geschah in den wenigen Tagen, die ihm noch übrig. Daß er Innsbruck angesichts der drohenden Uebermacht nicht halten konnte, sah er ein. Aber die Verbindung mit den aus Süden anrückenden Franzosen mußte er verhindern, denn konnte er das

nicht, war seine Sache verloren. Er ließ daher den Iselberg noch mehr befestigen und wollte hier den Feind erwarten, um ihn durch seine sichere und gedeckte Stellung am Vormarsche zu hindern, das Gleiche, hoffte er, werde in Sterzing den Franzosen gegenüber der Fall sein.

Doch hatte er sich diesesmal in seinen Voraussetzungen getäuscht. Bevor er es sich versah, wurde er von dem Kronprinzen angegriffen und trotz der kräftigsten Vertheidigung wurde er auf der gleichen Stelle geschlagen, wo er einstmals so glänzend gesiegt hatte. Nur mit Mühe und Noth entrann er und Haspinger mit einem kleinen Häuflein dem großen Blutbade und fanden endlich eine Zufluchtsstätte in einem abgelegenen Thale, verborgen in einer Hütte, die nur wenigen Getreuen bekannt war.

Nacht war es geworden. Von dem Kampfplatze her ertönte der Jammerruf der Verwundeten, das Aechzen und Stöhnen, die letzten Seufzer der Sterbenden. Es war ein grausiges Bild menschlichen Elendes, das sich dem Auge darbot. Gar Mancher wäre noch zu retten gewesen, wenn Hilfe gekommen wäre, mancher machte aber auch seinem Leiden selbst ein Ende, indem er mit der letzten ihm noch gebliebenen Kraft sich selbst das Gewehr auf die Brust setzte.

Dennoch schlich sich eine dunkle Gestalt durch alle diese Reihen Verwundeter und Todten. Sie war durch eine Mütze, die sie in die Stirne gedrückt hatte, tief verhüllt und der weite Mantel, dessen Kragen aufgeschlagen, einen Theil des Gesichtes verhüllte, ließ sie noch unheimlicher erscheinen. Was hatte sie da zu thun? Wollte sie vielleicht einen theuren Todten aufsuchen oder einem Verwundeten, der ihrem Herzen nahe stand, Hilfe und Rettung bringen?

Sie beugte sich bald da, bald dort zu einem Daliegenden nieder, untersuchte, ob aus demselben schon alles Leben entflohen sei und war dieses der Fall, so griff sie hastig in die Taschen desselben und was sie an Inhalt fand, steckte sie zu sich. Sah sie irgend einen Goldreif an einem Finger, so zehrte sie so lange daran, bis er abgezogen war und jedesmal nach geglücktem Raube, oder

wenn der Fund besonders reichlich ausfiel, hörte man ein grinsendes Lachen.

„Die Todten brauchen nichts mehr," murmelte sie für sich, „warum soll ich nicht ihr Erbe sein."

So trieb sie ihr Unwesen geraume Zeit, es mußte schon Mitternacht vorüber sein. Der Mond kam hinter den Bergen hervor und warf sein fahles Licht auf die bleichen Gesichter der Todten, die dadurch noch schauerlicher aussahen. Die Gestalt bemerkte es nicht, in ihrer Gier hatte sie auf die nothwendigsten Vorsichtsmaßregeln vergessen. Da lag ja noch ein Todter, da wieder einer, die Ausbeute war so reich und wer wußte, wann sich so bald wieder eine günstige Gelegenheit fand. Er sah nur auf den Boden, nicht in die Höhe und das sollte sein Verderben sein.

Speckbacher vermißte am Abend des blutigen Tages seinen Schwager, der sich nicht bei den Geflüchteten befand und entweder todt oder verwundet am Iselberge liegen mußte. Er wollte ihn nicht in den Händen der Feinde lassen, wenigstens ein ehrliches Begräbniß nach alter Sitte sollte er erhalten, das hatte er auch verdient. Trotz der Abmahnungen Hofers trat er kurz vor Mitternacht noch einmal den Rückweg nach der verhängnißvollen Stelle an, begleitet von zwei jungen Burschen, die Hofer vorsorglich ihm mitgab. Er hatte zu diesem Zwecke ein Wägelchen aufgetrieben, um schneller vorwärts zu kommen.

Todtenstille herrschte ringsumher, als er vorsichtig aus dem Walde trat und nun zu suchen begann. Deutlich erkannte er die Stelle, wo er ihn zum Letztenmale gesehen und der Kampf am ärgsten getobt hatte. War er gefallen, so konnte es nur dort gewesen sein. Er schlich sich hin, suchte und suchte, fand ihn aber nicht. Da gewahrte er auf einmal, daß in seiner Nähe sich Jemand erhob und gleich ihm nach etwas zu suchen schien. Er duckte sich nieder und blieb regungslos, doch aufmerksam verfolgte er die Bewegungen desselben. Aber nicht lange blieb er im Zweifel, was für ein grauenvolles Handwerk der Mensch im Mantel trieb.

„Ein Leichenräuber," murmelte Speckbacher, „eine Hyäne!" Eiskalt lief es ihm über den Rücken; wie konnte ein Mensch so

tief sinken! Immer näher kam er der Stelle, wo Speckbacher kauerte, der Schein des Mondes beleuchtete deutlich seine Bewegungen.

Bei einer raschen Wendung entfiel dem Unheimlichen die Mütze, das volle Gesicht wandte er dem Beobachter zu, indem er wieder auf einer Leiche kniete und an derselben zerrte.

Heiliger Gott, war es möglich, das war ja Mayr, der Klosterverwalter von Seefeld. Nein, es konnte nicht sein, seine Augen täuschten ihn, er mußte sich geirrt haben. Der Mond war hinter einer Wolke jetzt verborgen und ließ die Dunkelheit für den Augenblick nichts mehr erkennen. Bis auf wenige Schritte war ihm nun der Schreckliche nahe gekommen, genau konnte er sein Thun und Treiben beobachten. Jetzt stand er fast vor ihm, zu gleicher Zeit trat der Mond aus der Wolke hervor.

Nun hatte er Gewißheit. Kein Zweifel mehr, er war es!

Wie der Blitz fuhr Speckbacher auf. Sein Stutzen sauste durch die Luft und der Verwalter sank, ohne einen Laut von sich zu geben, neben den Todten nieder. Dann ließ Speckbacher den Ruf der Nachteule vernehmen, das verabredete Zeichen für seine Begleiter, herbeizukommen.

„Es wär mir leid, wenn der Kerl schon hin wär," sprach er zu sich, „es wär z'schnell mit ihm gang'n. Kommt er aber no mal zu sich, dann is kei Baum z'hoch g'nug, um ihn d'ran z'hängen."

Die beiden Burschen waren herbeigeschlichen.

„Dös was i g'sucht, hab i nit g'funden," sprach er leise zu ihnen, „aber dafür hab i an andern Fang g'macht. Tragts den da in sein Mantel aufs Wägerl naus, i komm gleich nach. Dös sag i enk, laßts mir ihn nit aus'm Aug, ihr steht mir gut für ihn. An dem soll a Exempel statuirt werden, daß Freund und Feind nur grad so schaun müssen."

Die Burschen trugen ihn fort. Speckbacher suchte noch eine Zeit, doch vergebens.

„Er muß doch durchkommen sein," meinte er, „vielleicht is er auf a andern Seiten naus. Lebt er, werd is scho hör'n." Dann eilte er dem Walde zu und gleich darauf hörte man das Rollen

eines leichten Fuhrwerkes, das sich allmälich im Stillen der Nacht verlor. — — —

Karl war auch in diesen blutigen Kämpfen unversehrt geblieben, obwohl er mit seinen Jägern an den gefährlichsten Stellen dem Feinde gegenüberstand. Als die Tiroler die Flucht ergriffen, war er gegen den Paschberg zu beordert worden, um die Fliehenden im Rücken zu fassen und aufzuhalten. Hinter ihm stürzt der Felsen jäh ab und aus der tiefen Schlucht herauf, brausen die tobenden Wasser der Sill. Hier war jeder Ausweg versperrt, wer zu nahe kam, fiel zwar nicht dem Sieger in die Hände, aber er war dafür eine sichere Beute des Todes. Die ganze Lage mit einem Blicke übersehend, war der Tapfere durch den Wald gestürmt und hatte hinter demselben auf einer Anhöhe die Seinigen so aufgestellt, daß keine Maus ungesehen hindurch konnte. Schon erstarb nach und nach das Getümmel der Schlacht, die Schüsse fielen seltener, als Karl von der linken Seite des Berges einen kleinen Trupp Tiroler gewahrte, die offenbar versprengt, sich bis jetzt versteckt hatten und sich durchzuschleichen suchten. Einige Schüsse der Jäger belehrten sie aber, daß dieses nicht mehr möglich war. Karl sah, wie sie heftig mit einander stritten, endlich aber doch Entschluß gefaßt zu haben schienen, denn sie winkten mit ihren Hüten und warfen die Stutzen weg, zum Zeichen, daß sie sich ergeben wollten. Er ließ nun seine Leute näher zusammenrücken und die Gefangenen, zwölf an der Zahl, zu sich führen. Schon von Weitem erkannte er in dem Anführer derselben den Verweserwirth von Fügen, bei dem er so manchen Schoppen Rothen getrunken und seine Liesei kennen gelernt hatte.

„Was der Tausend Seppl," rief er ihm zu, „das hätt ich wahrlich nit geglaubt, daß wir zwei auf solchem Weg zusammen kommen würden. Hab immer gehofft, wenn einmal die Geschichte vorüber, bei Dir z' Fügen einen freundlichern B'such machen z' können."

Rainer sah aber trotz der freundlichen Worte düster zu Boden. „Kannst jetzt mit uns thun, was d' willst," antwortete er, „glei niederschieß'n, is eigentli s' allerbest. Verlorn is unser Landl doch,

und da mag i so nimmer länger leb'n. Also mach, daß bald vorüber is, i bin jede Minuten bereit."

„Wir san nit so, wie Du meinst, Wirth," erwiderte ihm Karl, „wir schieß'n die G'fangenen nit nieder. Und was thät denn dei Weib, dei Marie, dazu sagen und d' Liesei. Da dürft ich mi bei keinem mehr seh'n lassen."

Die Erinnerung an die Heimat verfehlte ihre Wirkung nicht. „Na, sagst ihnen halt, daß i als ehrlicher Mann g'storb'n bin," entgegnete er, „und daß für mi bet'n solln."

„Da hats später a no Zeit dazu," meinte der Jäger. „Erst mußt no auf meiner Hochzeit g'wesen sein, dann kannst von mir aus ans Sterb'n denk'n. Wahrscheinli wirds dös aber nit so schnell gehn. Uebrigens hätt i gar nit glaubt, daß Du so an Muth verlieren könntest, Wirth. Bist doch sonst immer so a frischer Mann g'wesen und jetzt laßt Dein Kopf so gewaltig hängen."

Damit war der Ehrgeiz des Tirolers wieder angefacht. „S'wird nit immer so schlecht gehn, wie heut," wandte er sich dann an seine Schicksalsgenossen, „so lang ma lebt, hofft man immer. Der alt Gott lebt ja a no, und, der wirds scho wieder recht machen."

Willig folgten sie nun den Jägern, welche sie in das erstürmte Lager brachten, wo sie noch mehr gefangene Landsleute fanden, die aber mit Bangen und Angst der nächsten Zukunft entgegen sahen. Denn Alle wußten, daß man sie als Rebellen betrachtete und sie als solche keine Gnade zu hoffen hatten.

Der edle Sinn des Kronprinzen ließ aber dieses nicht geschehen. Die Nothwendigkeit gebot ihm, sie für die Dauer des Kampfes unschädlich zu machen, das Leben sollten sie behalten. Einstweilen behielt er sie in Innsbruck unter strenger Bewachung, später als es ohne Gefahr geschehen konnte, sandte er sie hinaus in die Festung nach Ingolstadt.

Es war jetzt der Kampf so viel wie beendet. Zwar hatte der Sandwirth den Drängen Haspingers nachgebend, noch einmal es gewagt, den Bayern entgegen zu treten, allein schnell war der ungleiche Kampf vorüber. Eine Anzahl Leichen hatte es gekostet, dann kamen sie endlich zur Einsicht, daß sie nur mehr von der

Zukunft hoffen durften. Mit Grimm und Haß im Herzen kehrten sie in ihre heimatlichen Thäler zurück und legten die Waffen nieder.

Karl befand sich bei der Eskorte, welche die Gefangenen in die Festung zu führen hatte. Ihr Weg ging über die Scharnitz und Tölz hinas nach München. Daß sich Karl dabei am Meisten mit dem zukünftigen Vetter unterhielt, konnte nicht befremden. Sie waren nur mehr eine Stunde von der Scharnitz entfernt, als sich der Feldwebel wieder zu Seppl gesellte. Die vielen Beweise von Freundschaft, die dem Wirthe von diesem zu Theil wurden, hatten eine bedeutende Aenderung in den Gesinnungen des Tirolers hervorgebracht. Entfernt von den Einflüsterungen der Aufrührer hatte er angefangen, über die Sache reiflich nachzudenken und war zuletzt zu der Ueberzeugung gekommen, daß doch nicht alles recht war, was in den letzten Jahren geschah. Auch waren die Bayern lange nicht die grausamen und rachsüchtigen Männer, wie sie immer geschildert wurden, von dem Gegentheile mußte er sich jeden Tag überzeugen. Ja, er kam sogar in seinen Betrachtungen so weit, daß er manche Handlung seiner Landsleute verdammen mußte und sich darüber schämte.

„In der Scharnitz is a Stund Rast, Seppl," begann Karl, „da werd ich schnell einen Kameraden von Preußen her b'such'n. Dann gehts heut no naus bis Walchensee, und übermorgen san wir z'München. Wirst dreinschaun, wenn d' Stadt siehst, Du kennst so nix, als wie Innsbruck."

„I hab glaubt a andersmal hin z' kommen, so nit wie jetzt," erwiderte ihm der Wirth. „Wenigstens kostets dösmal nix, mit dem muß i mich tröst'n."

„Wahrscheinli dauerts nit lang," tröstete Karl, „denn soviel i heut g'hört hab, soll der Frieden am Abschließen sei und dann werd's soglei heimg'schickt. Kannst ganz ruhig sei. I hab in's Zillerthal Botschaft than, daß dei Weib ohne Sorgen sei kann, es geht Dir nit schlecht, Du seist bei mir und jetzt muß d' Wirthschaft halt allein no weiter führen. Auch dem Liesei hab i an recht schönen Gruß g'schickt."

„Dem Lisei,“ fragte neugierig der Gefangene, indem er Karl von der Seite ansah. „Was kümmert denn die Dich?“

„Verteufelt viel,“ gab dieser lachend zur Antwort. „Daß nur weißt, Sepp, s' Liesei wird mein Weib, sobald i den Rock vom Leib hab.“

„Unwillkürlich blieb Rainer einige Sekunden vor Ueberraschung stehen. „Mir scheint Du willst mi zum Narren hab'n,“ sagte er dann, „da hab i no kein Sterbenswörtl von ihr g'hört.“

„S' wär am End a nit gut g'wes'n, wenns was davon g'sagt hätt,“ versicherte sein Begleiter, „denn selbigsmal habts mi grad nit mit besonders freundliche Aug'n ang'schaut. Mi hats oft kindisch g'freut, daß ihr nix g'merkt habt, a dei Weib nit, die do sonst hint und vorn all's ausspekulirt. Meinst vielleicht wir zwei passen nit z'samm, weil i a Bayer und sie a Zillerthalerin is? Kümmert Di nit, dö Feindschaft nimmt a no ein End.“

„Merkwürdi, merkwürdi,“ sagte mehr für sich als an Karl gewendet, der Wirth. „Wo hab i da meine Aug'n g'habt.“

„D' Lieb macht erfinderisch,“ meinte Karl. „Z'samm nehmen hab'n wir uns freili müssen, damit wir uns nit selber verrathen.“

„Zum Haus hätt is damals nausg'jagt, dös kann i Dir versichern, wenn i dahinter kommen wär,“ erwiderte der Andere. „Jetzt schau i die G'schicht anders an und i sags Dir offen, Dir vergönn is, denn i hab Dich als an braven Burschen und an tapfern Soldaten kennen g'lernt und zwei brave Leut taug'n allweil z'samm'.“

Karl reichte dem ehemaligen Feinde die Hand. „Bist heimkommst is wahrscheinli scho bei meine Leut, z'Brannenburg,“ fügte er bei. „Da mußt Du aber dran vorbei und vergiß dann nit, auf'm Ritterhofe einzukehren.“

Der Wirth versprach es und nun gingen Beide schweigend neben einander, jeder in seine Gedanken vertieft, bis sie endlich das Grenzdorf erreichten.

Karl hatte bald das Quartier Wastls erfragt und die Freude des Letzteren war ungeheuchelt, den alten Kameraden so unvermuthet und gesund wieder zu sehen. Bald saßen sie in der Wirths-

stube zum Ochsen hinter einer halbe Rothen und erzählten die Erlebnisse seit ihrer Trennung. Wastl gab unverhohlen seinem Wunsche Ausdruck, endlich einmal dieses langweiligen, gleichförmigen Lebens entrissen zu werden, da sie jetzt nichts anderes mehr zu thun hätten, als zertrümmerte Mauern und abgetragene Schanzen zu bewachen, während zu Hause alles Schaden leide. Auch der Freund äußerte sich in dem gleichen Sinne und so stießen sie denn auf die baldige Erfüllung ihrer Wünsche und Hoffnungen an.

„Aber wo hast denn Dei Hochzeiterin,“ fragte jetzt plötzlich Karl, „is die wieder heim?“

„Erst heut in der Früh,“ erwiderte Wastl, „und sicher trifffst Dus noch bei ihrem Vetter z'Walchensee, beim Waldbauern, denn weiter wirds heut do nit kommen. S'is mit der a so eine eigene G'schicht, die hat Dir an Kopf auf, wie kein zweiter mehr z'find'n is. Haben wir da einen verwundeten Tiroler in mein Quartier g'funden, an Zillerthaler . .“

„Was? an Zillerthaler,“ rief Karl aus, „weißt sein Namen?“

„Wenn man so lang beisamm is, wird ma wohl darnach frag'n,“ antwortete der Schützenhauptmann. „Max Rainer heißt er, sei Bruder is Wirth z'Fügen drin.“

Schon wollte Karl aufspringen um diesen herbeizuholen, als er sich doch wieder besann. „Und was is mit dem?“ fragte er hastig, er wird do nit g'storben sein.“

„Warum nit gar. Auf'm Weg nach Kochel, auf'n Romihof naus is er mit der Monei,“ erwiderte Wastl. „Den hats Deandl pflegt, daß D' nur grad so schaun hast müssen. Sie war scho lang heim, s'is ihr Vater scho da g'wesen und hats hol'n wollen. Aber da hats a so viel bettelt, er solls nur so lang dalaß'n, bis der Maxl so weit herg'stellt is, daß sie ihn mitnehmen kann, bis er nachgeb'n hat. Und wie i g'sagt hab, sammt dem Fuhrwerk kommt's nit weiter, als an See außi, denn gar langsam muß's fahrn.“

Nun berichtete auch Karl, daß dessen Bruder sich unter dem Transporte der Gefangenen befinde und er gerade im Sinn gehabt habe, diesen zu holen. Nun aber schweige er, um sie erst am Abende zusammenzuführen. Seine Braut im Zillerthale heiße

ja auch Rainer und sei eine Base zu den Beiden. Auf fröhliches Wiedersehen trennten sich die beiden Freunde.

Karl war mit seinen Gefangenen schon eine beträchtliche Strecke von Mittenwald entfernt, als er erst wieder Gelegenheit fand, sich mit Seppl in ein Gespräch einzulassen.

„I hab Di scho lang fragn wolln," begann er, obst von Dein Brudern gar kei Nachricht mehr g'hört hast. Is er wohl unter der Zeit heimkommen oder nit?"

„Nix weiß i," antwortete er, „als daß er verwundet worden is, sonst hab i kei weitere Nachricht mehr kriegt. Dös hat mir scho manche schlaflose Nacht gmacht. Vielleicht is er g'storbn und kei Mensch weiß, wos ihn hing'scharrt habn, daß man wenigstens an sein Grab a Vaterunser betn könnt."

„Wer weiß, er kann ja a no lebn," meinte sein Begleiter, „s'gibt viele gute Menschen auf der Welt, die einen und wenn er auch a zeitlang a Feind g'wesn is, nit z'Grund gehn lassen."

„Gott gebs, daß er an solchen g'funden hat," erwiderte der Wirth. „Was i thun könnt, würd i aufwendn für ihn. S'is ja der einzig Bruder und z'sammg'halten habn wir von Jugend auf wie Stahl und Eisen. Da verliert man einander hart. Wer weiß, ob i ihn nochmal auf dieser Welt sieh."

„Mußt nit alle Hoffnung aufgebn," tröstete Karl. „'s geht manchmal gar kurios auf der Welt. Hätt a meiner Lebtag nit glaubt, wie is s'erstmal ins Tirol neinmarschirt bin, daß da drin eine lebet, die mei Weib wird. Und grad so kannst Dein Bruder a wieder findn."

So unterhielten sie sich noch eine Zeitlang, dann verließ Karl den Wirth, um mit dem Offizier, der das Kommando führte, Rücksprache über die Unterbringung der Gefangenen zu nehmen. Man hatte bereits einen eigenen Boten vorausgeschickt, der die nöthigen Meldungen dem Bürgermeister machte, damit besonders ein geräumiger Stadel zum Nachtquartier hergerichtet wurde. Karl erzählte auch, was ihm Wastl berichtet hatte, daß sich hier die beiden Brüder unvermuthet wiederfinden würden und bat, den Gefangenen

zu seinem Bruder führen zu dürfen, was der menschenfreundliche Offizier auch gerne bewilligte.

Es dämmerte schon, als sie endlich den See erreichten und bald auch das Dörflein. Der Bürgermeister erwartete sie und schnell waren Mannschaft und Gefangene untergebracht. Als Karl noch einmal nach Allem gesehen hatte, fragte er den Wirth, bei dem er sein Quartier aufgeschlagen, wo der Hof des Waldbauern sei. Dieser wollte ihn selbst hinführen, allein der Feldwebel gab dieses nicht zu, weil er fürchtete, der Verwundete möchte zu sehr erschrecken, und dieses nachtheilige Folgen für ihn haben. So schritt er allein auf das Haus zu und das Erste was er sah, war Monei, immer noch in den Kleidern des Bruders. Die Dunkelheit ließ Karls Züge nicht erkennen und so fragte sie ihn doch etwas besorgt nach seinem Begehr.

„Erstens soll ich ein schön Gruß ausrichten vom Hauptmann Wastl nnd . . . .“

Sie ließ ihn aber nicht ausreden, an der Stimme hatte sie den Kameraden ihres Hochzeiters erkannt.

„Ihr seids,“ rief sie freudig aus. „Daß i Euch nit glei kennt hab, dös ärgert mi doch, aber da is nur die Dunkelheit dran schuld. Seids gewiß mit den G'fangenen kommen und habts den Wastl in der Scharnitz troffn. Dös freut mi herzlich.“

„Was macht Dein Verwundeter?“ fragte Karl weiter.

„Ja hat er dös a erzählt, na dös is a Bursch,“ erwiderte sie, „müssen dös doch alle Leut wissen. Mei Gott, schlafen thut er. So langsam als gangen is, müd is er doch wordn. Aber gehts no eine. Der Bauer und sei Weib beißt Enk nit, san kreuzbrave Leut.“

Dieser that auch, wie ihm geheißen und wurde von Klaus herzlich begrüßt. Monei lenkte aber gleich wieder das Gespräch auf ihren Schützling und wußte so Vieles von ihm zu erzählen, von seiner Geduld, mit der er seine Schmerzen ertragen habe, von der Sehnsucht nach seinem Bruder und der Heimat, daß kein Anderes zum Worte kommen konnte.

„Von seinem Bruder weiß er wahrscheinli nix,“ konnte endlich Karl bemerken.

„Dös is ja sei ewigs Leidwesen,“ antwortete Monei. „Da hab i allemal lang braucht, bis i ihm die G'schicht wieder außm Kopf bracht hab. Die Freud, wenn er wieder heimkommt und die zwei sich wieder sehn.“

„Sag mir aber doch, Monei,“ begann nun der Waldbauer, „warum Du Di denn gar so um den Tiroler ang'nommen hast. S'is dös doch a ganz kurios Ding.“

Diese sah den Vettern zuerst eine zeitlang groß an. Dann begann sie: „Warum? Dös is eigentli a närrische Frag, weil i ihn halt so unvermuthet g'funden hab und sich kei Mensch sonst um ihn angnommen hat. Und wenn i amal was thu, g'schiehts nit halb, sondern ganz. Dann hab i mir früher denkt, s'könnt ja mein Wastl grad so gehn, und der wär dann a froh, wenn man ihm so beispringen wird. Hats scho empfnnden wie's is, wenn man so allein daliegt und deßwegen hat er mi auch in Allem unterstützt und nix drein gredt. Und is denn nit Christenpflicht, daß man einander in Noth und Elend beisteht, wer weiß, obs der nit a mal an einem Andern vergilt, was i an ihm thun hab.“

„Bist halt a Hex, i kann nit anders sagn,“ erwiderte Klaus. „Mit Dir kann ma nit streitn, da zieht ma immer den Kürzern. Recht is und wahr is, was g'sagt hast. Bist a Deandl, daß a Freud is und fast könnt ma stolz auf Dich werdn.“

„Geh zu, machs nit so arg,“ wehrte das Mädchen ab. „Unser Herrgott wirds mir scho vergelten, was i an dem armen Menschen than hab.“

„Hör nun auch amal mich an,“ begann nun Karl. „I will Dir auch a Freud machen. Sei Bruder is unter den G'fangenen die i bracht hab und Du sollst ihm die erst Nachricht davon gebn, Und nachher hol i ihn und dann könnens von mir aus die ganz Nacht mitsammen redn, der läuft mir auf kein Fall davon.“

Monei machte einen Freudensprung und schlich sich ohne eine Antwort zu geben in die Nebenkammer, wo Maxl lag. Das Geräusch

der Thüre mußte ihn im Schlafe gestört haben, freundlich lächelnd blickte er nach seiner Pflegerin.

„I bring Dir a Nachricht,“ platzte sie aber heraus, denn sie konnte die Neuigkeit nicht mehr unterdrücken. „Denk Dir nur, Dei Bruder is heut Abends kommen.“

Diese Worte fanden aber nur ungläubiges Gehör. „Was denkst Dir denn, Du mußt nit recht g'hört haben,“ war seine Antwort. „Der da heraußen? Nit möglich! Weiß Gott, wo der in Tirol drin steckt.“

„Und doch ist's so,“ versicherte Monei, „wenn D'willst wird er glei da sein.“ Sie erzählte ihm nun schnell, was sie von Karl erfahren hatte und sprang dann in die Stube zurück, um diesen zu ersuchen, nun den Gefangenen zu holen. Der war aber bereits schon auf dem Wege.

Das Wiedersehen der Brüder war ein ergreifendes. Lange brauchten sie, bis sie ihrer Gefühle Herr wurden, und nun das Erzählen und die Beantwortung der Fragen begann. Ein Hoffnungsschimmer belebte sie, daß das Maaß ihrer Leiden erschöpft sein dürfte und bald auch für sie ruhige und zufriedene Tage kommen würden. Max mußte nicht genug seine Pflegerin zu rühmen, welche wie eine Schwester an ihm, dem wildfremden Manne, gehandelt habe. Aber auch Sepp hatte herzliche Worte der Freundschaft und des Dankes für Karl, welcher ihm seine Gefangenschaft so viel in seinen Kräften stand, erleichterte. Zwei Nachrichten waren es, die sie sich noch mittheilten, die aber verschiedene Empfindungen in ihnen erregten. Die eine war der Verrath des Klosterverwalters an dem eigenen Vaterlande, die andere, daß zwischen Lisei und Karl schon ein geheimes Einverständniß zu jener Zeit bestand, als dieser noch im Schloße zu Fügen war, und wenn der Friede zu Stande komme, sie als sein Weib heimführen werde.

„D'Bayern san lang nit so schlimm, wie mans g'macht hat,“ versicherte Max am Schlusse seiner Unterhaltung, „dös hab i und Du erfahren.“

Am frühen Morgen nahmen die Brüder Abschied von einander Max schüttelte Karl dankbar die Hand, er hoffe, ihm bald ver-

gelten zu können, was er an seinem Bruder gethan, versicherte er. Noch einige Wochen der Ruhe, dann sei er wieder im Stande, heimzukehren und er wolle dann schon Sorge tragen, daß Lisei Alles erfahre, was er Gutes gethan habe.

Seppl marschierte nun, in seinem Innern beruhigt, weiter, München zu. Am Mittage kam Monei mit ihrem Schützlinge auf dem Romanihofe an, wo alles schon zu dessen Empfange bereitet war. Kein Wort des Vorwurfs traf sie aus der Eltern Mund; ja ihre Mutter brach sogar in helles Lachen aus, als sie von dem Wägelchen stieg und meinte, einen solch flotten Buben müsse es weit und breit nicht geben.

Am gleichen Tage erhielt auch der Verräther seinen Lohn. Weit hinten im Sarnthale in einer Almhütte, mitten umgeben von Wald, saßen die Geflüchteten des Aufstandes, Hofer, der Kapuziner Haspinger, Speckbacher und einige andere Anführer, die sich theils eingefunden hatten um weitere Auskunft zu erhalten, was nun zu geschehen habe, theils sich auch überzeugen wollten, ob das allgemeine Gerücht wahr sei, daß Hofer schwer verwundet darniederliege. In einem Halbkreise vor der Hütte standen die Männer aufgestellt. Hofer allein saß tief in Gedanken versunken auf der Bank. Er hatte seit dem unglücklichen Tage von Isel bedeutend gealtert, die Sorge um sein Vaterland drückte ihm tiefe Furchen auf die Stirne. Alle betrachteten ihn mit mitleidigen Blicken, nur der Kapuziner ging unruhig auf und ab. In seinem Kopfe arbeitete es Tag und Nacht, wie er helfen und den Patriotismus auf's Neue erwecken könnte. Allein die Flamme war erloschen und mit aller Kunst war sie nicht mehr zum lodernden Feuer zu entzünden.

Zwei Männer schleppten den an Händen und Füßen gebundenen Verwalter herbei. Fahl war sein Angesicht, seine Augen aus ihren Höhlen getreten, wirr hingen ihm die Haare in das Gesicht. Er wußte, was seiner harrte und ach wie gerne hätte er noch länger gelebt. Der Schlag mit dem Stutzen Speckbachers hatte ihn nur für einige Stunden betäubt. Als er durch das Schütteln und Rollen des Wagens wieder zu sich kam, fand er sich mit Stricken gebunden und blickte in die wild rollenden Augen

Speckbachers. An Flucht durfte er bei der sorgfältigen Bewachung nicht denken, nicht einmal eine Bewegung war möglich um die Beweise seiner Schuld von sich zu werfen. So ging es immer weiter bergauf und durch Thäler hindurch, die er nicht kannte, bis die Sonne hoch am Himmel stand. Dann wurde er in einem Walde abgeladen, die Stricke von seinen Füßen gelöst, aber nur um die Arme fester zu binden. Nun ging es mehrere Stunden aufwärts, die Spitzen der Berge kamen immer näher, ein einsames hochgelegenes Bergthale nahm sie auf, in dessen Mitte eine Hütte stand, sie hatten ihr Ziel erreicht. Speckbacher führte ihn zu Hofer in das Innere und berichtete, was er gesehen und auf welche Weise er ihn unschädlich gemacht habe. Eine Durchsuchung seiner Taschen ergab eine schöne Anzahl von Geldstücken, darunter mancher Zwanziger mit dem Bilde der Mutter Gottes, oder Hofers, Rosenkränzen mit Silber eingefaßt, offenbar von gefallenen Tirolern herrührend, Ringen und Uhren. Endlich fanden sie auch noch einen schweren Beutel mit neuen bayerischen Dukaten, den Sündenlohn für den Verrath der Scharnitz. Hätte nicht das Wort Speckbachers allein schon genügt, diese Beweise würden seine Schuld sicher gestellt haben. Hofer würdigte ihn keines Wortes. Er befahl nur, ihn fest zu verwahren und zu bewachen, nicht er allein wolle ihn richten, sondern alle andern sollten Zeugen sein und ihr Urtheil abgeben.

Da stand er nun, zitternd am ganzen Leibe, die Blicke zu Boden gesenkt, den ehrlichen Männern seines Landes gegenüber.

„Männer," begann Hofer, indem er sich erhob, „vielleicht ist's heut das Letztemal, daß ich als Oberkommandant zu Euch red und von der Macht Gebrauch mach, die mir unser guter Kaiser verliehn hat. Da steht der Michel Mair vor Enk, den der Speckbacher erwischt hat, wie er am Berg Isel z'Nachts die Todten ausg'raubt hat. An Haufen Sach hat man bei ihm g'funden, läugnen kann ers nit. Was mit den Dukaten sein muß, wissen wir nit, eing'stehn thut er nix. Da is also kei Zweifel mehr, daß er schuldig is. Was soll mit ihm g'schehn? I allein will nit urtheiln, i will auch Euch drüber hörn."

„Da is nit viel z'bsinnen," antwortete ihm rasch Speckbacher jeder Strick is z'gut, an dem er aufg'hängt wird."

„An Stein an Hals und in See drunt'n nei mit ihm, dös wars recht," erwiderte ein Anderer.

„S'gibt gar nix für den, was z'schlecht war," äußerte ein Dritter. „Für jeds Körnl Pulver wärs Schad."

„Fort mit ihm uno aufg'hängt," riefen alle.

„Jetzt hast es g'hört," wandte sich nun Hofer an den Verwalter, der fast sich nicht mehr auf den Füßen zu halten vermochte, „bereit Dich vor, wenn Du no was auf Dein G'wissen hast. In zwei Stunden is vorbei mit Dir. Unser Herrgott soll Dir ein gnädiger Richter sein."

Als der Verurtheilte nun sah, daß Alles für ihn verloren, keine Hoffnung mehr möglich war, kehrte sein wilder Trotz zurück. Den Kavuziner, der ihn zum Tode vorbereiten wollte, stieß er mit dem Fuße von sich, sein Mund ergoß sich in den schauerlichsten Flüchen und Verwünschungen, zuletzt geberdete er sich wie ein wildes Thier und die Tiroler mußten alle ihre Kraft aufbieten, um des Wüthenden Herr zu werden und ihn zu binden.

„Hinab mit ihm an d'Straß nach Meran," befahl dann Hofer und an einen Baum, wo ihn jeder sehn muß, der vorbei geht. Ihr sorgt, daß man im Land erfährt, warum dös g'schehn is."

So geschah es. Mit einem Fluche beschloß er die letzte Minute seines Lebens. Noch lange hing er an dem Baume, als warnendes Zeichen nnd heute noch geht der Landmann nicht an dem Baume vorüber, ohne ein Kreuz zu machen und ein frommes Stoßgebet zu sprechen.

Friede erscholl es im ganzen Lande! Wie viele Tausende hatten ihn herbeigesehnt und blickten jetzt mit freudiger Zuversicht in die Zukunft. Alles athmete freier auf, denn man glaubte, nun werde endlich für immer das Blutvergießen ein Ende genommen haben. Was an überflüßigen Mannschaften in Tirol entbehrt werden konnte, wurde in die Heimat zurückgesendet. Wastl erhielt den Befehl, sich mit seiner Kompagnie nach Kochel zu begeben, die Bewachung der Scharnitz wurde Soldaten überwiesen.

War das ein Jubel und eine Freude, ein Schreien und Juchzen, als die wackeren Burschen dieses vernahmen, denn waren sie auch gerne ausgezogen, noch lieber kehrten sie in die gewohnten Verhältnisse zurück. Schon am zweiten Tage Abends kamen sie, die Hüte mit Eichenlaub geschmückt, den Kesselberg herab und als sie nun des heimatlichen Dorfes ansichtig wurden, brach erneuter Jubel los. Am Fußwege der Straße, der hinüber zum Romanihof führte, stand Monei wieder als Bursche gekleidet mit dem Stutzen auf dem Rücken, die Ankommenden erwartend. In der Hand hatte sie einen Buschen, brennende Lieb in der Mitten, links und rechts rothe Nagerln, den sie ihrem Wastl neben das Eichenlaub auf den Hut steckte, denn er als Hauptmann mußte eine besondere Auszeichnung haben. Dann trat sie in Reih und Glied, bei dem Einmarsche durfte sie nicht fehlen.

Alt und Jung eilte ihnen entgegen, als der Schall der Trommeln und Schwegelpfeifen hörbar wurde. War das ein Herzen und Küssen, ein Händedrücken, daß sie fast nicht mehr vorwärts kommen konnten. Wastl führte sie aber zuerst in die Kirche, um Gott zu danken, daß Alles so glücklich gegangen, dann endlich kommandirte er das so oft ersehnte: „Marsch auseinander!“

Nicht wenig überrascht und erfreut war er, als er sein Heim wieder betrat, einen unerwarteten Besuch zu finden. Der Husarenoffizier, der ihm das Denkzeichen auf die Stirne gedrückt hatte, war seinem Versprechen gemäß gekommen und hatte seit etlichen Tagen bei seiner Mutter Quartier genommen, wie er sich ausdrückte. Seine erschütterte Gesundheit veranlaßte ihn, seinen Abschied zu nehmen und auf den Rath der Aerzte sollte er sich in ein milderes Klima begeben. Allein es gefiel ihm an den Gestaden des Kochelsees so wohl, daß er beschloß, auch des ehemaligen Feindes, nun aber Freundes wegen, längere Zeit da zu verweilen, besonders weil er sah, wie gerne man ihn aufgenommen hatte und wie freundlich und zuvorkommend die biederen Leute waren. Jetzt gab es nun freilich viel zu erzählen und daher war es auch Wastl erst in einigen Tagen möglich, den ersten Besuch auf den Romanihof zu machen.

Rainer saß am Tische, er war so weit hergestellt, daß er daran denken konnte, in das Zillerthal zurückzukehren. Sein Bruder war gleich nach geschlossenem Frieden in der Heimat angekommen, und hatte ihm zu wissen gethan, daß er ihn selbst abholen werde. Rosl empfing den Schwiegersohn in ihrer gemüthlichen Weise. Mit Paul hatte er eine längere Unterredung, in welcher festgesetzt wurde, daß die Hochzeit nun so bald wie möglich stattfinden solle, womit natürlich Wastl und Monei vollkommen einverstanden waren.

„Sonst macht die Hex noch einmal so G'schichten," sprach der Bauer am Schluße, „zuzutrauen is ja der alls."

Drinnen im Zillerthal gab es ebenfalls nur glückliche Menschen. Seppl hatte gleich nach seiner Ankunft Lisei tüchtig in's Gebet genommen und sie gefragt, was es den mit dem Karl da draußen in Brannenburg für eine Bewandtniß habe. Es sei ihm darüber so manches zu Ohren gekommen, was er zwar anfänglich nicht geglaubt habe, jedoch nun aus ihrem Munde bestätigt hören möchte. Das Mädchen sah auch gar nicht ein, warum sie noch länger ein Geheimniß aus ihrer Liebe machen solle und gestand dem Vetter alles offen, wie es gegangen und wie weit die Sache gediehen sei. Die Wirthin war über diese Nachricht fast aus dem Geleise gekommen und rief ein um das andere Mal aus: „Und dös is mir entgangen! Wo hab i denn da meine Augn g'habt. Meiner Lebtag passirt mir dös nimmer!"

Als aber nun der Wirth erzählte, wie Karl an ihm gehandelt habe und wie er von dessen Eltern auf dem Heimwege in Brannenburg empfangen und aufgenommen wurde, brach erst die Freude des Mädchens in hellen Jubel aus und den ganzen Tag wurde von nichts anderem mehr gesprochen, als von Karl und wieder von Karl.

Am kommenden Tage zog Seppl seinen Sonntagsstaat an, obwohl es anfangs der Woche und von einem Feiertage keine Spur war.

„Wohin denn?" fragte die erstaunte Wirthin, „bist doch nit rabiat wordn?"

„Nach Zell nei, zum Vettern," war die Antwort. „I will

sehn, wenn i als Brautwerber für s'Lisei komm, ob er dann a no nein sagt. I möcht scho habn, daß alle Rainer beisamm auf der Hochzeit wären."

„Dös is was anders," gab die Wirthin zustimmend zur Antwort. „Ist mir auch recht, wenn i mit kann, komm so ganz Jahr nit übers Dorf naus, g'schweige denn sonst wohin."

Trotz er selbst im höchsten Staate kam, kostete es viele Mühe und der ganzen Rednergabe des Wirthes, Liseis Vater endlich zu der Einwilligung zu bestimmen. Aber zur Hochzeit ins Bayernland hinauszugehen, das vermöge er nicht über das Herz zu bringen, das soll seine Alte thun, er könne nun einmal keinem Bayern aufrichtig in die Augen sehen und da würde er eine schlechte Figur dabei spielen, behauptete er. Vorderhand hatte Seppl das Wichtigste erreicht und als er am Abende Liesei davon in Kenntniß setzte, war diese des Dankes voll und meinte, das Weitere werde auch noch kommen, wenn sie einmal Ritterbäuerin sei.

Vierzehn Tage später stiegen drei Männer vor dem Verweser-Wirthshause in Fügen ab. Es war der Wirth selbst mit seinem Bruder Max, den er auf dem Romanihofe geholt hatte. Der Dritte war ein junger, schöner Mann in der Kleidung der Oberländer.

Nur einen Blick warf Lisei auf denselben, als er in die Stube eingetreten war.

„Karl!" rief sie dann aus, eilte ihm entgegen und fiel ihm weinend und lachend um den Hals.

„Lisei," erwiderte dieser. „Der Soldatenrock is fort, g'fall i Dir in dem G'wand wohl auch?"

„Viel hundertmal besser no," erwiderte sie, „jetzt stimmen wir zwei erst recht z'sammen, von außen und innen."

Drei Wochen darauf waren sie Mann und Weib. Die Rainer saßen alle an dem Hochzeitstische, nur Liseis Vater nicht, er konnte sein einmal gegebenes Wort nicht brechen, versicherte er bei einem nochmaligen Versuche seines Weibes, ihn umzustimmen. Die Wirthin aber war ganz glückselig und versicherte oft, das hätte sie gar nicht geglaubt, daß es [illegible] en auch so schon wäre.

Sie sei immer der Meinung gewesen, außer dem Zillerthale gäbe es nichts mehr auf der Welt. Wenn sie aber noch einmal ein Bäschen ins Haus nehme, käme ihr gewiß nichts mehr aus, ob es dann ein weißer oder blauer Soldatenrock oder eine Joppe sei.

Noch einmal mußten Max und Seppl hinaus in das Bayerland. Auch für Wastl und Monei war endlich der ersehnte Tag angebrochen.

Ein langer Hochzeitszug war es, der sich unter dem Festgeläute der Glocken und dem Krachen der Böller der Kirche nahte. Keines fehlte. Die beiden Zillerthaler geleiteten in ihrer malerischen Tracht Wastl als Ehrengäste, Monei war von sechs der hübschesten Mädchen umgeben. Paul und Rosl, des Hochzeiters Mutter, Schwester und Schwager, der ehemalige Husarenoffizier, der Einödbauer mit seinem Weibe, Veri und Nannei, Christl, alle ließen es sich angelegen sein, ihnen diesen Tag zu einem unvergeßlichen zu machen. Die Compagnie war in voller Uniform, die Hüte wieder mit Laub und Blumen geschmückt, erschienen, diesesmal aber kommandirt von Martl, der nicht wenig stolz an ihrer Spitze marschirte. Zu beiden Seiten gaben die Burschen das Ehrengeleite dem Zuge und als Wastl und Monei die Ringe wechselten, krachten dreimal die Büchsen vor der Kirche als besondere Ehrenbezeugung.

Hoch und freudevoll ging es dann im Wirthshause zu. Gegen Mittag kam auch Karl mit seinem hübschen Weibchen angefahren, und damit steigerte sich die Lustbarkeit fast auf den höchsten Gipfel. Als noch am Nachmittage ein Schreiben vom Landgerichte an den Bürgermeister eintraf, das dieser öffentlich zu verlesen hatte, und worin dem Hochzeitspaare, wie der ganzen Compagnie die besondere Anerkennung der Regierung für ihr tapferes Verhalten ausgesprochen wurde, wollten die Hochrufe und die Juchzer kein Ende mehr nehmen. Der Morgen des anderen Tages trennte erst die letzten Gäste und noch nach vielen Jahren wurde von der Hochzeit der Waldhexe vom Romanihofe erzählt und daß eine solche wohl nie mehr in Kochel sein werde.

Für Hofer, den tapferen Sandwirth, aber war dieses ein Unglückstag. Nicht nur den Klosterverwalter allein, sondern auch

noch einen zweiten Verräther hatte Tirol aufzuweisen. Der Schlupfwinkel des Sandwirths von Passeyr hoch auf dem Berge vou Schnee bedeckt, wurde den Franzosen verrathen und dieser nun als Gefangener nach der Festung Mantua abgeführt. Nach kurzem Prozesse stand er am 26. Februar 1810 in den Laufgräben, den Mündungen der französischen Gewehren gegenüber. Offenen Auges sah er dem Tode entgegen und das „Leb' wohl, mein Land Tirol" war nun zur Wahrheit geworden.

Der feurige Rothbart Haspinger und der unermüdete Speckbacher hatten sich nach Oesterreich geflüchtet, um der Rache ihrer Feinde zu entgehen. Nur die ältesten Leute am Kochelsee können sich noch des Romanihofes erinnern. Martl hatte, als er das Anwesen übernommen und seine Eltern, die nie die Stätte ihres ehelichen Glückes verließen, gestorben waren, sich im Dorfe selbst ein neues Heim errichtet und die vielleicht einzig in dieser Gegend übrig gebliebene Wohnstätte der früheren Eroberer des Landes, der Römer, niederreißen lassen. Nur ein Wahrzeichen steht noch, die kleine Kapelle am Fuße der Benediktenwand, die Paul auf dem Felsen der Schlucht errichten ließ, wohin er sich flüchten wollte, wenn die Tiroler einen Ausfall in diese Gegend unternommen hätten und wo am Sterbetage der Eltern sich die Kinder und Enkel versammelten, um für die Ruhe der Dahingegangenen zu beten.

Ein Jahr darauf ergriff der alte Rainer in Zell seinen Wanderstab und ging hinaus auf den Ritterhof in das Bayerland. Er konnte es doch nicht über das Herz bringen, wenigstens einmal seinen Enkel zu sehen. Als er aber den hübschen Buben in der Wiege gewahrte, der ihn so herzlich anlächelte und die kleinen Händchen entgegenstreckte, nahm er ihn auf seine Arme und herzte und küßte das kleine Bayernkind, wie nur ein glücklicher Großvater es zu thun vermag. Aller Groll und Haß war aus seinem Herzen verschwunden und oft summte er, wenn er den kleinen Anderl, wie dieser nach dem Großvater benannt war, in den Schlaf wiegte, ein Liedchen für sich hin, dessen letzte Strophe lautete:

**Bei die Boarn und Tiroler
Hab'n d'Stutz'n a Ruh!
Lass'n an Kaiser hoch leb'n
Und an König dazu!**

Fuchs, Max,

Die Waldhexe Historische Erzählung aus den bayerischen Bergen von Max Fuchs. (Historisch)

München [ca. 1881/82]

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11669474-4